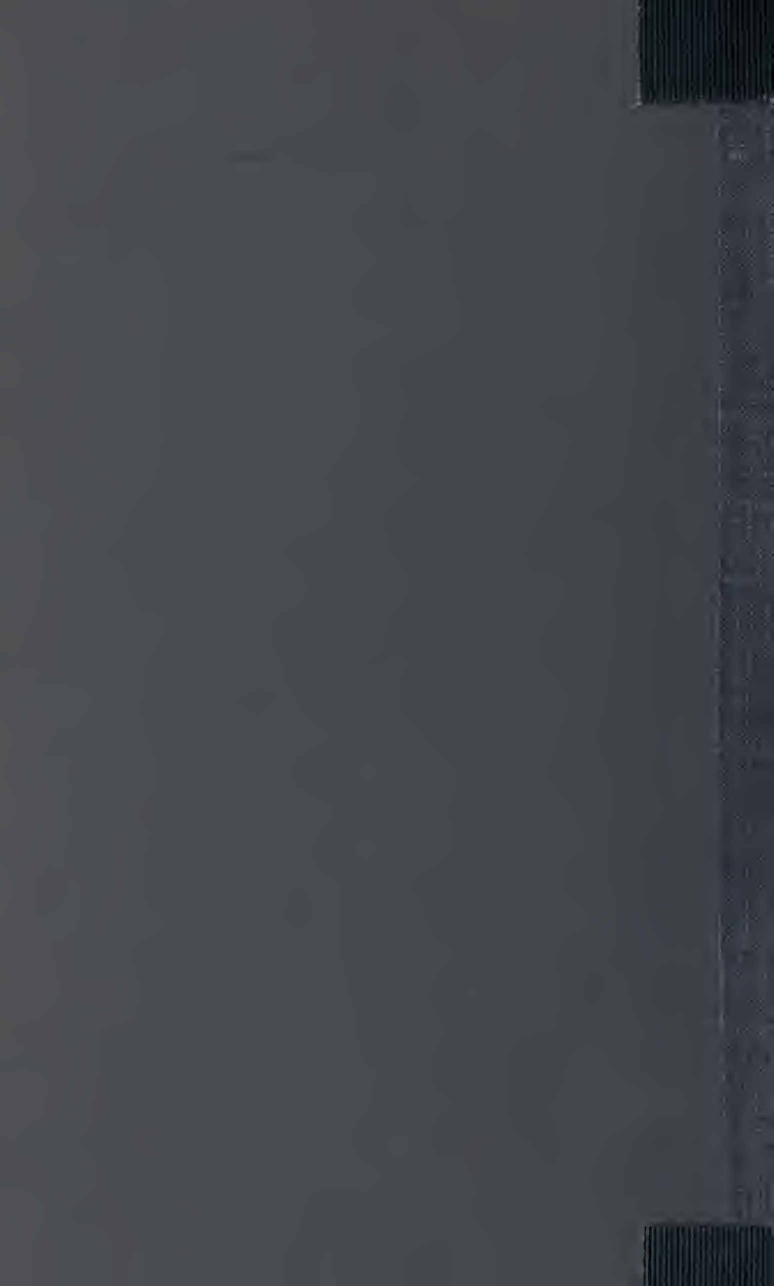








Italiänischer Novellenschatz.

Dritter Theil.

Italiänischer Novellenschatz.

Ausgewählt und übersetzt

von

Adelbert Keller.

Dritter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1851.

Inhalt des dritten Theils.

XXIV. Matteo Bandello.

1534.

---

70. Unüberwindliche Großmuth.

(1, 2.)

Man hat oftmals unter gelehrten und dem Hofdienste lebenden Männern die Frage aufgeworfen, ob eine preiswürdige Handlung oder eine ritterliche und edelmüthige That, die ein Hofmann gegen seinen Gebieter übt, Edelmuth und Ritterlichkeit genannt werden darf, oder ob es vielmehr nur Pflicht und Schuldigkeit ist. Und der Streit über diesen Gegenstand ist nicht ohne Belang, denn Vielen steht es fest, daß der Diener seinem Herrn den ganzen Tag über nicht so viel leisten kann, daß er nicht noch weit mehr zu thun verpflichtet wäre. Denn wenn er etwa nicht die Gunst seines Königs besitzt und sie doch besitzen möchte (wie jeder Diener thut), was darf er je zu thun unterlassen, wie schwer es auch sei, damit er die ersehnte Gnade erlange? Sehen wir nicht viele, die, um sich ihren Fürsten günstig zu stimmen, ihr eigenes Leben tausend Wagnissen, ja oft tausend Gefahren des Unterganges ausgesetzt haben? Wenn er sich nun in Gunst befindet und erkennt, daß er von seinem Fürsten geliebt wird, wie viele Mühen und Beschwerden muß er dulden, um sich in Ansehen zu erhalten und die erworbene Gunst zu bewahren und zu erhöhen? Ihr wißt, es ist ein allgemeines Sprichwort, das ein geistreicher Dichter verherrlicht hat, daß Erworbenes erhalten keine geringere Tugend sei, als das Erwerben selbst.

Manche behaupten nun im Gegentheil und bemühen sich es mit den stärksten Gründen zu beweisen, daß Alles, was der Diener über seine Schuldigkeit thut und über die Verpflichtung hinaus, welche er hat, seinem Herrn zu dienen, als freiwillige Leistung anzusehen sei, geeignet, seinen Gebieter sich zu verpflichten und zu neuen Wohlthaten zu ermuntern. Sie gehen von der Ansicht aus, daß, so oft einer sein Amt versieht, wozu er von seinem Herrn angewiesen ist, und es mit allem Eifer und in der Art thut, wie es sich gehört, er seiner Pflicht genügt hat und von ihm den gebührenden Lohn verdient. Doch da wir hier nicht beisammen sind zu disputiren, sondern zu erzählen, lassen wir nunmehr den Streit beiseite, und ich beabsichtige über das, was ein mannhafter König gethan, euch eine Geschichte mitzutheilen. Wenn nach Beendigung derselben vielleicht jemand ausführlicher darüber zu sprechen geneigt ist, so bleibt ihm ja, dünkt mich, noch immer das Feld offen, um nach Herzenslust ein Paar Sträuße zu bestehen. Es lebte also im Königreich Persien einst ein König Namens Artaxerxes, ein Mann von großem Muthe und sehr geübt in den Waffen. Er war dem Berichte der persischen Geschichtsbücher zufolge anfangs nur ein gewöhnlicher Soldat, der keinen militärischen Rang im Heere führte, und brachte als solcher den Artaban den letzten König der Arsaciden um, unter welchem er diente. Er gab den Persern auf etwa fünfhundertachtunddreißig Jahre die Herrschaft über Persien zurück, welche in den Händen der Macedonier und anderer Völker nach dem Tode des Darius gewesen war, welchen Alexander der große besiegt hatte. Nachdem er also ganz Persien befreit hatte und vom Volke zum König erwählt worden war, hielt er Hof mit Pracht und unter tugendhaften Handlungen. Er war äußerst glänzend in all seinem Thun und galt deswegen, neben dem in blutigen Schlachten mannhaft erworbenen Ruhm, im ganzen Morgenland für den edelmüthigsten und großherzigsten

König, der in seiner Zeit auf einem Throne saß. In seinen Gastmahlen war er ein zweiter Lucull und ehrte hoch die Fremden, die zu ihm an den Hof kamen. Dieser König hatte an seinem Hofe einen Seneschal mit Namen Ariabarzanes, dessen Amt es war, so oft der König öffentlich eine Mahlzeit veranstaltete, auf einem weißen Rosse mit einer goldenen Keule in der Hand den Knappen voranzureiten, welche die Speisen des Königs in goldenen Gefäßen mit feinster Leinwand bedeckt trugen, und diese Tücher waren durchaus gestickt und mit Seide und Gold in der schönsten Arbeit durchwirkt. Dieses Amt des Seneschals war sehr geachtet und wurde gemeiniglich einem der ersten Barone des Reichs übertragen. Der besagte Ariabarzanes nun war von der edelsten Abstammung und so reich, daß fast niemand ihm an Reichthum im Reiche gleich kam, und überdies der feinste und freigebigste Ritter, der an diesem Hofe lebte; ja, er machte oft so sehr den Großmüthigen und gab so ohne Rückhalt weg, daß er die Mittelstraße verließ, worin alle Trefflichkeit besteht, oftmals zu den äußersten Punkten sich neigte und in das Laster der Verschwendung verfiel. Es hatte daher gar oft den Anschein, als wollte er in den Werken der Höflichkeit sich mit seinem König nicht nur auf gleiche Linie stellen, sondern er suche sogar mit aller Macht es ihm zuvorzuthun und ihn zu übertreffen. Eines Tages nun ließ sich der König das Schachbret bringen und wollte mit Ariabarzanes eine Partie Schach spielen. In damaliger Zeit stund bei den Persern das Schachspiel im höchsten Ansehen und ein guter Spieler war so geachtet, wie heutzutage unter uns ein gewandter Kämpfer in wissenschaftlichen und philosophischen Streitigkeiten. Sie saßen also einander gegenüber an einem Tische im königlichen Saale, in welchem sehr hohe Personen sich befanden, die ihrem Spiele aufmerksam und schweigend zusahen, und fingen an, so gut sie konnten, sich mit den Schachfiguren zu befehden. Ariabarzanes,

sei es daß er besser spielte, als der König, oder daß der König nach wenigen Zügen die Aufmerksamkeit auf das Spiel verlor, oder was immer der Grund sein mochte, Ariabarzanes brachte den König dahin, daß er nicht anders konnte, als daß er in zwei bis drei Zügen schachmatt werden mußte. Als der König dies merkte und die Gefahr einsah, matt zu werden, röthete sich sein Gesicht ungewöhnlich, er sann nach, ob nicht noch ein Ausweg möglich wäre, um die Niederlage zu vermeiden, und außer der Röthe, die man in seinem Gesichte gewahr wurde, merkten alle Zuschauer des Spieles an seinem Kopfschütteln und an andern Geberden und Seufzern, wie leid es ihm that, so weit gekommen zu sein. Dem Seneschal entging das nicht, und er konnte den Anblick der ehrenvollen Beschämung seines Königs nicht ertragen; er machte daher einen Zug mit seinem Springer, der dem König so Bahn öffnete, daß er ihn nicht nur aus der Gefahr befreite, in welcher er schwebte, sondern noch einen Thurm ganz preisgab. So stund das Spiel wieder gleich. Der König kannte den Edelmuth und die große Gesinnung seines Dieners, die er sonst schon hinreichend erprobt hatte, genau, er that als habe er nicht bemerkt, daß er den Thurm nehmen könne, warf die Figuren um, stand auf und sagte: Genug, Ariabarzanes! Das Spiel ist euer, ich gebe mich überwunden.

Es fuhr dem Artaxerxes durch den Sinn, Ariabarzanes habe dies nicht aus Großmuth gethan, sondern vielmehr um sich seinen König zu verpflichten; das misfiel ihm und daher wollte er nicht mehr spielen. Doch ließ der König hernach weder in Winken noch in Handlungen noch in Worten sich anmerken, daß ihm diese Großmuth seines Seneschals misfallen habe. Freilich hätte er allerdings gewünscht, daß Ariabarzanes sich solcher Handlungen enthalten hätte, wenn er mit ihm spielte oder sonst etwas mit ihm anfing, und wenn er den Großmüthigen und Freigebigen machen wollte, so sollte er

das gegen Untergebene oder Gleichstehende thun, denn es gefiel ihm nicht, daß ein Diener in Dingen der Großmuth und Freigebigkeit sich auf gleiche Linie mit seinem Gebieter stellen wollte. Es war wenige Tage nach diesem Vorfall, der König befand sich in Persepolis der Hauptstadt Persiens und ordnete eine prächtige Jagd an nach Thieren, wie jene Gegend sie erzeugt und die von den unserigen sehr verschieden sind. Als Alles in Ordnung gebracht war, begab er sich an die Stelle der Jagd mit dem ganzen Hofe. Ein großer Theil des Waldes war umstellt von Netzen und gelegten Schlingen, der König vertheilte das Personal seiner Jäger wie es ihm geeignet schien, und ließ nun mit Hunden und Hörnern die Thiere aus ihren Höhlen und Löchern aufscheuchen. Plötzlich sprang ein wildes Thier sehr ungestüm und gewandt hervor, übersprang mit einem Satze die Netze und begab sich eiligst auf die Flucht. Der König sah das seltsame Thier und beschloß es zu verfolgen und zu erlegen. Er winkte daher einigen seiner Barone, daß sie gemeinschaftlich mit ihm dem Thiere nachsetzten, ließ seinem Pferde die Zügel und schickte sich an, ihm nachzueilen. Einer der Barone, welche mit dem König dem Thiere nachsetzten, war Ariabarzanes. Es fügte sich, daß damals der König gerade ein Pferd ritt, das ihm wegen seines besonders schnellen Laufes so lieb war, daß er tausend von seinen andern drangegeben hätte, um dieses zu retten, und um so mehr, als es außer der Schnelligkeit seines Laufes für Gefechte und Waffenthaten besonders geschickt war. Während er nun mit verhängtem Zügel das eilende oder eigentlich fliegende Thier verfolgte, entfernten sie sich weit von der Gesellschaft und beschleunigten ihren Lauf so sehr, daß der König nur noch den Ariabarzanes bei sich behielt, und hinter ihm folgte einer von den Seinigen, den er bei Jagden stets auf einem guten Pferde mit sich führte. Auch das Pferd des Ariabarzanes stand im Rufe eines

der besten, die sich am Hofe befanden. Nun begab es sich, als alle diese drei mit verhängten Zügeln dahinstürmten, merkte Ariabarzanes, daß das Pferd seines Herrn an den Vorderfüßen die Eisen verloren hatte und schon die Steine anfingen ihm die Hufe anzugreifen. So mußte also entweder der König seine Jagdunterhaltung einstellen oder das Pferd mußte zu Grunde gehen. Unter diesen beiden denkbaren Fällen war keiner, der nicht dem König äußerst unangenehm war, der übrigens noch nicht bemerkt hatte, daß das Pferd die Eisen verloren hatte. Sobald der Seneschal dies bemerkte, stieg er ab, ließ sich von dem nachfolgenden Diener, der für Nothfälle mit dem Erforderlichen versehen war, Hammer und Zange geben und nahm seinem guten Pferde die zwei Vordereisen ab, um sie dem des Königs anzuschlagen, entschlossen, dann sein eigenes preiszugeben und die Jagd fortzusetzen. Er rief also dem König zu, stille zu halten, und benachrichtigte ihn von der Gefahr, in welcher sein Pferd schwebe. Der König stieg ab, er sah die beiden Eisen, welche der Diener des Seneschals in der Hand hatte, achtete aber weiter nicht darauf, oder meinte vielleicht, Ariabarzanes lasse welche für dergleichen Fälle mitnehmen, oder auch, es seien dieselben, welche seinem Pferde abgefallen waren, und wartete, bis es bereit war, um wieder aufzusitzen. Da er aber das gute Pferd des Seneschals ohne Vordereisen sah, merkte er sogleich, daß das eine der ritterlichen Höflichkeiten des Ariabarzanes war, und beschloß, ihn auf dieselbe Weise zu besiegen, wie er sich bemüht hatte, ihn zu übertreffen. Sobald also das Roß beschlagen war, machte er es dem Seneschal zum Geschenk. Der König wollte viel eher die Freude der Jagd verlieren, als von einem seiner Diener an Höflichkeit übertroffen werden; er berücksichtigte dabei den Hochsinn des Mannes, der mit ihm in ruhmvollen Thaten und Hingebung wetteifern zu wollen schien. Dem Seneschal schien es nicht passend, das Geschenk seines

Herrn zurückweisen zu wollen, sondern er nahm es mit demselben hohen Geiste hin, mit dem er seinem Roß die Eisen hatte abnehmen lassen, und erwartete immer eine Gelegenheit, seinen Gebieter an Höflichkeit zu übertreffen und sich ihn zu verpflichten. Es dauerte hernach nicht lange, so kamen viele von denen, welche zurückgeblieben waren, ihnen nach, der König nahm ein Pferd von einem der Seinigen und kehrte nach der Stadt zurück mit seinem ganzen Gefolge. Wenige Tage darauf ließ der König ein festliches prachtvolles Turnier ansagen auf den ersten Maitag. Der Preis, der dem Sieger verliehen werden sollte, war ein muthiges edles Pferd nebst Zügel, dessen Gebiß von feinem Golde reich gearbeitet war, und einem Sattel vom höchsten Werthe, und das übrige Reitzeug war im Verhältniß zum Zaum und Sattel; der Zaum bestand aus zwei sehr kunstreich gearbeiteten Goldketten. Das Pferd war ferner bedeckt mit einer Decke von Goldstoff mit Cantillen, ringsum mit sehr schönen gestickten Franzen, woran goldene Mispeln und Glöckchen hingen. Am Sattelbogen hing ein ganz feiner Degen, die Scheide ganz eingefaßt von Perlen und köstlichen Steinen von großem Werthe, und auf der andern Seite sah man einen sehr schönen starken Stab befestigt auf Damascener Art ganz meisterhaft gearbeitet. Ferner lagen neben dem Pferde nach Art von Trophäen umher alle möglichen Waffen, wie sie ein Ritter im Kampfe braucht, so reich und schön, wie sie nur irgend zu finden waren. Der Schild war bewundernswürdig und stark, man konnte ihn nebst einer schönen goldenen Lanze sehen am Tage, wo das Turnier Statt finden sollte. Alle diese Dinge sollten dem Sieger im Wettkampfe zu Theil werden. Es kamen nun viele Fremde zusammen zu dem hohen Feste, theils um mit zu kämpfen, theils um die prachtvolle Feier des Turniers zu sehen. Von den Unterthanen des Königs blieb kein Ritter noch Baron zurück, der nicht reich gekleidet erschien; und unter

den ersten, die ihren Namen angaben, war der Erstgeborne des Königs, ein sehr tapferer und im Waffenwerk äußerst geachteter Jüngling, der von früh auf im Lager erzogen und herangewachsen war. Auch der Seneschal meldete sich an. Ebenso andere persische wie fremde Ritter, denn das Fest war als ein allgemeines verkündigt worden mit sicherem Geleite für alle Fremde, welche dazu kommen und dabei kämpfen wollten, nur mußten es adelige sein, andere wurden nicht angenommen. Der König hatte zu Kampfrichtern drei alte Barone erwählt, welche in früherer Zeit gleichfalls selbst wackere Kämpfer gewesen waren und sich in vielen Unternehmungen geübt und als rechtschaffene und einsichtige Männer bewährt hatten. Sie hatten ihr Tribunal mitten in der Rennbahn gerade dem Punkte gegenüber, wo meistens die Kämpfenden sich zu treffen und ihre Schläge zu führen pflegten. Nun müßt ihr euch vorstellen, daß alle Frauen und Töchter des Landes sich hier versammelt hatten und daß eine solche Menge Volks hier beisammen war, wie es sich von einem Feste dieser Art erwarten ließ. Und vielleicht kämpfte daselbst kein Ritter, der nicht seine Geliebte hatte, und jeder hatte irgend ein Geschenk von ihren Frauen, wie bei ähnlichen Kämpfen zu geschehen pflegt. Zum angesetzten Tag und Stunde erschienen alle Kämpfenden mit größtem Pompe der reichsten Überkleider sowol über den Waffen als den Pferden. Der Kampf begann, viele Lanzen splitterten und manche führten schöne Schläge; aber das allgemeine Urtheil ging dahin, daß der Seneschal Ariabarzanes es sei, der den Preis davontragen müsse; wäre aber er nicht da, so übertreffe der Sohn des Königs bei weitem alle andern, denn keiner der Wettkämpfer hatte über fünf Streiche für sich, nur des Königs Sohn hatte deren neun. Der Seneschal zeigte elf kräftig und ehrenvoll gebrochene Lanzen und wenn er noch einen einzigen Streich gewann, so war er Sieger im Spiele, denn zwölf Streiche waren an jenem Tage

den Kämpfenden vorgeschrieben, um den Preis zu gewinnen, und wer sie zuerst führte, bekam ohne weiteres Hinderniß den Preis. Dem König (um die Wahrheit zu sagen) konnte keine größere Freude werden, als wenn die Ehre dieses Tages seinem Sohne zufiele; aber er sah nicht wohl ein, wie es möglich werden sollte, denn er erkannte den großen Vorsprung, den der Seneschal hatte, gut; doch ließ er sich als ein kluger Mann die Sache im Gesicht nicht merken. Auf der andern Seite war sein junger Sohn, der vor seiner Geliebten kämpfte, bis zum Tode verdrießlich darüber, daß er so seine Hoffnung schwinden sah, die erste Ehre zu erringen, sodaß Vater und Sohn von gleichem Verlangen brannten. Aber die Trefflichkeit und Tapferkeit des Seneschals und der Umstand, daß er seinem Ziele schon so nahe stand, schnitt ihnen alle Hoffnung ab, wenn noch eine solche übrig gewesen war. Im Augenblicke nun, als der Seneschal seine letzte Lanze brechen wollte, er ritt an diesem Tage eben das treffliche Pferd, das ihm der König auf der Jagd geschenkt hatte, und wußte genau, daß der König sehnlichst wünschte, seinen Sohn siegreich zu sehen, ebenso kannte er die Gesinnung des Jünglings, der zu Ehren und in Gegenwart seiner Geliebten ganz von demselben Verlangen glühte, in dem Augenblicke faßte er den Entschluß, sich einer solchen Ehre zu entkleiden und sie dem Sohne des Königs zu überlassen. Er wußte zwar wohl, daß eine solche Großmuth dem König nicht gefiel; nichts desto weniger war er aber geneigt, durch Beharrlichkeit seine Ansicht zu überwinden, nicht weil er mehr begehrte, als der König ihm schenkte, sondern blos, um sich zu ehren und Ruhm zu erwerben: der Seneschal war der Ansicht, es sei undankbar vom König, diese Handlungen des Edelmuths, den er gegen ihn übte, nicht annehmen zu wollen. Er hatte sich nun unter allen Umständen vorgenommen, es so einzurichten, daß die Ehre dem Sohne des Königs bliebe; er legte die Lanze ein, als er nahe

daran war, mit ihm zusammen zu treffen (denn er selbst war es, der ihm entgegenkam), ließ aber die Lanze aus der Hand fallen und sagte: Mein Edelmuth soll es dem der andern gleichthun, wenn er auch nicht geschätzt wird.

Der Sohn des Königs traf mit Anstand den Schild des Seneschals, brach seine Lanze in tausend Stücke und gewann den zehnten Streich. Viele hörten die Worte des Seneschals, die er beim Wegwerfen der Lanze aussprach, und alle Umstehenden ohne Ausnahme merkten, daß er nicht habe treffen wollen, um nicht den letzten Streich zu führen und dem Sohne des Königs die so sehr gewünschte Ehre des Turniers zu lassen. Er verließ auch darauf die Schranken. Der Sohn des Königs bestand ohne große Mühe die letzten Gänge und trug Preis und Ehre davon. Unter dem Schalle von tausend Musikinstrumenten und unter Voranführung des Kampfpreises wurde er mit Pomp durch die ganze Stadt geleitet und unter dem Gefolge befand sich auch der Seneschal, der fortwährend mit heiterer Miene die Mannhaftigkeit des Prinzen rühmte. Der König war ein scharfsichtiger Mann, er hatte schon oft und viel die Tapferkeit seines Seneschals in andern Turnieren, Wettkämpfen, Buhurten und Schlachten erprobt und ihn immer vorsichtig klug und persönlich äußerst tapfer erfunden; so erkannte er denn wohl, daß das Fallen der Lanze nicht zufällig gewesen war, sondern ganz vorsätzlich und dies bestärkte ihn in der Ansicht, die er über die Großmuth und Aufopferung seines Seneschals hegte. Und in der That der Edelmuth des Seneschals Ariabarzanes war so groß, daß wie mich dünkt wenige sich bereit finden ließen, ihn nachzuahmen. Wir sehen den ganzen Tag viele mit den Glücksgütern freigebig umgehen und reichlich bald Kleider, bald Silber und Gold, bald Edelsteine und andere Dinge von großem Werthe an den und jenen verschenken. Ja, große Herren sieht man nicht nur mit solcherlei Dingen gegen ihre Diener freigebig

und großmüthig, sondern sie verschenken selbst großartig Burgen, Ländereien und Städte. Was sollen wir von denen sagen, die mit ihrem eigenen Blute und mit dem Leben selbst oftmals verschwenderisch umgehen im Dienste anderer? Von solchen und ähnlichen Beispielen sind alle Bücher aller Sprachen voll; aber wer den Ruhm gering-schätzt und mit seiner eigenen Ehre freigebig ist, ein solcher findet sich noch nicht. Der siegreiche Feldherr schenkt nach dem blutigen Treffen seinen Kriegskameraden Beutestücke der Feinde und Gefangene und macht sie theilhaftig der ganzen Eroberung; aber den Ruhm und die Ehre der Schlacht behält er für sich selbst. Und, wie der wahre Vater der römischen Beredtsamkeit göttlich bemerkt, jene Philosophen, die von der Pflicht der Geringschätzung des Ruhmes schrieben, streben eben durch ihre Bücher nach Ruhm. Dem König nun gefiel diese Großmuth und dieses Zurücktreten seines Seneschals nicht, vielmehr war es ihm zuwider, denn er war der Ansicht, es sei für einen Unterthanen und Diener nicht schicklich, sich nicht nur seinem Herrn gleichzustellen, sondern ihn durch Handlungen der Großmuth und Aufopferung zu verpflichten; so fing er an, ihn es merken zu lassen und ihn weniger freundlich zu behandeln, als seither. Ja, zuletzt beschloß er, ihn deutlich merken zu lassen, wie sehr er sich irre, wenn er glaube, sich seinen Gebieter verpflichten zu können, und zwar folgendermaßen. Es war eine alte bewährte Sitte in Persien, daß die Könige alljährlich den Jahrestag ihrer Krönung durch ein großes pomphaftes Fest feierten, an welchem Tage alle Barone des Reichs verbunden waren, sich am Hofe einzufinden, woselbst der König acht Tage lang hintereinander mit den kostbarsten Mahlzeiten und anderen Festlichkeiten dieselben bewirthete. Als nun der Jahrestag der Krönung des Artaxerxes kam und alles in gehöriger Weise zugerüstet war, wollte der König ausführen, was ihm eingefallen war, und er trug einem seiner vertrauten Kämmerer auf, sogleich den Ariabar-

zanes aufzusuchen und ihm zu sagen: Ariabarzanes, der König befiehlt dir, im Augenblicke den Schimmel, den goldenen Stab und die übrigen Zeichen deines Seneschalamtes selber deinem Feinde Darius zu bringen und ihm im Namen des Königs zu eröffnen, daß er zum obersten Seneschal ernannt ist.

Der Kämmerer ging hin und that, was der König ihm aufgetragen hatte. Als Ariabarzanes diese strenge Botschaft hörte, meinte er umzukommen vor Schmerz und er empfand die Sache um so tiefer, als Darius sein erbittertster Feind auf Erden war. Dem unerachtet gewann er es bei seiner Seelengröße nicht über sich, den innerlichen Kummer merken zu lassen, sondern sagte zu dem Kämmerer mit heiterem Gesicht: Was meinem Herrn gefällt, das soll geschehen. Sieh auf der Stelle gehe ich, seine Befehle ins Werk zu setzen.

Und so that er auch alsbald mit größtem Eifer. Und als die Stunde der Mittagsmahlzeit kam, verrichtete Darius den Dienst als Seneschal. Sobald der König bei der Tafel saß, setzte sich auch Ariabarzanes mit heiterer Miene mit den andern Baronen zu Tische. Die Verwunderung Aller war sehr groß und unter den Baronen lobten die einen den König, die andern nannten ihn im Geheimen undankbar, wie das unter Hofleuten so Sitte ist. Der König verwandte kein Auge von Ariabarzanes und verwunderte sich sehr, daß er sich äußerlich so heiter gab, er hielt ihn deshalb in der That für einen Mann von sehr edelm Sinne. Und um nun auf den Plan zu kommen, den er früher entworfen, fing er an mit bittern Worten allen seinen Baronen seine Unzufriedenheit mit Ariabarzanes darzulegen: andererseits bestach er einige, um sorgfältig auszuspähen, was er sagte und that. Ariabarzanes hörte die Worte seines Gebieters und wurde von den Schmeichlern, die hierauf angewiesen waren gereizt, er sah auch, daß die Geduld, die er bewies, ihm nichts nützte, und daß ihm die Bescheidenheit nichts half,

die er im Reden geübt hatte, er erinnerte sich des langen treuen Dienstes, den er dem König geleistet, des erlittenen Schadens, der Lebensgefahr, der er sich so oft ausgesetzt hatte, der geübten Großmuth und vieler andern Dinge, die er gethan: und da ließ er sich endlich übermannen vom Unmuth, er verlor den Zügel der Geduld und ließ sich hinreißen von seinem Selbstgefühl, er meinte, er sollte Ehre empfangen statt getadelt zu werden, statt des verdienten Lohnes aber werde ihm sein Amt genommen; unter bittern Vorwürfen beschwerte er sich über den König und nannte ihn undankbar, was bei den Persern für ein Majestätsverbrechen angesehen wird. Gerne wäre er vom Hofe weggegangen und hätte sich auf eines seiner Schlösser zurückgezogen, aber das war ihm nicht gestattet ohne Vorwissen und Urlaub des Königs und er brachte es nicht übers Herz, diesen um eine Vergünstigung anzugehen. Dem König ward indessen Alles gemeldet, was Ariabarzanes that und was er sprach: er ließ ihn daher eines Tages rufen und als er vor dem König stand, sagte Artaxerxes also zu ihm: Ariabarzanes, deine verschiedenen Beschwerden, deine bittern Klagen, die du bald da bald dort ausläßest, und dein fortwährender Unwille ist durch die Fenster meines Palastes zu meinen Ohren gedrungen und ich habe Dinge von dir vernommen, die ich kaum geglaubt habe. Ich wünschte nun von dir selbst zu erfahren, was dich zu den Beschwerden bewogen hat; du weißt, in Persien ist eine Beschwerde über seinen König und vornehmlich seine Bezeichnung als undankbar kein geringeres Vergehen, als der Tadel der unsterblichen Götter, weshalb die alten Gesetze verordnet haben, daß die Könige gleich den Göttern verehrt werden müssen. Unter den Sünden, welche unsere Gesetze scharf bestrafen, ist die Sünde der Undankbarkeit diejenige, welche aufs allerschärffste geahndet wird. Wohlan, so sage mir nun, worin du von mir beleidigt worden bist. Denn obwol ich König bin, darf ich doch niemanden ohne Grund eine

Beleidigung zufügen, denn sonst hieße ich billig nicht König, was ich bin, sondern Tyrann, was ich niemals sein will.

Ariabarzanes war voll Unwillens, wich aber doch keinen Finger breit von seiner großartigen Gesinnung und bekannte alle Beschwerden, die er irgendwo gegen den König vorgebracht hatte, frei. Darauf antwortete der König also: Du kennst den Grund, Ariabarzanes, weshalb ich mich von Rechtswegen angetrieben fühlte, dir die Würde und das Amt des Seneschals abzunehmen. Du wolltest mir die meinige nehmen. Meine Sache ist es, in allen meinen Angelegenheiten freigebig, großmüthig, ritterlich zu sein, gegen jedermann Höflichkeit zu üben und mir meine Diener zu verpflichten, indem ich ihnen von meinem Eigenthum mittheile und sie belohne und zwar nicht immer, indem ich pünktlich die Handlungen abwäge, die sie in meinem Dienste und zu meinem Vortheil gethan, sondern indem ich sie meist über Verdienst beschenke. Ich darf nie in den verdienstlichen Werken der Freigebigkeit die Hände verschlossen halten, nie mich müde zeigen, den Meinigen und Fremden Geschenke zu geben, wie es die Umstände erheischen; denn das ist das eigenthümliche Amt jedes Königs und das meine insbesondere. Du aber, der du mein Knecht bist, suchst in gleichem Style auf tausend Weisen durch deine Werke der Höflichkeit nicht mir zu dienen und das zu thun, was du mir als deinem Herrn gegenüber thun mußt, sondern du bemühst dich, mit deinen Handlungen mich auf unlösbare Weise an dich zu fesseln und zu machen, daß ich dir auf immer fest verpflichtet bleibe. Sage mir nun selbst, welchen Lohn könnte ich dir geben, welches Geschenk bieten, welchen Preis zuwenden, wobei mir der Ruhm der Freigebigkeit gesichert bliebe, wenn du mich vorher mit deiner Großmuth so an dich gefesselt hast? Hohe und edelgesinnte Herren fangen dann an, einen Diener zu lieben, wenn sie ihn beschenken, wenn

sie ihn erhöhen, und dabei wird immer darauf Rücksicht genommen, daß das Geschenk das Verdienst übertreffe; denn sonst wäre es keine Freigebigkeit noch Großmuth. Der Besieger der Welt Alexander der große nahm eine reiche und mächtige Stadt ein, nach deren Besitze viele seiner Barone trachteten, und um welche ihn die nämlichen baten, die sich um die Gewinnung derselben mit ihren Waffen ehrenvoll bemüht und ihr eigenes Blut vergossen hatten; er wollte sie aber nicht denen geben, die durch ihre Verdienste darauf Anspruch machen konnten, sondern er rief einen armen Mann, der sich zufällig dort befand und gab sie ihm, damit die von ihm geübte Freigebigkeit und Großmuth an einem so gemeinen niedrigen Menschen desto heller und ruhmvoller strahle; denn von der einem solchen Menschen erwiesenen Wohlthat kann nicht gesagt werden, sie gehe aus irgend welcher Verbindlichkeit hervor, sondern man sieht deutlich, daß es die reine Freigebigkeit, reine Ritterlichkeit, reine Großmuth, der reine Edelsinn ist, aus einem großen und erhabenen Herzen hervorgehend. Ich sage darum nicht, daß man nicht einen treuen Diener belohnen solle, aber ich behaupte, daß der Lohn immer das Verdienst dessen übersteigen müsse, welcher dient. Nun also, wenn du Tag für Tag so viel Verdienst erwirbst, wie du thust, und fortwährend suchst mich unendlich zu verbinden durch deine schrankenlose Großmuth, wie bisher, so machst du mich machtlos, dir zu genügen, und sperrst mir den Weg für meine Freigebigkeit. Siehst du nicht, daß ich von dir überholt und mitten auf meiner gewohnten Bahn gehemmt bin, welche darin besteht, mir die Liebe, die Dankbarkeit und die Anhänglichkeit meiner Untergebenen durch Geschenke zu erwerben, indem ich ihnen täglich von dem Meinigen schenke und wenn einer durch seine Dienstleistungen ein Talent verdient, ihnen zwei oder drei zu geben? Weißt du nicht, daß, je weniger von ihnen der Lohn erwartet wird, ich um so lieber ihn er-

theile, um so bereitwilliger sie erhöhe und ehre? Bestrebe dich also, Ariabarzanes, in Zukunft so zu leben, daß man dich als Knecht erkennt und mich, was ich auch bin, als Herrn. Alle Fürsten fordern meines Bedünkens zwei Dinge an ihren Dienern, Treue nämlich und Liebe; sind diese gefunden, so sorgen sie nicht weiter. Wer also wie du mit mir in Großmuth wetteifern will, der wird finden, daß ich ihm am Ende wenig Dank weiß. Und außerdem will ich dir sagen, daß, wenn ich will, mir die Laune kommen kann, einem meiner Diener etwas von dem Seinigen zu nehmen und es zum Meinigen zu machen, ich aber dennoch von ihm und denen, die es sonst erfahren, großmüthig und ritterlich genannt werden will. Und das sollst du mir nicht leugnen, sondern es freiwillig jedesmal bekennen, so oft es mir in den Sinn kommt, es zu thun.

Hier schwieg der König und Ariabarzanes antwortete sehr ehrerbietig, aber mit Großmuth folgendermaßen: Ich habe nie gesucht, unüberwindlichster König, eure unendliche und unbegreifliche Großmuth mit meinen Handlungen zu übertreffen oder ihr gleichzukommen, aber ich habe mich sehr bemüht, es dahin zu bringen, daß ihr und die ganze Welt deutlich erkennet, wie ich nichts anderes so sehr wünsche, als eure Gnade; und verhüte Gott, daß ich je in die große Verirrung versinke, als könne ich mit eurer Größe wetteifern. Wer wird auch sein Licht neben die Sonne stellen wollen? Wohl schien es mir und scheint mir noch meine Pflicht zu sein, daß ich nicht nur mit diesen Glücksgütern zu eurer Ehre und in eurem Dienste freigebig sein muß, da ich sie ja von euch erhalten habe, sondern daß es auch zum Frommen eurer Krone ausschlägt, daß ich mit diesem meinem Leben nicht nur nicht sparsam, sondern selbst verschwenderisch umgehe. Und wenn ihr meintet, ich habe versucht, um gleiche Großmuth mit euch zu wetteifern, so mußtet ihr doch denken, ich thue es, um eure Gnade vollkommener zu haben und

damit ich euch Tag für Tag mehr bestimme, mich zu lieben; denn als Ziel jedes Dieners ist mir erschienen, mit aller Macht die Liebe und Gunst seines Herrn zu suchen. Jetzt aber, unüberwindlichster König, muß ich gegen alle meine Vermuthung sagen, das, daß ich nach eurem Zugeständniß großmüthig, edel, hochherzig gewesen bin, verdiene Tadel und Strafe und eure Ungnade, wie an mir das, was ihr gethan habt, klärlich zeigt; wie sehr ich auch entschlossen bin, in meinem wie mir scheint ehrenvollen und löblichen Vorsatze zu leben und zu sterben; wenn mir aber ein Gebieter mein Eigenthum nimmt, dessen Schuldigkeit es ist, mir von dem Seinigen mitzutheilen, und ich soll sagen, er sei freigebig und großmüthig und das sei wohlgethan, so werde ich mich dazu nie verstehen.

Als der König diese letzten Worte hörte, stand er auf und sprach: Ariabarzanes, es ist jetzt nicht Zeit, mit dir zu streiten, denn die Verhandlung und Aburtheilung deiner Worte und Handlungsweise gegen mich übergebe ich dem ernsten Ermessen meiner Räthe, welche zu gelegener Zeit das Ganze nach den Gesetzen und Gebräuchen Persiens aburtheilen werden. Es genüge mir für jetzt, daß ich geneigt bin, dir durch die That zu zeigen, daß das wahr ist, was du jetzt geleugnet hast; und du wirst es selbst mit eigenem Munde bekennen. Inzwischen begib dich hinweg nach deinen Schlössern und komm nicht wieder zu Hof, wenn ich dich nicht verlange.

Als Ariabarzanes diesen letzten Entschluß seines Gebieters vernommen, wandte er sich nach Hause und war mehr als zufrieden, sich auf das Land nach seinen Schlössern begeben zu dürfen, froh, nicht den ganzen Tag sich seinen Feinden gegenüber zu sehen, aber voll Unmuth über die vom König ausgesprochene Überweisung seiner Angelegenheit an seinen Rath. Nichts desto weniger entschlossen, jedes Geschick über sich ergehen zu lassen,

unterhielt er sich mit den Freuden und Zerstreuungen der Jagd. Er hatte nur zwei Töchter, welche ihm seine verstorbene Gattin hinterlassen; beide galten für sehr schön, doch war die erste ohne Vergleich schöner, als die andere, und nur um ein Jahr an Alter von ihr verschieden. Der Ruhm ihrer Schönheit flog durch ganz Persien und es war darin kein so großer Baron, der sich nicht sehr gerne mit Ariabarzanes in Verwandtschaft gesetzt hätte. Er war nun etwa vier Monate auf einer seiner Burgen gewesen, welche ihm besser als die andern gefiel wegen der daselbst herrschenden vollkommen guten Luft und ebenso, weil die schönsten Jagden mit Hunden wie mit Vögeln sich dort befanden. Da erschien daselbst plötzlich ein Herold des Königs, welcher zu ihm sprach: Ariabarzanes, der König mein Herr befiehlt dir, daß du mit mir diejenige deiner Töchter an den Hof sendest, welche die schönste von beiden ist.

Ariabarzanes konnte die Absicht des Königs bei diesem Befehle nicht ahnen, die verschiedensten Gedanken kreuzten sich darüber in seinem Kopfe, er haftete dann bei einem, der ihm plötzlich einfiel und beschloß, die jüngere zu senden, die, wie gesagt, der ältern an Schönheit nicht gleichkam. Nachdem er diesen Entschluß gefaßt hatte, suchte er seine Tochter auf und sprach zu ihr: Liebe Tochter, mein König hat mir den Befehl zukommen lassen, ihm die schönste meiner Töchter zu senden, aber aus einem triftigen Grunde, den ich dir jetzt nicht sagen kann, will ich, daß du hingehest. Aber merke dir wohl und präge dir ein, ihm nie zu sagen, daß du die weniger schöne bist, denn wenn du schweigst, so wird es dir den größten Vortheil verschaffen, offenbarst du dich dagegen, so wäre es mir ein unersetzlicher Schaden und könnte mich vielleicht das Leben kosten. Auch wenn du fühlst, daß du schwanger bist, sagst du niemand etwas davon und läßt niemand deine Schwangerschaft merken. Erst wenn du ganz gewiß bist, schwanger zu sein, und deinen Leibesumfang so zunehmen

siehst, daß sich die Sache nicht mehr verbergen läßt, dann magst du auf irgend eine dir passend scheinende Weise dem König zu wissen thun, daß deine Schwester viel schöner ist als du und daß du die jüngere bist.

Das Mädchen war klug und verständig; sobald sie den Willen des Vaters gehört und seinen Plan eingesehen hatte, versprach sie zu thun, was er ihr auftrug. So ward sie denn mit dem Herold in ehrenvollem Geleite an den Hof gebracht. Es war nicht schwer, den König und die andern zu täuschen, denn wenn auch die ältere noch weit schöner war, so war doch die Ungleichheit nicht so groß, daß, wenn nicht beide nebeneinander standen, die jüngere nicht für die schönste gelten konnte; auch waren sich ihre Züge so ähnlich, daß, wer nicht genauer mit ihnen bekannt war, nicht leicht merkte, welche die ältere sei. Ariabarzanes hatte sie überdies so zurückgezogen gehalten, daß man sie nur selten sehen konnte. Dem König war seine Frau schon vor einigen Jahren gestorben. Er beschloß daher, die Tochter des Ariabarzanes zur Frau zu nehmen, welche, obschon nicht von königlichem Geblüte, nichts desto weniger von sehr gutem Adel war. Sobald er sie sah und sie weit schöner fand, als er nach dem Gerücht angenommen hatte, verlobte er sich in Gegenwart seiner Barone feierlich mit ihr und ließ dem Ariabarzanes sagen, er solle ihm das Heirathgut für die Tochter schicken, die er zu seiner Gemahlin erkoren. Als Ariabarzanes diese Nachricht erhielt, war er sehr erfreut über diesen Gang der Sache und schickte der Tochter die Mitgift, welche er wie man wußte schon früher jeder seiner beiden Töchter ausgesetzt hatte. Viele am Hofe wunderten sich sehr darüber, daß der schon bejahrte König ein Kind zum Weibe nehme und zumal die Tochter eines Vasallen, den er vom Hofe verwiesen hatte. Andere dagegen lobten ihn darüber, wie das so Sitte der Hofleute ist. Doch war keiner unter ihnen, der auf den Grund verfallen wäre, der den König bewog, dieses

Familienband zu knüpfen, denn es geschah nur, um Ariabarzanes zu dem Geständniß zu bringen, daß er ihn gnädig und großmüthig nennen müsse, wenn er ihm auch etwas von seinem Eigenthum nehme. Als nun die Hochzeit mit aller Pracht gefeiert war, schickte Ariabarzanes dem König eine zweite Mitgift von der Größe der ersten mit der Bemerkung, wenn er früher die Mitgift für seine Töchter festgesetzt habe, so sei es in der Voraussetzung geschehen, daß er sie an Männer seines Gleichen verheirathe; wenn er aber sehe, daß er, der in gar keine Vergleichung mit einem andern komme, der Gatte der einen geworden sei, so scheine ihm passend, ihm mehr Mitgift zu geben, als jedem andern, der sein Eidam hätte werden können. Der König wollte aber auf diese Vermehrung der Mitgift sich nicht einlassen und hielt sich hinlänglich befriedigt mit der Schönheit und dem Betragen seiner Neuvermählten, die er ganz als Königin behandelte und ehrte. Unterdessen ward sie schwanger mit einem Sohne, wie sich später bei der Geburt ergab; sie merkte ihre Schwangerschaft wohl, verhehlte sie aber, so gut sie konnte. Sowie sie aber an dem wachsenden Umfang ihres Leibes sah, daß sie ihre Schwangerschaft nicht mehr länger verbergen konnte, benützte die Verständige klüglich einen Zeitpunkt, wo der König bei ihr war und ganz vertraulich mit ihr scherzte, und fing verschiedene Gespräche an, worunter sie ihre Anliegen geschickt entdecken zu können glaubte, und offenbarte ihm endlich, daß sie nicht die schönste der beiden Schwestern sei. Als der König dies hörte, ward er sehr unwillig darüber, daß Ariabarzanes seinem Befehle nicht gehorcht hatte, und so sehr er seine Gattin liebte, rief er doch, um seinen Plan durchzuführen, den Herold, den er früher auf die Brautwerbung gesandt hatte, schickte sie mit ihm an ihren Vater zurück und ließ ihm sagen: Ariabarzanes, da du merktest, daß das Wohlwollen unsers Königs dich überwunden und besiegt hat, wolltest du statt Edelmuth

gegen ihn Bosheit und Ungehorsam üben und hast von deinen Töchtern nicht die, die ich in seinem Namen dir abverlangte, sondern, die, die dir zu schicken beliebte, geschickt und damit in der That die herbste Züchtigung verdient. Darum sendet er, nicht wenig ergrimmt über die Sache, die Tochter dir ins Haus zurück und will, daß ich ihm die erste mitbringe; zugleich habe ich die Mitgift, die du ihm gegeben, vollständig bei mir; hier ist Alles.

Ariabarzanes nahm Tochter und Mitgift mit dem freundlichsten Gesichte auf und sprach zu dem Herold also: Meine andere Tochter, welche der König mein Gebieter verlangt, kann ich jetzt nicht mit dir senden, denn sie liegt schwer krank zu Bette, wovon du dich selbst überzeugen kannst, wenn du mit mir in ihr Zimmer kommen willst; aber ich verpfände dir mein Wort, sobald sie geheilt ist, werde ich sie an den Hof senden.

Als der Herold das Mädchen sah, welches krank im Bette lag, kehrte er zum König zurück und berichtete ihm Alles. Er war damit zufrieden und wartete, wie die Sache weiter gehen werde. Die Genesung der kranken Jungfrau schritt aber nicht so rasch vor und die Zeit kam, wo die andere Tochter gebären sollte. Sie gebar auch ein schönes Knäblein und Mutter und Kind befanden sich in erwünschtem Wohlsein. Ariabarzanes war darüber sehr zufrieden und äußerst vergnügt und dies um so mehr, als in wenigen Tagen schon das Neugeborene in seinen Zügen seinem königlichen Vater so ähnlich wurde, daß es gar nicht ähnlicher hätte sein können. Als die junge Frau ihr Wochenbett verließ, war indessen auch ihre Schwester hergestellt und wieder so schön geworden wie zuvor. Ariabarzanes kleidete beide reich und schickte sie an den König mit ehrenvollem Geleite, nachdem er sie zuvor unterwiesen, was sie sagen und thun sollten. Sowie sie am Hofe ankamen, sprach einer von den Leuten des Ariabarzanes also zum König: Hoher Herr, hier ist nicht nur eine

Tochter, welche euch Ariabarzanes euer Knecht sendet, sondern alle beide, die er hat.

Als der König diese edle Freigebigkeit des Ariabarzanes hörte und sah, nahm er Alles an und sprach bei sich selbst: Ich will es so einrichten, daß Ariabarzanes vollkommen mit mir zufrieden und doch von mir überwunden wird.

Ehe der Bote wegging, der die jungen Weiber hergeleitet hatte, ließ er einen seiner Söhne mit Namen Cyrus kommen und sagte zu ihm: Mein Sohn, ich will, daß du diese jungfräuliche Schwester meiner Gattin, die, wie du siehst, sehr schön ist, zur Frau nehmest.

Der junge Mann that das sehr gerne. Andererseits nahm der König die seinige wieder zu sich, veranstaltete ein großes Fest und wollte, daß die Hochzeit seines Sohnes feierlich und pomphaft begangen werde und acht Tage dauere. Als Ariabarzanes diese frohe Nachricht erhielt, gab er sich noch nicht überwunden, es schien ihm vielmehr sein Plan vollkommen nach Wunsch zu gehen; er beschloß das kürzlich geborene Kind dem König zu senden, welches ihm wie gesagt glich wie eine Fliege der andern. Er ließ also eine sehr schöne Wiege von Elfenbein machen, die ganz mit feinem Golde ausgelegt und mit den kostbarsten Edelsteinen geschmückt war. Darein ließ er das Kindlein legen eingewickelt in die feinsten Tücher von Seide und Goldstoff und ließ es unter Obhut seiner Amme und mit glänzendem Gefolge zum König führen, als eben die feierliche Hochzeit gehalten wurde. Der König befand sich in einem schön geschmückten Saale in Gesellschaft vieler seiner Barone; als nun der, der das Kindlein dem König überreichen sollte, dort ankam, ließ er die Wiege vor ihm niedersetzen und kniete vor ihm hin. Der König und alle Barone verwunderten sich darüber und hatten Acht, was der Bote sagen wollte. Er faßte die Wiege an und sprach: Unüberwindlichster König, ich

küsse euch im Namen des Ariabarzanes meines Herrn und eures Dienstmanns knieend eure königlichen Hände und übergebe euch mit schuldiger Ehrfurcht dieses Geschenk. Ariabarzanes dankt Euer Hoheit unendlich für alle die Gnade, die ihr gegen ihn zu üben geruht habt, indem ihr euch herabließet, Verwandtschaftsbande mit ihm einzugehen. Er will für diese große Huld nicht undankbar sein und sendet euch durch mich dieses Geschenk.

Hier deckte er die Wiege auf. Sobald das Tuch zurückgeschlagen war, zeigte sich das schönste Knäblein, das den allerlieblichsten Anblick von der Welt gewährte, und es sah dem König so ähnlich, wie ein Halbmond dem andern. Da sprach ein jeder, ohne Weiteres anzuhören: Wahrlich, geheiligter König, dieses Kind gehört euch.

Der König ward nicht satt, es zu betrachten, und die Freude an seiner Beschauung war so groß, daß er gar nichts sprach. Das Kind machte die anmuthigsten Bewegungen, spielte mit seinen zarten Händchen und wandte sich oft mit dem freundlichsten Lächeln zu seinem Vater. Als dieser es eine gute Weile aufmerksam betrachtet hatte, wollte er von dem Boten erfahren, was das alles bedeute. Nun erzählte der Bote dem König Alles genau. Als dieser die Geschichte hörte, ließ er die Königin rufen, welche ihrerseits alles vollkommen bestätigte. Darüber war er denn außerordentlich zufrieden, nahm voll Freuden sein Söhnlein zu sich und gab sich fast überwunden. Doch meinte er schon so weit gegangen zu sein, daß ein Rückzug Schmach und Schande für ihn wäre; er beschloß daher, gegen Ariabarzanes noch eine weitere Handlung der Großmuth auszuführen, um mittels derselben ihn entweder ganz zu überwinden, oder doch einen triftigen Grund zu haben, um eine tödtliche Feindschaft gegen ihn zu fassen. Der König hatte eine Tochter von zwanzig bis einundzwanzig Jahren; sie war sehr schön und gebildet, denn sie hatte eine königliche

Erziehung und Unterricht genossen. Er hatte sie noch nicht vermählt, denn er behielt sie auf, um mit einem König oder hohen Fürsten sich durch sie zu verbinden, und ihre Mitgift war tausend Pfund des feinsten Goldes werth nebst den Einkünften einiger Schlösser außer den köstlichsten Kleidern und unzähligen Juwelen, welche die Königin ihre Mutter ihr bei ihrem Tode hinterlassen hatte. In der Absicht es dem Ariabarzanes zuvorzuthun kam der König auf den Gedanken, ihn mittels dieser Tochter zu seinem Eidam zu machen. Allerdings schien ihm dieser Schritt keine geringe Erniedrigung, denn es ist eine schwere Aufgabe für eine Frau von hoher Abkunft, einen Mann von geringerem Blute zum Gatten zu nehmen. Ein anderes ist das bei dem Manne, der, wenn er von gutem Adel ist, damit, daß er eine Frau von niedrigerer Abkunft nimmt, noch nicht schon seinen Rang verliert; denn wenn der Mann von hohem edelm Geschlechte stammt, so adelt und erhebt er die Frau, die er seiner Größe beigesellt, wäre sie auch mitten aus der Hefe des Volkes genommen; und die Söhne, welche ihnen geboren werden, erhalten alle den gleichen Adel, wie der Vater. Eine Frau dagegen, so adelig sie ist, wenn sie einen Niedrigern heirathet und ihr Gatte nicht von Adel ist, gebiert keine Kinder, welche dem Range der Mutter gleichstehen, sondern alle folgen dem des Vaters und bleiben unadelig, so weit geht die Achtung vor dem männlichen Geschlechte. Daher sagen viele Gelehrte, der Mann gleiche der Sonne, die Frau dem Monde. Wir sehen wohl, daß der Mond nicht durch sich selbst leuchtet und kein Licht oder Schein dem nächtlichen Dunkel gewähren könnte, wenn er nicht von der Sonne erleuchtet wäre, welche mit ihrem kräftigen Strahl zu rechter Zeit und am rechten Orte die Sterne erhellt und den Mond beleuchtet. Ebenso hängt die Frau vom Manne ab und empfängt von ihm ihren Adel. Der König also glaubte Unrecht zu thun, wenn er dem Ariabarzanes seine Tochter gebe, und fürchtete dafür Vorwurf

und Tadel zu ernten. Aber jede Rücksicht und jede Furcht vor Schande ward besiegt und überwunden von dem Eifer, in diesem Wettkampf des Edelmuths die Oberhand zu behalten. Er schickte deshalb zu Ariabarzanes mit dem Auftrage, zu ihm an Hof zu kommen. Sobald er den Befehl des Königs erhalten, reiste er hin und stieg in seinem Palaste in der Stadt ab. Dann begab er sich sogleich hin, um seinem Herrscher seine Ehrfurcht zu bezeugen, welcher ihn denn sehr huldvoll bewillkommte. Bald nach dem Empfange sagte der König zu ihm: Ariabarzanes, da du keine Gattin mehr hast, wollen wir dir eine geben, welche uns gefällt, und zwar eine solche, mit der du vollkommen zufrieden sein kannst.

Ariabarzanes antwortete, er sei bereit, Alles zu thun, was er begehre. Da ließ der König seine Tochter prächtig angethan hereinkommen und befahl dem Ariabarzanes, hier vor dem ganzen Hofe sie als seine Frau anzunehmen. Als dies mit den gebührenden Förmlichkeiten geschehen war, zeigte Ariabarzanes keine große Freudigkeit über diese Verwandtschaft und that mit der Braut anscheinend sehr wenig zärtlich. Alle Barone und Edelleute am Hofe waren ganz betroffen, als sie die große Huld ihres Königs sahen, womit er einen seiner Vasallen zum Schwiegersohn und Eidam angenommen hatte. Als sie daneben das störrische Wesen des Ariabarzanes bemerkten, tadelten sie ihn aufs Entschiedenste. Den ganzen Tag über war Ariabarzanes außer sich, während der ganze Hof jubelte und nichts als tanzte. Der König selbst war voll Freude über der Hochzeit seiner Tochter und war nur mit seinem Glücke beschäftigt. Am Abend nach einer kostbaren Mahlzeit ließ der König seine Tochter mit festlichem Pompe nach der Herberge des Ariabarzanes begleiten und ihre reiche Mitgift auch dahin bringen. Er empfing seine Gattin höchst ehrenvoll und gab ihr augenblicklich in Gegenwart der Barone und Herren, welche sie begleitet hatten, ein eben so großes Heirathsgut, wie das, das sie mitgebracht,

und schickte die tausend Pfund Gold, die ihm vom König zum Heirathsgut gegeben worden waren, demselben zurück. Diese Großmuth setzte den König in solches Erstaunen und erfüllte ihn zugleich mit so heftigem Unwillen, daß er zweifelhaft war, ob er ihm nachgeben oder ob er ihn zu ewiger Verbannung verurtheilen solle. Der König hielt die Großmuth des Ariabarzanes nunmehr für unüberwindlich und konnte es nicht geduldig ertragen, daß einer seiner Vasallen sich seinem Könige in Sachen des Edelmuths und der Freigebigkeit gleichstelle. Er stellte sich daher heftig erzürnt und überlegte immer bei sich, was er in diesem Falle thun solle. Es war nicht schwer, den Grimm und Unwillen des Königs zu bemerken, denn sein Aussehen war verstört und er machte niemanden ein schlimmes Gesicht. Und da in Persien dazumal die Könige gleich Göttern geehrt und hochgeachtet wurden, bestand unter ihnen ein Gesetz, so oft der König sich heftig erzürne, solle er die Ursache seines Zornes seinen Räthen offenbaren, welche mit reifer Überlegung das Ganze zu prüfen haben, und wenn sie den König mit Unrecht erzürnt fänden, sollten sie gehalten sein, ihn zu beruhigen; fände sich aber wirklich, daß er guten Grund gehabt habe, unwillig zu werden und in Zorn zu gerathen, so sollten sie den Ursächer des Unwillens nach Beschaffenheit des Fehles mehr oder weniger hart bestrafen, sei es mit Verbannung, sei es mit Todesstrafe. Das Urtheil dieser Männer wurde ohne Einsprache angenommen. Doch konnte freilich der König, wenn das Urtheil gefällt war, ganz oder theilweise die Strafe vermindern oder den Schuldigen freisprechen. Es wurde daraus klar, daß der von den Räthen gegebene Spruch die reine Gerechtigkeit, der Wille des Königs aber, wenn er jemand freisprach, Gnade und Barmherzigkeit war. Der König war also nach der Verfassung des Reichs gehalten, die Ursache seines Unwillens zu offenbaren. Er that dies auch genau. Die Räthe, nachdem sie die Gründe des Königs gehört

hatten, schickten nach Ariabarzanes, von dem sie durch gründliches Verhör vernehmen wollten, weshalb er dies und jenes gethan habe. Die Herren Räthe begannen nun über die vorgelegte Angelegenheit ihre Meinungen zu äußern; lange waren sie uneins in der Erforschung der Wahrheit der Sache, endlich aber nach langem Streite sprachen sie das Urtheil, Ariabarzanes solle den Kopf verlieren, theils weil er sich dem König habe gleichstellen, ja ihn übertreffen wollen, theils weil er keine Freude darüber, daß er eine Tochter seines Königs zur Frau bekommen, bezeugt und ihm nicht den gebührenden Dank für eine solche Huld ausgedrückt habe. Es war bei den Persern ein festes Herkommen, so oft in irgend einer That oder Handlungsweise ein Unterthan seinen Herrn zu übertreffen und es ihm zuvorzuthun sucht, so löblich und würdig auch das Werk sein mag, er aus Rücksicht auf die dargelegte Geringschätzung der königlichen Majestät enthauptet werden mußte, weil es eine allzu große Verletzung seines Gebieters wäre. Und um dieses ihr Urtheil besser zu bestätigen, sagten diese Herren Räthe, es sei früher schon von den persischen Königen eine solche Bestimmung ausgeführt worden und in ihren Annalen verzeichnet. Der Fall war folgender. Der König von Persien war mit vielen seiner Barone zu seiner Zerstreuung auf das Land gegangen; er hatte seine Falken bei sich und fing an sie auf verschiedene Vögel loszulassen. Kurz darauf fanden sie einen Reiher. Der König befahl, einen der Falken, der für den besten galt von denen, die er bei sich hatte, denn er hatte eine große Ausdauer und stieg bis zu den Sternen empor, auf den Reiher loszulassen. Als dies geschehen war, fing der Reiher an, sich zu heben, und der Falke verfolgte ihn rüstig. Während nun der Falke nach vielem Widerstreben den Reiher in die Klauen packen und festhalten wollte, erschien plötzlich ein Adler. Sobald der muthige Falke den Adler erblickte, wollte er mit dem schüchternen Reiher nicht weiter kämpfen, sondern

wandte sich mit raschem Fluge zu dem Adler und fing an, ihm heftig nachzusetzen. Der Adler vertheidigte sich sehr muthig und der Falke strebte, ihn unter sich zu bekommen. Am Ende packte der brave Falke mit seinen scharfen Krallen den Adler am Halse und riß ihm den Kopf vom Rumpfe, sodaß er mitten unter der Gesellschaft des Königs niederfiel. Alle Barone und Edelleute, die bei dem Könige waren, priesen dieses Verfahren höchlich und hielten den Falken für einen der besten in der Welt, ertheilten ihm auch die Lobsprüche, die ihrer Ansicht nach für eine so hochherzige Handlung gebührten, sodaß niemand war, der nicht den Falken außerordentlich anerkannt hätte. Der König aber, was auch die Barone und die andern sagten, sprach nicht ein Wort, sondern blieb nachdenklich stehen und hatte für den Falken weder Lob noch Tadel. Es war schon sehr spät, als der Falke den Adler umbrachte; darum befahl der König allen in die Stadt zurückzukehren. Am folgenden Tage ließ der König von einem Goldschmiede eine sehr schöne goldene Krone von solcher Gestalt machen, daß man sie dem Falken aufsetzen konnte. Als ihm sodann die Zeit passend schien, befahl er auf dem öffentlichen Platze der Stadt einen mit Wolltapeten und andern Zierrathen geschmückten Katafalk zu errichten, wie es Sitte ist, solche königliche Balkone zu verzieren. Unter Trompetenschall ließ er den Falken dahin bringen, wo auf Befehl des Königs ein hoher Baron ihm die goldene Krone auf den Kopf setzte zum Lohne der vortrefflichen Beute, die er an dem Adler gemacht hatte. Andererseits kam aber der Scharfrichter herbei, welcher dem Falken die Krone abnahm und ihm mit dem Beile den Kopf abschlug. Über dieses widersprechende Verfahren waren alle Zuschauer höchlich betroffen und alle begannen verschiedene Gespräche über diesen Vorfall. Der König sah aus einem Fenster des Palastes Alles mit an, ließ Stille gebieten und sprach, so laut, daß er von den Zuschauern verstanden werden konnte, also: Niemand er-

dreiste sich, über das, was soeben mit dem Falken geschehen ist, zu murren, denn Alles ist aus gutem Grunde geschehen. Ich hege die feste Meinung, daß es die Pflicht jedes hochherzigen Fürsten ist, Tugend und Laster zu kennen, damit er tugendhafte und löbliche Handlungen ehren und die Laster strafen kann; sonst dürfte man ihn nicht König oder Fürst, sondern einen treulosen Tyrannen nennen. Darum habe ich, nachdem ich in dem todten Falken einen mit großer Rüstigkeit gepaarten Edelmuth und Seelengröße erkannt, ihn mit einer Krone vom feinsten Golde ehren und belohnen wollen; denn nachdem er so muthvoll einen Adler getödtet, verdiente er, daß solches tapfere und wackere Benehmen belohnt wurde. Sodann aber in Betracht, daß er kühn ja frech genug war, seinen König anzufallen und zu tödten, schien es mir am Platze, daß er die verdiente Strafe für so große Verruchtheit empfange; denn es ist dem Diener nie erlaubt, die Hände mit dem Blute seines Herrn zu beflecken. Nachdem nun der Falke seinen und aller Vögel König umgebracht, wer wird mich mit Recht tadeln können, wenn ich ihm das Haupt abschlagen ließ? Gewiß niemand, dünkt mich.

Dieses Urtheil führten die Herren Richter an, als sie den Spruch thaten, Ariabarzanes solle enthauptet werden. Und so verordneten sie in Übereinstimmung damit, daß zuerst Ariabarzanes wegen seiner Großmuth und Freigebigkeit mit einem Lorbeerkranze gekrönt werden solle, damit seinem edeln Sinne gebührend Rechnung getragen werde; da er aber mit solchem Wetteifer, mit solchem festen Streben und beharrlichen Willen ja mit der größten Anstrengung versuchte es seinem Könige gleich zu thun, mit ihm an Freigebigkeit zu wetteifern, ja es ihm zuvorzuthun, sich über ihn zu stellen; und da er außerdem darüber sich aufgelassen, solle ihm deshalb der Kopf abgeschnitten werden. Als dem Ariabarzanes dieses strenge Urtheil eröffnet wurde, hielt er mit der gleichen Seelengröße diesen giftigen Pfeil des Schicksals aus, wie

er die früheren Schläge des ihm feindlich entgegentretenden Geschicks ertragen hatte; und er benahm und hielt sich in einer Weise, daß man kein Zeichen von Schwermuth oder gar Verzweiflung an ihm bemerkte. Er sagte blos mit heiterem Gesichte in Gegenwart von vielen andern: Das Einzige blieb mir noch zuletzt übrig, daß ich meinem Herrn auch Blut und Leben opfere. Ich thue es mit Freuden und man soll daraus erkennen, daß ich eher sterben kann, als meiner gewohnten Freigebigkeit entsagen.

Er ließ sofort den Notar rufen, machte sein Testament (denn nach den persischen Gesetzen war dies erlaubt), gab seiner Frau und seinen Töchtern Zuschuß zu ihren Ausstattungen, vermachte seinen Verwandten und Freunden, was ihm angemessen schien, und hinterließ dem König eine große Summe köstlicher Kleinode. Cyrus dem Sohne des Königs seinem Eidam vermachte er außer einer großen Summe Geldes alle seine Waffen zu Schutz und Trutz und alle Pferde, die er hatte. Zuletzt verordnete er, wenn seine Frau, die möglicher Weise schwanger sein könnte, einen Knaben gebäre, solle dieser sein Sohn sein Gesammterbe werden; wäre es eine Tochter, so solle sie wie die andern Töchter ausgestattet und der Rest unter die drei Schwestern zu gleichen Theilen getheilt werden. Ferner sorgte er dafür, daß alle seine Diener nach ihrem Range belohnt wurden. Als dies den Tag vor seiner festgesetzten Hinrichtung nach persischem Brauche veröffentlicht wurde, war man allgemein der Ansicht, es sei kein freigebigerer und großmüthigerer Mann jemals in diesem Lande und vielleicht in der ganzen Umgegend gewesen. Und außer einigen Neidischen, die bei dem Könige immer dahin gestrebt hatten, ihn zu Grunde zu richten, zeigten alle andern großes Misvergnügen darüber, daß er auf diese Weise sterben müsse. Niemand ohne Ausnahme war es erlaubt, wenn ein solches Urtheil gefällt war, den König um das Leben des Verurtheilten

anzuflehen. Daher fühlten die Gattin und die Töchter des Ariabarzanes nebst seinen Verwandten und Freunden die größte Bekümmerniß und weinten fortwährend Tag und Nacht. Als der achte Tag kam (so lange hat ein Verurtheilter Zeit, um seine Einrichtungen zu treffen), wurde auf Befehl des Königs mitten auf dem Platze eine Richtstätte aufgeschlagen, ganz bedeckt mit schwarzen Tüchern, und ihr gegenüber eine andere, welche mit Purpur und Seide überkleidet war, woselbst der König, wenn er will, sich unter den Richtern niederläßt und, nachdem dem Schuldigen der Proceß gelesen ist, aus eigenem Munde befiehlt, daß der Spruch ausgeführt werde, oder auch, wenn es ihm gutdünkt, den Verurtheilten befreit und losspricht. Wenn aber der König nicht selbst bei dem Urtheile gegenwärtig sein will, so versieht der älteste der Richter, nach eingeholter Willensmeinung des Königs, sogleich das Ganze in seinem Namen. Der König, dem es in der That leid war, daß ein so hochherziger Mann, der ihm so genau bekannt, sein Schwiegervater und Eidam war, ein so schauderhaftes Ende nehmen sollte, wollte an jenem Morgen bei dem Ganzen gegenwärtig sein, theils um die Haltung des Ariabarzanes zu sehen, theils auch, um einen Ausweg zu seiner Errettung zu finden. Ariabarzanes ward also von den Häschern des Gerichts auf die Richtstätte geführt und prachtvoll gekleidet; sodann ward ihm die Lorbeerkrone auf das Haupt gesetzt. Aber so blieb er nicht lange, die reichen Kleider und der Kranz wurden ihm abgenommen und seine gewöhnlichen Kleider wieder angelegt. Der Scharfrichter erwartete den letzten Befehl, um seine Pflicht zu thun, und hatte schon das scharfe Schwert hoch erhoben, als der König den Ariabarzanes fest ins Auge faßte, welcher seine Gesichtsfarbe nicht mehr und nicht weniger veränderte, als wenn die Sache ihn gar nicht beträfe; und doch mußte er vernünftiger Weise annehmen, daß der Henker im Begriffe stehe, ihm den Kopf abzuschlagen. Als der König die

große Beständigkeit und den unbesiegten Muth des Ariabarzanes sah, sprach er mit lauter Stimme, sodaß alle es hörten, also: Ariabarzanes, wie du wissen kannst, bin ich nicht derjenige, der dich zum Tode verurtheilt hat, sondern deine ordnungswidrigen Handlungen und die Gesetze dieses Reichs haben dich auf diesen Punkt gebracht. Und da unsere heiligen Gesetze mir die Freiheit geben, jeden verurtheilten Schuldigen wie mir scheint ganz oder theilweise freizusprechen und in den früheren Gnadenstand aufzunehmen, will ich, wofern du dich besiegt geben willst und nicht verschmähst, das Leben von mir als Geschenk zu empfangen, dir die Todesstrafe erlassen und dich deinen Ämtern und Würden zurückgeben.

Als Ariabarzanes diese Worte hörte, welcher knieend mit gesenktem Kopfe erwartete, daß ihm der Todesstreich gegeben würde, schaute er auf, kehrte sich zum König und beschloß, da er überlegte, zu dem herben Schritte habe ihn nicht Bosheit von Seiten des Königs geführt, sondern vielmehr der Neid und die giftigen Schlangenzungen seiner Feinde, die erbarmungsvolle Großmuth und Huld seines Gebieters anzunehmen, am Leben zu bleiben und seinen Feinden nicht die Genugthuung eines so bitteren Todes zu verschaffen. Daher sprach er in ganz ehrerbietiger Haltung mit fester und wohltönender Stimme also zum König: Mein unüberwindlichster Gebieter, den ich gleich den unsterblichen Göttern verehre, da du nach deiner Gnade willst, daß ich lebe, so nehme ich von dir ehrfurchtsvoll das Leben als Geschenk hin, das ich jedoch, wenn ich glaubte im Leben deine Ungunst erdulden zu müssen, nicht annehmen würde, und gebe mich vollständig überwunden. Ich werde also am Leben bleiben, um das Leben, das du mir schenkst, ganz deinem Dienste zu widmen, damit ich es zum Frommen deiner heiligen Krone, wie ich es von deiner Großmuth geliehen bekommen habe, dir immer, sobald du willst, wieder zurückgeben kann. Ich werde dies so bereitwillig thun,

als ich es jetzt aufrichtig von dir annehme. Und da du geruht hast, mir so viele Gnade zu erweisen, möchte ich, wenn es dir nicht lästig ist, dir gerne hier öffentlich sagen, was mir jetzt in den Sinn kommt.

Der König gab ihm einen Wink, sich zu erheben und ihm zu sagen, was ihm angenehm sei. Er stand auf, es ward stille in der Menge und er begann auf folgende Weise zu sprechen: Zwei Dinge sind es, geheiligter Fürst, die ohne Widerrede den beweglichen Wellen des Meeres und der Unbeständigkeit der Winde in allen Stücken gleichen, und nichts desto weniger ist die Schaar der Thoren, welche darnach mit allem Fleiß und Eifer trachten, unendlich. Ich höre, es sei so fast immer. Nun sage ich also, daß diese beiden so sehr von jedem gewünschten Dinge sind: die Herrengunst und Frauenliebe, und beide täuschen so oft den wahren Diener, daß er am Ende nichts weiter davonträgt, als Reue. Um nun mit den Frauen anzufangen, welche nach der allgemeinen Annahme sich meist an den Schlimmeren halten, so kannst du einen jungen Mann sehen, der schön, edel, reich, tugendhaft und mit vielen guten Eigenschaften begabt ist, der zu seiner Geliebten ein Mädchen wählt und ihr mit derselben Treue, die man den Göttern schuldig ist, Dienst und Verehrung widmet und jeden ihrer Wünsche zu dem seinigen macht. Nichts desto weniger kann er durch Liebe, Dienstbarkeit und Bitten es nicht dahin bringen, daß er sich bei seiner Frau in Gunst sieht; sie liebt vielmehr im Gegentheil einen andern, der jedes Vorzugs baar ist, sie gibt sich ihm hin, nicht lange aber bleibt er in ihrem Besitz, so weist sie ihn von sich und nimmt den ersten an; aber veränderlich und launisch wird sie, nachdem sie ihn zu den Sternen erhoben, von ihrer natürlichen Unbeständigkeit getrieben, ihm sein Ende in der Hölle bereiten. Fragte man sie um den Grund dieses Wankelmuthes, so würde sie nichts weiteres anzuführen wissen, als daß er ihr so gefällig sei. Darum

geschieht es nur selten, daß ein aufrichtig Liebender festen Fuß behält, vielmehr sieht er sein Leben hin- und hergejagt vom flüchtigen Winde der Frauen. Ebenso kannst du an den Höfen der Könige und Fürsten jemand in Gunst seines Herrn stehen sehen, daß man deutlich sieht, der Herr kann ohne ihn nichts thun und nichts sagen, und nichts desto weniger, wenn er mit allem Fleiße und aller Mühe sich bestrebt, die Gunst seines Herrn zu bewahren oder zu erhöhen, siehe da plötzlich wandelt sich der Sinn des Gebieters, kehrt sich einem andern zu, und der, der zuvor der erste Mann am Hofe war, findet sich auf einmal am letzten Platz. Daneben steht dann ein ängstlich eifriger unermüdlicher Diener, gewandt in allen Geschäften des Hofes und der sich weit mehr um die Angelegenheiten seines Herrn bekümmert, als um sein eigenes Leben, aber er thut Alles umsonst; denn ihm wird nie vergolten und er sieht sich im Dienste altern, ohne je einen Lohn zu ernten. Betrachte einen andern in irgend einer Wissenschaft tief Gelehrten, nichts desto weniger stirbt er am Hofe Hungers, während ein anderer unwissender und verdienstloser Mann von seinem Gebieter aus Laune und nicht nach Gebühr übermäßig bereichert wird. Solches aber geschieht nicht, weil dem Herrn gelehrte und verdienstvolle Männer nicht gefallen, denn man sieht überall, daß er viele solche begünstigt und erhebt, sondern weil der Genius von jenem nicht mit dem seinigen stimmt, weil, wie man sagt, ihr Blut nicht zusammenpaßt. Wie oft mag es nun kommen, daß du zufällig einen siehst, den du sonst noch nie gesehen hast, und dennoch misfällt er dir auf den ersten Anblick wie die Pest und du kannst auf keine Weise ertragen, ihn zu sehen, und je mehr er dir Dienste und Gefälligkeiten erweist, um so mehr wird er dir misfallen. Umgekehrt kannst du einen sehen, den du früher noch nie gesehen hast und der dich gleich beim ersten Anblicke so befriedigt, dir so zusagt und dir so sehr gefällt, daß wenn er dich

um dein Leben anginge, du nicht im Stande wärest, es ihm zu versagen; du fühlst ein gewisses Etwas, das dich zwingt, ihn zu lieben, und wenn er auch etwas thäte, was gegen deinen Willen wäre, so ist doch alles gut. Wer weiß nun, was diese Unbeständigkeit veranlaßt und ob nicht eine gewisse Mischung des Blutes, das von innerer himmlischer Kraft an sich gleichmäßig bewegt wird, die Schuld trägt. Freilich in den Verhältnissen der Höfe läßt sich eine hinreichende Begründung dieses Wankelmuthes finden; dies ist der spitzige giftige Stachel des verpesteten Neides, welcher fortwährend der Gunst des Fürsten die Wage hält und den im Nu erhebt, der unten war, und senkt, der sich oben befand, sodaß es an den Höfen keine schädlichere und verderblichere Pest gibt, als den Neid. Alle andere Fehler werden leicht und mit geringer Mühe von Seiten dessen, der sie hat, geheilt und fast beschwichtigt, sodaß sie dir nicht wehe thun; aber den Neid, auf welche Weise, mit welcher Kunst und Heilart willst du ihn zu Boden drücken? Fürwahr ohne deinen Schaden weiß ich nicht, wie du den scharfen Bissen des Neides jemals entkommen willst. Nimm am Hofe einen Stolzen, Aufgeblähten, Ehrgeizigen und Hochfahrenden, der mehr als der Stolz selbst ist, wenn du dich vor ihm verbeugst, wie du ihn siehst, wenn du ihn ehrst, wenn du ihm den Weg räumst, wenn du ihn mit Preis zum Himmel hebst, wenn du ihn erhöhst und selber neben ihm den Demüthigen spielst, so ist er plötzlich dein Freund und heißt dich einen feinen und artigen Höfling. Nimm einen Wollüstling, der den geschlechtlichen Freuden ergeben ist und nach nichts anderem trachtet, als nach dieser vergänglichen Lust, wenn du ihn nicht hinderst in seinen Liebschaften, wenn du seine Genüsse nicht tadelst, wenn du ihn in Gegenwart der Frauen lobst, so wird er immer dein Freund sein. Nimm einen Geizhals oder einen Schwelger, wenn du dem ersten eine Arznei von Geld zu verschlucken gibst und den andern oft zum Essen

zu dir einlädst, so sind beide sogleich einverstanden. Nun nimm aber einen Neidischen! Welches Heilmittel wirst du finden, um so verzehrende Säfte abzuführen? Wenn du den Neid zu heilen suchst, so mußt du mit deinem Leben selbst abhelfen, oder nicht denken, sonst irgend ein Heilmittel dagegen zu finden. Und wer weiß nicht, wenn ein von dieser Pestkrankheit befallener mich am Hofe von dir, geheiligtster König, mehr als sich begünstigt sieht, wenn er wahrnimmt, daß meine Dienste dir angenehmer sind, oder daß ich besser als er die Waffen zu führen verstehe oder in irgend einer Hinsicht mehr gelte, als er, und er über diese Dinge mich beneidet, wer weiß nicht, sage ich, daß ich diesen nicht anders heilen kann, als wenn er mich deiner Gnade beraubt, vom Hofe verjagt und in das äußerste Elend gestürzt sieht? Wenn ich ihm täglich die größten Geschenke mache, wenn ich ihm immer Ehre erweise, lobe so viel ich kann und ihm jeden Dienst erweise, Alles ist umsonst. Niemals wird er aufhören, gegen mich zu wirken, bis er mich ins tiefste Unglück versetzt sieht, denn alle andere Mittel sind schwach und wirkungslos. Dies ist die giftige Krankheit, die alle Höfe verpestet, allen tugendhaften Handlungen schadet und alle edele Geister zu beleidigen sucht. Dies ist der finstere Schleier, der oft andern so sehr die Augen umdüstert, daß er sie die Wahrheit nicht sehen läßt, und ihnen das Urtheil so umnebelt, daß Recht und Unrecht nicht mehr zu unterscheiden ist, denn er ist eine offenbare Veranlassung, daß täglich tausend Irrthümer in den menschlichen Handlungen begangen werden. Um aber auf das zu kommen, was jetzt zunächst zu unserm Falle gehört, so ist überhaupt kein Fehler auf der Welt, der die Höfe mehr verderbte, das Band heiliger Genossenschaften auflöste und die Gebieter zu Grunde richtete, als das Gift des Neides. Denn wer dem Neidischen sein Ohr leiht, wer auf seine boshaften Zettelungen horcht, kann unmöglich etwas Gutes thun. Um aber nun zum Schlusse

meiner Rede zu gelangen, der Neidische erfreut sich nicht so sehr über sein eigenes Glück, genießt nicht so sehr seine Vortheile, als er fortwährend über fremdes Unglück jubelt und lacht und über fremden Vortheil weint und trauert; ja um dem Nächsten zwei Augen aus dem Kopfe schlagen zu sehen, würde er sich gerne eines der seinigen ausreißen*). Diese Worte, unüberwindlichster Fürst, wollte ich hier in Gegenwart dein, deiner Satrapen und des Volkes aussprechen, damit jeder einsehe, daß ich bei deiner Krone nicht durch böse Gesinnung von dir oder durch meine Schuld, sondern durch die giftigen Zungen der Neider in Misgunst gefallen bin.

Dem großherzigen König gefiel die freie Rede des Ariabarzanes und so sehr er sich von seinen Worten getroffen fühlte, mußte er sie doch für wahr anerkennen und darum, sowie, weil sie künftig Allen von Nutzen sein konnten, lobte er sie in Gegenwart Aller. So hatte nun Ariabarzanes das Leben von seinem König zum Geschenk erhalten und sich besiegt gegeben; der König erkannte seine Trefflichkeit und Treue und liebte ihn aufrichtig; daher ließ er ihn denn von dem Katafalk herabsteigen und auf den, auf welchem er selber sich befand, steigen, hieß ihn willkommen und küßte ihn zum Zeichen, daß jede Beleidigung ihm vergeben und verziehen war. Er befahl, daß ihm alle Ämter, die er zuvor zu verwalten pflegte, zurückgegeben wurden, und um ihn in noch bessere Umstände zu bringen, als worin er früher gewesen war, schenkte er ihm die Stadt Passagarda, worin das Grab des Cyrus sich befand, und setzte ihn in allen seinen Staaten und Herrschaften zum obersten Statthalter, dem jedermann wie ihm selbst gehorchen mußte. So blieb der König der geehrte Schwager und der liebende Eidam des Ariabarzanes, zog ihn bei allen seinen Handlungen zu Rathe und that nie etwas von Belang, ohne zuvor

*) Anspielung auf ein altes Mährchen, das auch ein altfranzösisches Fabliau behandelt.

sein Gutachten eingezogen zu haben. Ariabarzanes war also mehr als zuvor in die Gunst seines Gebieters zurückgekehrt, hatte mit seiner Tugend alle seine Feinde überwunden und die Waffen des Neides zerbrochen und vernichtet. War er zuvor freundlich und freigebig gewesen, so wurde er nach so großer Erhebung noch viel fürstlicher; wenn er früher einmal Edelmuth übte, so geschah es nunmehr zweimal; doch bewies er seine Großmuth nur so und verfuhr in den Äußerungen derselben mit solcher Mäßigung und Einschränkung, daß alle Welt deutlich erkennen konnte, daß er nicht, um mit seinem Herrn zu wetteifern, sondern um ihn mehr zu ehren und um die Größe des Hofes seines Königs besser ans Licht zu stellen, die ihm vom König und dem Glücke geschenkten Güter reichlich ausgab und anderen schenkte. Dies erhielt ihn bis zu seinem Lebensende in der Gunst seines Fürsten auf rühmliche Weise, denn der König erkannte so klar wie die Sonne, daß Ariabarzanes von der Natur zu einem leuchtenden Spiegel der Höflichkeit und Großmuth gebildet war und daß man leichter dem Feuer die Wärme und der Sonne das Licht nehmen könnte, als dem Ariabarzanes seine hochherzige Handlungsweise. Er hörte daher nicht auf, ihn fortwährend zu ehren, zu erheben und zu bereichern, um ihm mehr die Möglichkeit zu geben, in Fülle zu verschenken. Und in der That, obwol die beiden Tugenden der Freundlichkeit und Freigebigkeit jedermann gut anstehen und ohne sie einer kein echter Mensch ist, so ziemen sie doch ganz vorzüglich Reichen, Fürsten und großen Herren, und nehmen sich an ihnen aus, wie auf feinem hellschimmerndem Golde morgenländische Edelsteine und wie an einer schönen holden Frau zwei schöne Augen und zwei elfenbeinerne schöne Hände, wie, edle Frau, eure schönen Augen und unvergleichlich schönen Hände.

---

71. Balduin der eiserne von Flandern.

(1, 7.) *)

Es war eine uralte Sitte bei den Königen von Frankreich, einem ihrer Vasallen oder wem es ihnen sonst gefiel die Obhut des Landes Flandern zu übertragen, welcher dann Waldmeister genannt wurde, weil jene Gegend, als man anfing, sie zu bewohnen, voll dichter ungeheurer Wälder war. Sie wurde jedoch später so bewohnt und angebaut und von verschiedenen Völkerschaften besucht und zur Niederlassung gewählt, daß es nunmehr eine gute und berühmte Provinz ist und viel Handelschaft treibt. Es begab sich nun, als der römische Kaiser und Sohn des römischen Kaisers Ludwigs des frommen Karl mit dem Beinamen der kahle König von Frankreich war, es begab sich, sage ich, daß am Hofe jenes Kahlen ein gewisser Balduin lebte, der Sohn des Waldmeisters Audacker. Balduin war ein sehr tugendhafter schöner Mann von stattlichem Äußern, wie nur einer an diesem Königshofe lebte, und beim König wie bei allen Hofleuten beliebt. Als er sich nun fortwährend am Hofe aufhielt, wollte sein Glück, welches ihn zu begünstigen anfing, um ihn zu erhöhen, daß er sich so heftig in die Tochter des Königs verliebte, daß er Tag und Nacht an nichts anderes dachte, als ihre Liebe zu erwerben. Als er nun nicht ohne ihren holden theuern Anblick zu leben wußte und vermochte, richtete er sich so ein und wußte seine Angelegenheiten so zu ordnen, daß sie, die mit Namen Judith hieß, gleichfalls ihre Brust den Liebesflammen zu öffnen und ihn aus der Maßen zu lieben begann. Er, der seinen Verstand und seine Augen auch am rechten Fleck hatte, merkte das bald,

*) E. v. Bülow, Novellenbuch III, 324; Heidelberger Jahrbücher 1837, 673; Messager des sciences et arts de la Belgique I, 480; E. v. Kausler, Reimchronik von Flandern.

hielt sich deshalb für den glücklichsten Liebhaber von der Welt und ergab sich nun ganz dem Waffentreiben, Buhurdieren und alle dem, was er für angemessen hielt, um ihre Liebe zu erhalten und zu erhöhen. So oft er nun mit ihr sprach, und das geschah nicht selten wegen des häufigen und freien Verkehrs, der in jenem Lande Sitte ist, verfehlte er nicht, sein Möglichstes zu thün und bemühte sich durch das schönste Betragen und die zweckmäßigsten Worte, die er wußte, ihr kund zu thun, wie sehr er von Liebe zu ihren seltenen Reizen und ihrem sittsamen Benehmen glühe. Sie erwies sich ihm nichts weniger als spröde und versicherte ihn, daß sie ebenso wie er von den Liebesflammen durchglüht und verzehrt werde und nichts weiter wünsche, als eine passende Weise zu finden, wie sie sich zusammenfinden können. Derweil es nun mit den Liebenden so stund, wie ihr höret, gelangte die Nachricht zu dem König, daß der Waldmeister Audacker, Balduin's Vater, gestorben sei, was dieser mit großem Schmerz und Misvergnügen vernahm. Der König mußte nun zur Beherrschung von Flandern einen andern seiner Diener abordnen, und nachdem er das Wesen und die Fähigkeiten aller seiner Barone und Hofleute reiflich erwogen hatte, kam er bei sich zur Erkenntniß, daß von ihnen keiner so gut als Balduin zu dieser Würde geeignet sei, und er befestigte sich um so mehr in dieser seiner Meinung, als er wußte, daß sein Vater von den Flämingen höchlich geliebt und geehrt worden war; denn er dachte, die Erinnerung an den Vater müsse dem Sohn zu großem Vorschub gereichen. Zu diesem Beschlusse gekommen theilte er ihn seinen Räthen mit, die ihn billigten; darauf ließ er denn den Balduin zu sich kommen, und sagte zu ihm: Mein lieber Freund, wie sehr mir der Tod deines Vaters leid gethan hat, vermag ich dir ebenso wenig auszusprechen, als du es wol glauben könntest. Ich habe an ihm nicht nur einen sehr getreuen Diener eingebüßt, was immer mislich und hart ist, sondern auch einen Statthalter von

Flandern verloren, was bekanntlich eine große Wichtigkeit hat. Dein Vater hat es auf eine Weise verwaltet und ist mit den Flämingen so gut ausgekommen, daß es ihnen ist, als wäre ihnen nicht ein Richter und Statthalter gestorben, sondern ein erbarmungsreicher theurer Vater. Es dünkt nun meinem Rathe und mir selber gut, dieses sein Amt eines Waldmeisters auf dich zu übertragen, weil wir das Vertrauen in dich setzen, du werdest es zum Nutzen und Frommen der Krone und zur Wohlfährt jener Völker dergestalt zu verwalten wissen, ehrenvoll dem Vorbilde deines Vaters folgend, daß alle Fläminge und ich mit dir zufrieden sein werden. Auf diese Weise darf dich der Tod deines Vaters weniger schmerzen, wenn du ihm in der Würde und im Amte folgst, das er hatte; und auch mein Schmerz wird sich mindern und mir sein, als fehle mir der Audacker nicht, sondern ich habe einen andern und vielleicht bessern gefunden. Ebenso werden jene Völker befriedigt sein, denn sie können sich vorstellen, während du sie beherrschest, beherrsche sie dein so sehr von ihnen geliebter Vater. Rüste dich daher, nach Flandern abzugehen, so bald ich es dir befehle! In Betreff der Verwaltung selbst fällt mir weiter nichts bei, was ich dir zu sagen hätte, als daß du die Fußstapfen und das Betragen deines Vaters befolgen sollst. Alsdann wirst du ein vortrefflicher und gerechter Statthalter werden.

Balduin war seiner Natur nach tapfer und freigebig und hatte viel verschwendet in Kleiderpracht und Dienerschaft, indem er letztere aus Liebe in die Farben kleidete, welche die schöne Judith ihm gegeben hatte. Der König befahl daher einem seiner Schatzmeister, Balduin zehntausend Franken zu geben, um sich besser auszurüsten. Er dankte nun zwar, so gut er wußte und konnte, dem König für die gute Meinung, die er von ihm hegte, und die höfliche Bezeigung gegen ihn; bat ihn auch mit aller schuldigen Ehrerbietung inständigst, wenn es sein könne,

diese wichtige Aufgabe einem erfahreneren Manne zutheilen zu wollen, vorgebend, er sei noch sehr jung und schlecht erfahren in derlei Regierungswesen; zugleich lehnte er es ab, das Geld anzunehmen und bat Seine Majestät, es auf andere Geschäfte zu verwenden. Der König nahm jedoch keine Entschuldigung an, die er vorbrachte, und wollte durchaus, daß er die Statthalterschaft und das Geld annehme. Die Sage von diesem Ereigniß verbreitete sich plötzlich am Hofe und gelangte auch zu den Ohren Judith's, die sich unsäglich darob betrübte in der Meinung, sie würde ihren Geliebten nicht wieder sehen, denn es war gebräuchlich, daß die Statthalter von Flandern sehr selten und nur in der größten Noth ihre Provinz verließen; sie konnte sich daher in ihrem großen Unbehagen gar nicht trösten. Und um so größer war ihr geheimer Schmerz, je mehr sie genöthigt war, ihn verborgen zu halten, um die Leute ihre glühende Liebe nicht merken zu lassen. Der verliebte Balduin andererseits, welcher einen holden Blick und ein freundliches Wörtchen seiner Geliebten höher anschlug, als alle Flandern und Statthalterschaften auf der Welt, war gleicherweise im größten Kummer, denn jemehr Pflicht und Vernunft verlangte, daß er sich der Liebe seines Königs und einer so ehrenvollen Beförderung erfreute, um so mehr betrübte ihn sein sehnsüchtiges Verlangen, da er einsah, daß er sich des Anblicks derer beraubte, die er unendlich liebte. Er lebte daher höchst misvergnügt und war voll Verdruß über seine Abreise, sodaß der ganze Hof sich unendlich verwunderte, als man ihn so schwermüthig sah, da doch alle meinten, er sollte heiter sein, nachdem er in so früher Jugend eine Würde erreicht hatte, welche die ersten Edelleute von Frankreich mehr als gerne übernommen haben würden, denn außer der damit verbundenen hohen Würde, war der Vortheil und Nutzen, der aus einer solchen Herrschaft gezogen werden konnte, unschätzbar. Als er daher von einigen nach der Ursache dieser großen Betrübniß

gefragt wurde, antwortete er, es sei nichts weiter, als die Einsicht, daß er für eine so große Aufgabe nicht gemacht sei. Auch Judith war darüber sehr betrübt, wagte aber, wie gesagt, nicht, äußerlich zu zeigen, was sie in ihrer Brust verbarg. Bei Balduin jedoch beklagte sie sich bitter, so oft sie sich insgeheim sprachen; er entschuldigte sich, indem er behauptete, er könne es nicht anders machen, er werde aber ewig ihr Diener bleiben und nie eine andere lieben. Es waren zwar einige am Hofe, welche vermutheten, daß Balduin liebeskrank sei; indessen kam doch keiner in seinen Gedanken der Wahrheit nahe, weil sich die beiden in ihrem Liebesverkehr so klug und vorsichtig gehalten hatten, daß niemand ahnte, daß Judith Balduin's Geliebte sei. Was ihr den herbsten Schmerz verursachte, war der Umstand, daß sie manchmal ihren Liebhaber auffordern mußte, dem König zu gehorchen. Es kam der Tag, wo er vom Könige sich verabschiedete und gehen mußte. Judith fühlte sich dadurch in so übermäßiges Leid versenkt, daß sie krank wurde und einige Tage schwer darniederlag, ohne daß die Ärzte die Natur ihres Siechthums errathen konnten. Wären freilich Erasistratos und Theombrotos dort gewesen, so hätten sie wahrscheinlich leicht den Ursprung des Übels erkannt. Gewiß, Judith war von der glühendsten Liebe entbrannt und hatte die letzte Frucht noch nicht gekostet, welche von Liebenden so heftig ersehnt wird. Ich will jetzt nicht erzählen, was die beiden Liebenden beim letzten Abschied sich sagten und wie viele heiße Thränen und Seufzer sie ausstießen, als Balduin bei Nacht an ihrem Fenster von ihr Abschied nahm. Als er nun fort und in Flandern angelangt war, wurde er von der Bevölkerung in Erinnerung an seinen Vater ehrenvoll aufgenommen. Er fing an im Regiment in die Fußstapfen seines Vaters mit solcher Geschicklichkeit zu treten, und sich mit dem und jenem je nach seiner Eigenthümlichkeit so gut zu stellen, daß er in kurzem allgemein beliebt war. Aber weder

Ehre, noch Macht, noch Vortheil, der ihm zu Theil wurde, war im Stande seine heißen Flammen geschweige zu löschen, ja nicht einmal im mindesten zu dämpfen. Während er in diesem Zustand war, begab es sich daß der König Ethelwolf von England auf seiner Rückreise von Rom durch Frankreich kam, wo ihm der König seine Tochter Judith zur Ehe versprach. Trotz ihrem heftigen Widerstreben und Zorne war sie genöthigt, dem Willen ihres Vaters nachzugeben; sie ging also nach der Hochzeit mit ihrem Gatten nach England und blieb etwa sechs Monate bei ihm, nach deren Ablauf er krank wurde und starb. Sie benachrichtigte hiervon ihren Vater und bat ihn dringend, sie wieder abholen zu lassen, da sie nach Frankreich zurückzukehren wünsche. Auf der andern Seite fertigte jedoch die Königin eiligst einen vertrauten Boten an Balduin ab und schrieb ihm, sie werde in kurzem zurück nach Frankreich überschiffen und nunmehr erkennen, ob er sie wirklich so sehr liebe, wie er sage, indem sie ihm deutlich zu verstehen gab, was sie wünsche, daß er thue. Als Balduin hörte, was seine Geliebte ihm schrieb und sagen ließ, entbrannte ihm sein Herz auf eine wunderbare Weise zu dem Entschlusse, um ihretwillen furchtlos jedwede Gefahr zu bestehen. Er antwortete ihr und schrieb zurück, diesmal wolle er ihr beweisen, daß sie ihm bei weitem theurer, als sein Leben sei, komme daraus, was da wolle. Mit dieser Antwort schickte er den Boten nach England zurück und sagte zu ihm, indem er von ihm Abschied nahm: Geh und empfiehl mich deiner und meiner Herrin, und sage ihr, ich sei bereit, Alles zu thun, was sie mir auferlegt. Ich weiß wohl, daß alle Welt mich wegen Treubruchs gegen meinen König, der mich so hochgeehrt und erhoben hat, verdammen und alles mich schelten wird. Aber was vermag ich, wenn meine Gebieterin und die Liebe, welche weit mächtiger sind, als der Kaiser und ich, es so wollen und von mir verlangen? Ich muß meiner Dame und

der Liebe gehorchen, und ich werde es auch thun, denn in keinem Falle kann es mir schlimmer gehen, als es mir jetzt geht.

Der Bote begab sich mit dem Briefe und der mündlichen Botschaft hinweg und zurück zu Judith. Als sie den Entschluß ihres Geliebten vernahm, war sie sehr vergnügt. Inmittelst ließ Balduin einige Schiffe ausrüsten und alles anordnen, was ihm nöthig schien, um das Unternehmen auszuführen, das er im Sinne hatte, alles jedoch mit der größtmöglichen Heimlichkeit, damit niemand ahne, was vorgehe. Es traf sich zufällig, daß gerade damals einige genuesische Galeeren in Flandern anwesend waren, mit deren Patronen er insgeheim Abrede hielt und sie reichlich bezahlte, um sie hernach seiner Zeit für seine Wünsche benutzen zu können. Er hielt auch fortwährend Kundschafter in England, um von der Abreise seiner Geliebten zu rechter Zeit Kunde zu erlangen; und da sein Sinn also auf nichts anderes, als darauf gerichtet war, so schien ihm jede Stunde tausend Jahre zu währen, bevor sich seine gewisse Hoffnung auf den Besitz der schönen Königstochter verwirklichte. Als es nun mit der Sache so stand, wie ihr gehört habt, dachte König Karl nicht von ferne daran, daß etwas die Rückkehr seiner Tochter nach Frankreich stören könne, und richtete sein vorsorgendes Auge einzig und allein darauf, daß seine Tochter auf ehrenvolle Weise und mit einem Gefolge, das der Tochter eines Kaisers und der Witwe eines englischen Königs gezieme, heimkehre. Er schickte daher, um sie abzuholen, eine Anzahl Prälaten und Barone ab nebst vielen Frauen und Fräulein. Die französischen Herrschaften kamen mit günstigem Winde in England an, wo sie die Königin in voller Bereitschaft trafen, abzusegeln, und mit ihr einige englische Herren und Frauen, welche sie nach Frankreich begleiten wollten. Kurze Zeit darauf schifften sich denn die französischen und englischen Herren in Gesellschaft der Königin und anderer

Frauen auf zwei Schiffen ein, gingen unter Segel und stießen ab vom Lande. Dagegen hatte aber auch Balduin, der von einer Zeit zur andern von Allem genau unterrichtet worden war, mit den Galeeren und andern wohlbewaffneten Schiffen sich aufs Meer begeben. Er hatte viele tapfere und in Seegefechten geübte Männer mit sich genommen und schiffte an eine gewisse Stelle, wohin, wie ihm bemerklich gemacht worden war, die Königin kommen mußte. Er stellte sich dort auf die Lauer und erwartete ihre Ankunft. Und es dauerte nicht lange, bis seine Berechnung eintraf; denn er hatte nicht zu lange gewartet, so begann er zwei Segel zu entdecken, welche mit ganz schwachem Winde höchst langsam heranfuhren. Sobald er dies gewahrte, fuhr er auf einem Kahn von einem Schiffe zum andern und ermahnte die Seinigen, tapfer zu kämpfen, während er sie zugleich versicherte, daß sie auf den beiden Schiffen keinen Widerstand noch das mindeste Widerstreben finden würden, da sich auf den Schiffen, die sie fast ohne Wind aufs Langsamste auf sich zukommen sahen, keine Kriegsleute befinden. Er hatte ferner einige seiner getreusten Männer auf den Galeeren und seinen andern Schiffen vertheilt, welche, in Balduin's Plan eingeweiht, allen die größten Geschenke versprachen, welche, im Falle es zum Handgemenge käme, wacker dreinschlagen würden. Nachdem Alles angeordnet war, ließ Balduin als das Haupt der Flotte alle Vordertheile seiner Schiffe den Fahrzeugen entgegenrichten, welche fast ohne Wind ruhig auf der Stelle blieben, und in kurzem hatte er sie so umzingelt und in die Mitte bekommen, daß die Franzosen und die Engländer ganz in Bestürzung geriethen, als sie eine so gut gerüstete Flotte sahen voll bewaffneter Männer, die bereit mit ihnen zu kämpfen zu den Waffen riefen. In demselben Augenblick wurden sie aufgefordert, die Segel zu streichen und sich gefangen zu ergeben, wofern sie nicht wollten grausam niedergemetzelt und den Fischen zur Speise ins Meer ge-

worfen werden. Die Franzosen fragten, wer der Befehlshaber und Patron der Flotte sei, um zu wissen, mit wem sie zu thun haben. Da trat Balduin hervor, stieg auf das Hintercastell seines ihnen zunächst stehenden Schiffes und rief ihnen mit lauter Stimme zu: Ihr Herren, ich bin Balduin der Waldmeister von Flandern, gekommen, um euch anzugreifen und alle gefangen zu nehmen. Ergebt euch mir oder vertheidigt euch, denn sonst kommt ihr nicht los!

Die französischen Herren entgegneten ihm nun zwar, auf diesen Schiffen befinde sich die Tochter seines und ihres Königs, welche sie nach Frankreich zurückbringen, nachdem, wie er wissen müsse, der König von England gestorben und Frau Judith Witwe geworden sei.

Ihr Herren, sagte darauf Balduin, ihr seid schwer im Irrthum, wenn ihr glaubt, ich sei nach Korsarenart herbeigekommen und falle euch an, um mich zu bereichern und euch euer Eigenthum zu rauben oder wie ein Räuber die Hände in Menschenblut zu tauchen. Ich will und verlange keines von beiden; um ähnliche Dinge habe ich mich nicht aufgemacht, noch diese Flotte mit so vielen kräftigen Männern ausgerüstet, wie ihr hier seht. Und um euch nicht länger in Ungewißheit zu lassen über das, was ich im Schilde führe, und euch meinen Sinn zu erläutern, so wißt, daß die Liebe allein mir die Waffen in die Hand gegeben hat, sie allein führt, beräth, leitet mich bei diesem Unternehmen und zeigt mir, was durch mich ausgeführt werden soll. Die Liebe ist mein Steuermann, Herzog und Hauptmann, mit dessen Gunst ich das ersehnte Ziel meiner Absicht zu erreichen hoffe. Das also, was ich mit so großer Anstrengung suche und von euch zu erhalten beabsichtige, ist die Frau Königin Judith, die ihr in diesen Schiffen in England abgeholt habt, um sie nach Frankreich zu bringen. Wenn ihr sie mir friedlich und ohne Widerstreben geben wollt, so soll keinem von euch ferner auch nur ein Haar gekrümmt noch der Werth

eines Hellers entzogen werden und ihr mögt frei hingehen, wohin ihr wollt. Ich rathe euch deshalb um eures eigenen Besten willen, sie mir abzuliefern, da ihr deutlich seht, daß ihr auf keine Weise mir verbieten könnt, sie zu nehmen. Wenn ihr aber so thöricht seid, daß ihr Streit mit mir anfangen und sie nicht übergeben wollt ohne Kampf, so rüstet euch zur Vertheidigung und zum heftigsten Gefecht, denn ich versichere und verspreche euch, bei meinem höchsten Eide, ohne daß ich Frau Judith bekomme, weiche ich nicht von der Stelle. Wählet nunmehr das Theil, welches euch am angenehmsten ist! Ihr habt Krieg und Frieden in eurer Hand. Nehmt, was ihr wollt!

Es befanden sich in der Gesellschaft der Königin einige französische Barone, welche mit Balduin genau befreundet waren. Als sie ihn erkannten und hörten, was er ihnen allen gesagt, waren sie voll des gewaltigsten Erstaunens und sagten zu ihm: Ei Herr Waldmeister, was redet ihr da für Dinge? Was fällt euch ein? Habt ihr den Verstand verloren? Ist das die Treue, die ihr eurem Könige schuldig seid? Ist das die Lehenspflicht, die ihr ihm bewahrt? Glaubt ihr, der König werde solche Ruchlosigkeit ohne die verdiente Züchtigung lassen?

Sie wollten in diesem Tone fortfahren, Balduin schnitt ihnen aber das Wort ab, indem er mit hochmüthiger Gebärde ausrief: Entweder ihr übergebt mir die Königin oder ihr ergreift die Waffen, um sie gegen mich zu vertheidigen.

Die Begleiter der Königin sahen wohl, daß sie zur Vertheidigung schlecht gerüstet waren, sie rathschlagten daher unter einander, ließen die Frau vor sich kommen, sagten ihr, was der Waldmeister begehre, und fragten sie, was sie zu thun gesonnen sei.

Ich, sagte sie heiter, wenn er mich zum Weibe will, will ihn zum Mann; und wenn ihr bei dem König meinem Vater seid, so sagt ihm, dieweil er ohne Rücksicht auf meine Jugend, da ich noch nicht über neunzehn

Jahre alt war, mir einen Mann zum Gatten gegeben, der drei Söhne von seinem ersten Weibe gehabt, deren jüngster hier gegenwärtiger älter ist, als ich, habe ich nunmehr nach König Ethelwolf's Tode selber für mich gesorgt und schon, als ich noch in England war, den Herrn Waldmeister zum Gemahl gewählt, dessen Alter und Mannhaftigkeit neben der Liebe, so er für mich hegt, mich weitaus verdient haben. Und nachdem ich ihm geschrieben, er solle nicht verfehlen, mich abzuholen, nimmt er mich nunmehr als sein Eigenthum an sich und ich beabsichtige, immer ihm anzugehören.

Waren vorher von Balduin's Rede die Franzosen überrascht, so waren sie nun vollends ganz erstaunt, als sie die Frau hörten, welche denn in ihrer Gegenwart sich mit ihrem Liebhaber verlobte. Er war über die Maßen erfreut über die neugemachte Eroberung und führte seine Gattin auf die Galeeren mit ihrem Geräthe und denjenigen ihrer Zofen, welche ihr folgen wollten. Er lud sodann alle Herren ihres Gefolges ein, in Flandern ans Land zu steigen und die Hochzeit der gnädigen Frau mit ihrer Gegenwart zu beehren; sie setzten jedoch lieber ihre Reise nach Frankreich fort, Balduin aber feierte nach seiner Ankunft in Flandern seine Vermählung mit großer Festlichkeit. Als der König Karl diese Zeitung hörte, entrüstete er sich über Balduin im höchsten Grade und wollte gegen ihn zu Felde ziehen; er sah sich aber gezwungen, seine Waffen gegen Italien zu wenden, um Karl den dicken und dessen andern Bruder seine leiblichen Neffen zu bekriegen, die mit starker Heeresmacht gegen ihn aufgebrochen waren, um ihm die römische Kaiserkrone zu nehmen und den Krieg fortzusetzen, den ihr Vater schon begonnen hatte. Er machte daher mit Balduin seinen Frieden und erhob ihn vom Waldmeister zum Grafen von Flandern, indem er dieses Land seiner Tochter Judith zur Mitgift gab und ihn und seine Leibeserben damit belehnte. Balduin brachte dagegen eine große

Schaar Fläminge zusammen und sandte sie seinem Schwiegervater zu, welcher die Alpen überstieg und nach Italien kam, sodann in der Ebene von Verona von seinen Neffen in der Feldschlacht überwunden sich in unser Mantua flüchtete, woselbst er aus Verdruß über den Verlust des Tages in eine schwere Krankheit verfiel. Karl hatte einen hebräischen Arzt, Namens Zedekias, den er immer mit sich nahm. Dieser wurde von den Neffen Karl's mit Geld bestochen und vergiftete ihn in einer Arznei, woran er starb. Als Balduin den Tod seines Schwähers vernahm, wußte er sich mit seinem Schwager Ludwig dem Stammler, welcher seinem Vater auf dem königlichen Throne von Frankreich folgte, so gut zu setzen, daß er in ungestörtem Besitze von Flandern blieb, dort viele Kinder bekam und mit seiner geliebten Judith ein langes glückliches Leben führte, deren Geschlecht viele Jahre lang blühte. Aus diesem Stamme entsproßte ein anderer Balduin Graf von Flandern, welcher um seiner Tapferkeit und seines Kriegsruhms willen im Jahre des Heils ein tausend zweihundert und zwei von vielen christlichen Fürsten zum Kaiser von Constantinopel erwählt wurde. Einen solchen Ausgang nahm also die Liebe Balduin's und Judith's. Hätte Karl keinen Krieg zu führen gehabt, so wäre es vielleicht anders gegangen, und wenn seine Tollkühnheit und Verwegenheit einen guten Erfolg hatte, so darf man das nicht als einen Vorgang annehmen und wagen seinem Herrn ähnliche Unbill anzuthun.

---

72. Eine andere Lucretia.

(1, 8.)

An den Cardinal Pirro Gonzaga.

Unser Herr Pirro Markgraf von Gonzaga Herr von Gazuolo, das ihr hier am Ufer des Oglio an der Seite gegen den Po hin liegen sehet, der Sprößling der langen Reihe gonzagischer Herrscher*), begehrt, daß ich den merkwürdigen Vorfall mit dem Tode einer gewissen Giulia aus diesem Orte erzähle, der vor einiger Zeit vorgefallen ist. Übrigens könnte dieser hochgeborne Herr viel besser, als ich, den Hergang der Sache berichten, und hier sind noch viele andere, die dieser Aufgabe so gut als ich genügt und Alles genau berichtet hätten. Aber da er mir befiehlt, daß ich den Erzähler mache, will und muß ich ihm gehorchen. Sehr leid thut es mir, daß ich nicht im Stande bin, den edeln mannhaften Geist Giulia's zu preisen, wie es die von ihr vollbrachte seltene That verdient. In der Zeit also, da der edle und weise Fürst der hochgeborene und hochwürdigste Monsignor Lodovico Gonzaga Bischof von Mailand hier in Gazuolo wohnte, hielt er immer stattlichen Hof mit vielen ausgezeichneten Edelleuten, da er sich an den Tugenden erfreute und sehr reichlich Geschenke vertheilte. Um diese Zeit blühte ein Mädchen von siebzehn Jahren Namens Giulia, Tochter eines sehr armen Mannes aus der Gegend von der niedrigsten Abkunft, der nichts hatte, wenn er nicht den ganzen Tag mit seiner mühevollen Händearbeit sich, seiner Frau und seinen zwei einzigen Töchtern den Lebensunterhalt verdiente. Auch seine Frau ein gutes Weib bemühte sich sehr, durch Spinnen und ähnliche Handarbeiten etwas zu verdienen. Diese Giulia war sehr schön, mit einnehmender Huld begabt und weit

*) Der Oheim des Cardinals.

reizender und feiner, als ihrem niedern Blute zukam. Sie ging bald mit der Mutter bald mit andern Frauen auf das Feld um zu hacken und andere Arbeiten zu versehen, wie sie grade nöthig waren. Ich erinnere mich, daß ich einst mit der erlauchten Frau Antonia Bauzia, der Mutter dieser unserer hochwohlgeborenen Herren nach San Bartolomeo ging, als uns diese Giulia begegnete, die mit einem Korbe auf dem Kopf ganz allein vom Felde nach Haus ging. Als die gnädige Frau das schöne Kind sah, das etwa funfzehn Jahre damals alt sein mochte, ließ sie den Wagen halten und fragte das Mädchen nach ihrer Herkunft. Sie antwortete ehrerbietig, den Namen ihres Vaters nennend, und that überhaupt den Fragen der Dame so großes Genüge, daß es schien, sie sei nicht in einem Bauernhause unter einem Strohdach geboren und erzogen, sondern habe ihre Jugend am Hofe in den besten Gesellschaften verlebt. Die gnädige Frau äußerte deshalb gegen mich, sie wolle sie ins Haus nehmen und mit andern Fräulein erziehen. Weshalb es nachher unterblieb, wüßte ich euch nicht anzugeben. — Um nun auf Giulia zurückzukommen, so benützte sie an Werktagen ihre Zeit wohl und arbeitete immer entweder allein oder mit andern. An Festtagen sodann ging sie, wie es Gewohnheit dort ist, nach dem Mittagessen mit andern Mädchen zum Tanze und machte sich ein erlaubtes Vergnügen. An einem solchen Tage, als sie ungefähr siebzehn Jahre alt war, warf ein Kammerdiener des genannten Herrn Bischofs, ein Ferrarer, seine lüsternen Blicke auf das Kind, als er sie tanzen sah; sie däuchte ihm das schönste reizendste Mädchen, das er seit langer Zeit gesehen hatte; sie schien, wie gesagt, in den gebildetsten Häusern erzogen, und er verliebte sich in sie so heftig, daß er seine Gedanken auf nichts anderes mehr wenden konnte. Als der Tanz, der dem Kammerdiener viel zu lang gedäucht hatte, zu Ende war und die Musik von neuem begann, forderte er sie auf und tanzte mit

ihr die Gagliarde*), weil sie diesen Tanz sehr gut und genau ausführte, daß es eine wahre Freude war, ihre reizenden Bewegungen mit anzusehen. Der Kammerdiener kam wieder, um mit ihr zu tanzen, und hätte er sich nicht geschämt, so würde er keinen Tanz mit ihr versäumt haben, denn er glaubte, wenn er ihre Hand in der seinigen hielt, das größte Vergnügen zu fühlen, das er je empfunden. Und obschon Giulia den ganzen Tag arbeitete, so hatte sie doch eine weiße länglichte und sehr weiche Hand. Der arme Verliebte, so plötzlich von ihr und ihrem reizenden Wesen entflammt, glaubte durch ihren Anblick die neue auflodernde Flamme, die ihn schon jämmerlich quälte, zu löschen, aber unvermerkt vermehrte er sie nach und nach immer mehr und goß durch die Beschauung Öl ins Feuer. In dem zweiten und dritten Tanze, den sie ihm erlaubte, flüsterte ihr der Jüngling manchen Witz und zärtliche Worte zu, wie neue Liebhaber zu thun pflegen. Sie gab ihm darauf immer kluge Antworten, und sagte, er möge ihr nicht von Liebe reden, weil es ihr als einem armen Mädchen nicht gut anstehe, das Ohr solchen Mährchen zu leihen. Weiteres konnte der zudringliche Ferrarer nicht aus ihr herausbringen. Nach Beendigung des Tanzes ging ihr der Ferrarer nach, um ihre Wohnung zu erfahren. In der Folge hatte er oft in Gazuolo und außerhalb der Stadt Gelegenheit, mit Giulia zu sprechen und ihr seine verzehrende Liebe zu entdecken; er bemühte sich fortwährend, seinen Worten Verständniß zu öffnen und ihre eiskalte Brust zu erwärmen. Aber was er auch zu ihr sagte, sie trat nicht im geringsten aus ihrem keuschen Rückhalte, vielmehr bat sie ihn inständig, sie in Ruhe zu lassen und nicht ferner zu quälen. Der schnöde Verliebte aber, dem der Wurm der Lust herb am Herzen nagte, entbrannte desto mehr, je härter und spröder sie sich zeigte;

*) Ein alter lombardischer Tanz.

um so mehr verfolgte er sie, um so angelegentlicher wollte er sie seinen Lüsten geneigt machen: doch Alles war vergebens. — Er ließ durch eine vertraute Alte, die eine Heilige schien, mit ihr sprechen; sie besorgte ihr Geschäft sehr emsig und bemühte sich durch schmeichlerische Worte den hartnäckigen Sinn der keuschen Giulia zu bestechen. Aber das Mädchen hatte so feste Grundsätze, daß kein Wort der alten Kupplerin Zutritt in ihre Brust fand. Als der Ferrarer dies hörte, wollte er verzweifeln; er konnte den Gedanken nicht fassen, auf sie zu verzichten, und hoffte immer, daß er durch Bitten, Dienstbezeugungen, Liebe und Ausdauer Giulia's grausames Herz noch erweichen werde, es schien ihm unmöglich, daß er sie durch Geduld nicht erweichen sollte. Er machte, wie man im Sprichwort sagt, die Rechnung ohne den Wirth. Da er nun sah, daß sie von Tag zu Tag sich ihm mehr entziehe und, wenn sie ihn sah, wie einen Basilisken meide und fliehe, wollte er versuchen, ob das, was Worte und Dienstleistungen nicht erreichen konnten, durch Geschenke zu erlangen wäre; Gewalt wollte er bis zum Ende ersparen. — Er sprach wieder mit der schändlichen Alten und gab ihr einige Dinge von geringem Werthe, die sie Giulien von ihm bringen sollte. Die Alte ging und fand Giulia ganz allein zu Hause. Sie wollte anfangen von dem Ferrarer zu sprechen, und zeigte ihr die Geschenke, die er ihr überschickte. Das ehrbare Mädchen nahm die Sächelchen, welche die Alte gebracht hatte, warf sie alle zur Thüre hinaus auf die Straße, jagte die verrätherische Alte aus dem Hause und sagte ihr, wenn sie es noch einmal wage, diese Sache in Anregung zu bringen, so werde sie auf das Schloß gehen und es Madama Antonia sagen. Die Alte nahm die Sachen von der Straße auf, ging zu dem Ferrarer*) und sagte

*) Die Frankfurter Übersetzung (1826. 1, 5 ff.) nennt den Bischof Fürst Lodoviko Gonzago Vescovo von Mantua, den Ferrarer aber Ganello.

ihm, es sei unmöglich, das Mädchen zu gewinnen, sie wisse in der That nichts mehr zu thun. Es ist nicht zu sagen, wie misvergnügt der junge Mann hierüber war. Gerne hätte er sich von dem ganzen Handel zurückgezogen, aber sobald er daran dachte, sie zu lassen, fühlte er sich dem Tode nahe. — Am Ende konnte der arme blinde Liebhaber es nicht länger aushalten, sich so unbeliebt zu wissen, und beschloß nun, entstehe daraus, was da wolle, bei günstiger Gelegenheit ihr mit offener Gewalt zu entreißen, was sie ihm nicht gutwillig geben wollte. — Am Hofe war auch ein Bereiter des Herrn Bischofs, ein guter Freund des Ferrarers und, wenn ich mich recht erinnere, gleichfalls aus Ferrara. Diesem entdeckte der Kammerdiener seine ganze glühende Liebe und wie sehr er sich abgemüht habe, dem Herzen des Mädchens einiges Mitleid einzuflößen, sie sich aber immer widerstrebender und härter gezeigt, als ein Meerfels, und wie er sie nie weder durch Worte noch Geschenke habe erweichen können.

Nun, da ich sehe, so schloß er, daß ich nicht leben kann, wenn ich meine Begierden nicht befriedige, da ich weiß, wie sehr du mich liebst, bitte ich dich, mir beizustehen und mir zu dem Ziele meiner Wünsche zu verhelfen. Sie geht oft allein hinaus auf das Feld, wo ich, da das Getraide schon sehr hoch steht, mein Vorhaben ausführen zu können gedenke.

Der Bereiter dachte nicht weiter über die Sache nach und versprach, ihn in Allem zu unterstützen, was er verlange. — Weil der Kammerdiener nun beständig nachforschte, was Giulia thue, so erfuhr er eines Tages, daß sie ganz allein aus Gazuolo gegangen war. Er ließ den Bereiter rufen und ging auf das Feld mit ihm, wo Giulia etwas zu thun hatte. Hier angekommen fing er an, wie gewöhnlich, sie zu bitten, sie möge doch endlich Mitleid mit ihm haben. — Da sich Giulia allein auf dem Felde sah, bat sie den Jüngling, ihr doch nicht noch

mehr zur Last zu fallen, und etwas Übles ahnend ging sie nach Gazuolo zu. Der junge Mann aber wollte seine schöne Beute nicht mehr entschlüpfen lassen und that als wolle er sie mit seinem Gefährten begleiten, indem er sie immer mit demüthigen und liebevollen Worten bat, daß sie mit seinen Qualen Mitleid haben möge. Sie beschleunigte ihre Schritte, beeilte sich, ihr Haus zu erreichen, und ging immer weiter, ohne auf etwas zu antworten, was der junge Mann auch sagen mochte. So kamen sie an ein großes Kornfeld, durch welches ihr Weg sie führte. Es war der vorletzte Mai, es mochte etwa Mittagszeit sein, die Sonne brannte der Jahreszeit gemäß sehr heiß und das Feld war sehr abgelegen von jeder Wohnung. Als sie in das Feld eingetreten waren, legte der junge Mann seine Arme um Giulia's Hals und wollte sie küssen; doch sie suchte zu entfliehen und rief laut um Hilfe. Da faßte sie der Bereiter, warf sie zu Boden und steckte ihr plötzlich ein Tuch in den Mund, daß sie nicht mehr schreien konnte. Beide hoben sie nun auf und trugen sie eine gute Strecke weit von dem das Feld durchschneidenden Fußpfade hinweg in die Frucht hinein. Dort hielt ihr der Reitknecht die Hände und der zügellose Jüngling raubte dem armen geknebelten Kinde, das sich nicht widersetzen konnte, die Blüthe seines Leibes. Das unglückliche Geschöpf weinte bitterlich und that ihre unglaubliche Pein durch Seufzen und Stöhnen kund. Der grausame Kammerdiener aber zwang sie zum zweiten Mal zur Befriedigung seiner Lüste und erlaubte sich mit ihr alle Genüsse, die er mochte. Dann ließ er ihr den Knebel abnehmen und wollte anfangen, sie mit freundlichen Worten zu trösten, er versprach ihr, sie niemals zu verlassen und mitzuhelfen, daß sie sich passend verheirathen könne und es ihr gut gehe. Sie sagte nichts, als sie sollen sie loslassen und ihr erlauben frei nach Hause zu gehen; dabei weinte sie fortwährend bitterlich. Der Jüngling versuchte von neuem, sie mit süßen Worten,

mit ausgedehnten Versprechungen zu trösten; auch wollte er ihr sogleich Geld geben, um sie zur Ruhe zu bringen. Aber er sang tauben Ohren, und je mehr er sich bemühte, sie zu trösten, um so lauter weinte sie. Als sie jedoch sah, daß er nicht aufhörte, zu sprechen, sagte sie zu ihm: Junger Mann, du hast aus mir gemacht, was du wolltest, und deine unreinen Lüste befriedigt. Jetzt bitte ich dich um die Gunst, mich frei zu lassen und mir zu erlauben wegzugehen. Laß dir genügen, was du gethan hast! Es war doch schon zu viel.

Der Verliebte fürchtete, Giulia möchte durch ihr lautes Weinen die Sache entdecken, und als er sah, daß seine Bemühungen nichts nützten, beschloß er, sie gehen zu lassen und mit seinem Begleiter sich zu entfernen. Und so that er auch. — Nachdem Giulia ihre verlorene Unschuld eine Weile bitterlich beweint hatte, legte sie ihre zerzausten Kleider wieder zurecht, trocknete sich, so gut es ging, die Augen, kam bald nach Gazuolo und ging in ihr Haus. Weder ihr Vater noch ihre Mutter war da; blos ihre Schwester fand sie, ein Kind von zehn bis elf Jahren, das, weil es etwas unpäßlich war, nicht hatte ausgehen können. Als Giulia im Hause war, öffnete sie ihre Kiste, in welcher sie ihre kleinen Habseligkeiten hatte. Dann zog sie alle Kleider aus, die sie anhatte, nahm ein frischgewaschenes Hemd und legte es an. Dann nahm sie ihren Schleier von schneeweißem Boccaccin, eine Halskrause von blendendem Flor und eine weiße Florschürze um, die sie blos an Festtagen zu tragen pflegte. Sodann zog sie Strümpfe von weißem Sarsch und rothe Schuhe an. Weiter schmückte sie sich das Haupt, so reizend sie konnte, und band um den Hals eine Schnur gelber Bernsteine. Kurz, sie putzte sich auf mit dem Schönsten, was sie finden konnte, als wenn sie sich auf dem größten Feste von Gazuolo hätte zeigen wollen. Dann rief sie ihre Schwester und schenkte ihr alle andern Sachen, die sie besaß, nahm sie bei der Hand, schloß

die Hausthüre und ging in ein Nachbarshaus zu einer sehr alten Frau, welche schwer krank zu Bett lag. Dieser guten Frau erzählte Giulia weinend den ganzen Hergang ihres Unglücks und sagte zu ihr: Verhüte Gott, daß ich am Leben bleibe, nachdem ich meine Ehre verloren habe, auf der die Freude meines Daseins ruhte. Nimmermehr soll es geschehen, daß man mit Fingern auf mich deute oder mir ins Gesicht sage: Sieh das artige Mädchen, das eine Metze ward und ihre Familie geschändet hat und die sich verstecken müßte, wenn sie Verstand hätte.

Ich will nicht, daß man je einem der Meinigen vorrücke, ich habe mich freiwillig dem Kammerdiener hingegeben. Mein Tod mache der ganzen Welt bekannt und gebe das sicherste Zeugniß, daß, wenn auch mein Leib mit Gewalt geschändet ward, meine Seele doch rein und unbefleckt geblieben. Diese wenigen Worte wollte ich euch sagen, damit ihr das Ganze meinen armen Eltern erzählen und sie versichern könnt, daß ich nie meine Zustimmung dazu gegeben habe, die schändlichen Lüste des Kammerdieners zu befriedigen. Lebt in Frieden!

Nachdem sie diese Worte gesprochen hatte, ging sie hinaus und eilte dem Oglio zu, ihr Schwesterchen lief hinter ihr drein und weinte ohne zu wissen warum. Sobald Giulia den Fluß erreicht hatte, stürzte sie sich köpflings in die Tiefe des Oglio. Auf das Weinen der Schwester, die laut zum Himmel schrie, liefen viele herbei, aber zu spät. Giulia war vorsätzlich in den Fluß gesprungen, um sich zu ertränken, sie gab sich keine Hilfe und war plötzlich in den Wellen verschwunden. — Der Herr Bischof und die gnädige Frau ließen, als sie von dem kläglichen Ereigniß hörten, die Unglückliche aufsuchen. Unterdessen ergriff der Kammerdiener, der den Reitknecht zu sich rief, die Flucht. Die Leiche ward aufgefunden, die Ursache, weshalb sie sich ersäuft hatte, ward bald bekannt und alle Frauen und ebenso die Männer des Landes ehrten ihr Andenken mit allgemeinem Klagen

und Weinen. Der hochwohlgeborene und hochwürdigste Herr Bischof ließ sie auf dem Markte (da sie in geweihtem Boden nicht beerdigt werden durfte) in eine Gruft legen, welche noch dort sich befindet, mit dem Vorsatz, sie in einem ehernen Sarge beizusetzen und diesen auf die Marmorsäule zu stellen, die noch auf dem Markte zu sehen ist. — Und in Wahrheit verdient diese Giulia nach meinem unmaßgeblichen Urtheil kein geringeres Lob, als die römische Lucretia, und ist ihr vielleicht (Alles genau überlegt) noch vorzuziehen. Nur die Natur ist anzuklagen, daß sie einem so hohen edeln Geiste, wie Giulia's, keine vornehmere Geburt anwies. Doch jeder muß ja für edel gelten, der ein Freund der Tugend ist und die Ehre Allem in der Welt vorzieht.

---

73. Bedenkliche Beichte.

(1, 9.)

Mailand ist, wie ihr alle wißt und täglich sehen könnt, eine Stadt, die in Italien wenige ihres Gleichen hat in Beziehung auf alles, was erfordert wird, um eine Stadt edel, volkreich und wohlhabend zu machen; denn wo die Natur es hat fehlen lassen, da ist der Fleiß der Menschen ergänzend eingetreten, sodaß in nichts, was zum Leben nothwendig ist, etwas zu wünschen übrig bleibt. Ja, die unersättliche Natur der Sterblichen hat noch alle Feinheiten und Kostbarkeiten des Morgenlandes dazugefügt, nebst den den früheren Weltaltern unbekannten Wundern und Kostbarkeiten, welche unsere Zeit mit unschätzbarer Mühe und den schwersten Gefahren aufgespürt hat. Darum sind unsere Mailänder in der Fülle und Feinheit der Speisen ganz ausgezeichnet und in allen ihren Mahl-

zeiten höchst glänzend und sie meinen nicht leben zu können, wenn sie nicht immer in Gesellschaft leben und speisen. Was sollen wir sagen von dem Prunk der Frauen in ihren Kleidungen mit all dem getriebenen Golde, Borten, Stickereien, Spitzen und köstlichen Kleinodien, sodaß, wenn eine Edelfrau unter die Thüre tritt, man manchmal meint, es sei die Himmelfahrt in Venedig. Und in welcher Stadt weiß man so viele prächtige Wagen die aufs feinste vergoldet sind mit so viel reichem Schnitzwerk, gezogen von vier der trefflichsten Renner, als man in Mailand täglich sieht? Man findet hier über sechszig vierspännige, und zweispännige in Unzahl, mit den reichsten seidenen mit Gold durchwirkten und so mannichfaltigen bunten Decken, daß, wenn die Frauen durch die Straßen fahren, es aussieht, als ginge ein Triumphzug durch die Stadt, wie es sonst bei den Römern Sitte war, wenn sie siegreich von den bezähmten Provinzen und besiegten und unterworfenen Königen nach Rom zurückkehrten. Hier fällt mir ein, was ich voriges Jahr in der neuen Vorstadt die hochwohlgeborene Frau Isabella von Este Markgräfin von Mantua sagen hörte, welche, als der Markgraf Guglielmo gestorben war, nach Monferrato ging, um der Markgräfin ihr Beileid zu bezeugen. Sie wurde von unsern Edelfrauen ehrerbietig besucht, wie das immer geschehen ist, so oft sie nach Mailand kam. Als sie nun diese Menge von reichen Wagen so köstlich geschmückt sah, sagte sie zu den Frauen, welche kamen, um ihr aufzuwarten, sie glaubte nicht, daß im ganzen übrigen Italien eben so viele schöne Wagen seien. In dieser Üppigkeit und Pracht, Lust und Bequemlichkeit leben die Frauen von Mailand und sind darum gemeiniglich vertraulich, mild, freundlich und von Natur geneigt zu lieben und geliebt zu werden und unaufhörlich ein Leben in der Liebe zu führen. Und um gerade zu sagen, was ich denke, scheint mir, es fehle ihnen gar nichts, um sie vollkommen zu machen, als daß ihnen die Natur eine ihrer Schönheit,

ihren guten Sitten und ihrem artigen Wesen entsprechende Mundart verliehen hat; denn in der That das Mailändische hat eine Aussprache, welche für die Ohren der Fremden äußerst abstoßend ist. Dennoch ermangeln sie nicht, durch Sorgfalt dem natürlichen Mangel abzuhelfen, denn es sind nur wenige Frauen, die nicht durch Lesung guter italiänischer Bücher und durch Umgang mit gut Redenden sich überwänden, allmälig unterrichtet zu werden und durch Feilung der Sprache eine angemessene und liebliche Redeweise zu gewinnen, welche sie viel angenehmer im Umgang macht. — Um aber auf die Novelle zu kommen, die ich euch zu erzählen beabsichtige, und welche voriges Jahr in der Fastenzeit sich ereignet hat, so sage ich, es war hier in Mailand ein Edelmann aus einer Stadt nicht sehr weit von hier, welcher wegen Händeln, die er mit Grenznachbarn seines Schlosses führte, ein bequemes Haus gemiethet hatte, worin er mit seiner geehrten Familie lebte. Es war ein reicher junger Mann, und wenn er zwei bis drei Mal in der Woche, oder nach den Umständen mehr oder weniger häufig mit seinen Anwälten und Advocaten gesprochen hatte, überließ er die Besorgung einem seiner Schreiber, der sehr gewandt und geübt war im Proceßführen, und ließ sichs den ganzen Tag über wohl sein und eilte dem Wagen bald dieser, bald jener Frau nach. Nun ließ der Graf Antonio Crivello nach seiner Gewohnheit eine Komödie aufführen und gab einer großen Zahl von Edelleuten und Frauen ein kostbares Gastmahl; dabei war auch der junge Proceßführer, den wir künftig Lattanzio nennen wollen, da ich mich für jetzt seines wirklichen Namens nicht bedienen mag, wie es mir auch mit dem Namen der Frau gerathen scheint, von welcher ich werde zu reden haben und welche denn den Namen Caterina führen mag. Lattanzio saß also beim Abendessen und kam dabei zufällig an die Seite Caterina's, die er früher niemals gesehen zu haben glaubte, oder wenn er sie auch gesehen

hatte, so hatte sie keinen Eindruck auf ihn gemacht. Gastmahle pflegen große Vertraulichkeit zu erzeugen zwischen solchen, welche bei Tische nebeneinander zu sitzen kommen. Dies geschah auch zwischen Lattanzio und der Frau, denn er ließ sich angelegen sein, verschiedene Unterhaltungen mit ihr anzuknüpfen und ihr aufzuwarten, indem er ihr vorschnitt und ähnliche Dienste leistete, wie Edelleute bei Tische zu thun pflegen. Caterina war sehr einnehmend und artig, sprach schön, und wenn sie nicht selbst zu den schönsten gehörte, so konnte sie doch unter den schönsten ohne Beschämung verweilen. Während sie nun miteinander sprachen und Lattanzio sie ziemlich fest ins Auge faßte, gefiel ihm mehr und mehr der Umgang und das ungezwungene Wesen der Frau und so sog er unvermerkt durch die Augen das Gift der Liebe ein, sodaß, ehe man die Tafel aufhob, er sehr gut wahrnahm, daß der Pfeil der Liebe schon nur zu tief eingedrungen sei. Nun wurde das Essen beendigt und man fing an zu tanzen; Lattanzio forderte die Frau zum Tanze auf und sie nahm die Einladung freundlich an. Er nahm sie bei der Hand, tanzte langsam und ließ sich allmälig mit ihr in ein Gespräch ein über Liebesdinge. Sie zeigte sich keineswegs spröde gegen solche Verhandlungen, Lattanzio schob nun einen Stein weiter vor und setzte ihr sehr angelegentlich auseinander, wie sehr ihm ihr Wesen, Gebahren, ihre Anmuth und Schönheit gefalle. Er sagte ihr sodann, wie heftig er für sie glühe, und bat sie in angemessenen Worten, ihn zu ihrem Diener anzunehmen und mit ihm Erbarmen zu haben. Die Frau antwortete ihm sehr behutsam, sie wisse es wohl zu schätzen, daß sie von ihm geliebt werde, da sie ihn als einen verständigen, gesitteten und anmuthigen Edelmann kenne, der ihr nichts als die Unbeflecktheit ihrer Ehre zumuthen würde. Unter diesen und ähnlichen Gesprächen ging der Tanz zu Ende und sie saßen nebeneinander, indem sie fortwährend von Liebe sprachen. Das

Fest dauerte bis nach Mitternacht und die ganze Zeit über sprach Lattanzio in gleichem Sinne, bekam aber fortwährend nur die nämlichen Antworten zurück, welche alle darauf hinausliefen, daß sie die Liebe nicht außer Auge lassen werde, welche sie für ihren Gemahl zu hegen verbunden sei, und ebenso wenig ihre beiderseitige Ehre, die ihr theurer sein müsse als das Leben, sie wolle ihn aber als einen Bruder lieben, da sie ihn als einen so wackern und ritterlichen Herrn kenne. Als Lattanzio sah, daß die Frau es nicht abwies, von Liebe zu reden, und daß sie sich mit ihm schon in große Vertraulichkeit eingelassen hatte, war er fürs erste Mal damit zufrieden und begleitete die Frau in Gesellschaft von vielen andern Männern und Frauen bis an ihr Haus. Und da er in der That wirklich in sie verliebt war, faßte er ihr Haus ins Auge, suchte herauszubringen, wohin sie zur Messe ging, und fand, daß sie gewöhnlich in San Francesco die Messe hörte. Er fing daher an, diese Kirche häufig zu besuchen und sich mit den Edelleuten zu unterhalten, welche dahin kamen, und warf dabei seiner Caterina verliebte Blicke zu, welche ihm freundliche Miene machte und zeigte, daß sie ihn sehr gerne sah. Indessen war die zügellose Zeit des Carnevals gekommen. Lattanzio ritt eines Tages maskirt auf einem ganz rüstigen spanischen Klepper vor dem Hause der Frau vorbei, welche eben unter der Thüre stand; dort hielt er stille, machte ihr ein Zeichen, daß sie ihn erkannte, und knüpfte ein Gespräch mit ihr an, das er auch ziemlich lange fortsetzte, immer von seiner Liebe redend. Sie zeigte sich ihm mehr als gewöhnlich gewogen, scherzte und spaßte mit ihm ganz vertraulich und hatte schon halb und halb bei sich beschlossen, Lattanzio zum Liebhaber zu nehmen; doch wollte sie vorerst ihn genauer kennen lernen und womöglich versuchen, von welcher Art und Charakter er sei. Lattanzio dachte in ihr eine sehr angenehme und zuthuliche Frau gefunden zu haben, und nachdem er sie dringend gebeten, sie solle

mit ihm Erbarmen haben und ihm Befehle ertheilen, um zu sehen, daß er ihr zu jedem Dienste gewärtig sei, empfahl sie sich ihm demüthig und schied von dannen. Als er fort war, zog sich die Frau in ihr Gemach zurück voll Gedanken an die Liebe Messer Lattanzio's und an die dringenden Bitten, womit er sie bestürmt, und begann etwas mehr, als gewöhnlich von Liebe zu ihm sich zu entflammen. Der Gemahl der Frau war zu Hause sehr widerlich, er ließ sie zwar hingehen, wohin sie wollte, und sich prächtig kleiden, gab ihr aber doch oft derbe Worte. Außerdem war er in der Straße San Rafaele gegenüber der Hauptkirche in ein schönes Mädchen heftig verliebt, welches Hauben, Gurten, Schnüre, Halskrausen und anderen Frauenschmuck feil hielt, was seine Frau von einer Gevatterin erfahren hatte. Aus diesem Grunde wurde sie auf ihren Gemahl sehr böse und beschloß ihm Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Lattanzio kam ihr daher ganz gelegen und sie machte ihm tagtäglich eine bessere Miene, worüber der Liebhaber sehr zufrieden war. Die Gevatterin, welche der Frau die Liebschaft des Mannes hinterbracht hatte, wohnte ganz nahe bei ihrem Hause und hatte nur ein kleines Söhnchen von zwei Jahren und eine Magd bei sich. Als nun Lattanzio fortfuhr, Caterina schön zu thun, und sie mehrmals die Festzeit über gesprochen hatte, ließ sie eines Tages, als ihr Mann zum Mittagessen ausgegangen war, ihre Gevatterin rufen und bat sie, ihr bei Tische Gesellschaft zu leisten, wie sie schon oft zu thun gepflegt. Nach dem Essen, als die Masken durch die Straßen zu laufen anfingen, trat Caterina mit ihrer Gesellschaft ans Fenster zur Unterhaltung. Sie waren noch nicht lange dort gewesen, so kamen viele Masken vorüber; mit einer derselben kam auch Lattanzio im Gespräche auf einem Maulthiere reitend, aber nicht maskirt. Als er seine Geliebte am Fenster sah, machte er höflich mit dem Baret in der Hand sein Compliment. Als er vorüber war, sagte Caterina schnell: Gevatterin,

kennt ihr den jungen Mann, der dort im Gespräche mit der Maske vorbei geht?

Nein, antwortete die Gevatterin, aber warum fragt ihr mich?

Das will ich euch sagen, fügte diese hinzu; ich bin gewiß, ihr werdet mir glauben und bei euch geheim halten, was ich euch offenbare, da ihr sehen werdet, daß meine Lage es verlangt. Ihr müßt euch erinnern, daß ich mich vielfach bei euch im Stillen beklagt habe über die auffallende Lebensweise, welche mein Mann führt; es sind etwa sieben Jahre, seit ich in sein Haus gekommen bin, und mit Ausnahme des ersten Jahres, wo ich nicht darauf achtete, war er nie ohne eine Liebschaft, mit welcher er einen großen Theil seiner Einkünfte vergeudet. Jetzt ist er den ganzen Tag in der Straße San Rafaele bei Isabella (die ihr ja kennt); am letzten Weihnachten gab er ihr siebenunddreißig Ellen venezianischen schwarzbraunen Atlas zum Angebinde. Es ist darüber zwischen uns beiden mehrmals zu scharfen Reden gekommen, aber ich richtete nichts aus, sodaß ich nun oft sehr verstimmt bin, wenn ich das böse Leben bedenke, das er führt. Ich arme hätte einen Grafen von Languschi in Pavia heirathen können, aber meine Brüder wollten durchaus, daß ich diesem bösen Menschen zu Theil würde. Was er Gutes hat, ist, daß er mir große Freiheit läßt in der Kleidung und im Ausgehen, wohin ich will, in der Haushaltung und in den Ausgaben, worin ich gar nicht beschränkt bin. Dennoch ist er im Hause widerwärtig über alle Begriffe; man kocht nie eine Speise, die ihm recht ist, und nie will er doch in der Küche etwas anordnen. Er hat immer den und jenen bei sich zu Tische, und je mehr Leute da sind, um so mehr schreit und lärmt er und mißt bei Allem mir die Schuld bei, sodaß er, wie man zu sagen pflegt, ein Teufel im Haus und der Spott auf der Straße ist. Was mich aber am meisten drückt und das Herz beschwert, ist, daß der böse Mann keine drei Male

im Monat bei mir schläft, als wäre ich ein altes gelähmtes Mütterchen von sechszig Jahren, während ich noch nicht dreiundzwanzig zähle und doch noch frisch und zart bin; und bin ich auch nicht die Schönste in Mailand, so darf ich mich doch unter den andern sehen lassen, ja, wenn ich nur wollte, würde mir es nicht an Männern fehlen, die mir den Hof machten. Ich weiß wohl, wie viele und darunter die ersten Männer dieser Stadt mir geschmeichelt und mich mit Botschaften und Briefen angegangen haben, aber ich habe immer alle abgewiesen getreu dem Rathe meiner seligen Mutter, welche mir immer einschärfte, alle meine Liebe und alle meine Gedanken dem zuzuwenden, den ich zum Gatten nehmen würde, wie es die gute Frau gegenüber von meinem Vater gethan hatte; und fürwahr ich habe ihr immer gefolgt in der Hoffnung, mein Mann werde doch seinen schlimmen Lebenswandel auch einmal aufgeben. Aber es wird im Gegentheil immer schlimmer mit ihm, sodaß ich nunmehr beschlossen habe, für mich zu sorgen. Gott verzeih' mir's, denn ich kann nicht mehr so leben. Hätte ich ohne Mann leben wollen, so wäre ich Nonne geworden wie meine ältere Schwester, die im Kloster Santa Redegonda den Schleier genommen hat. Nun, liebe Gevatterin, ich habe euch diese kurze Auseinandersetzung gemacht, um von euch Beistand und Rath zu erhalten, in der festen Überzeugung, daß ihr Alles für mich thun werdet, wovon ihr wißt, daß ihr mir dadurch Freude und Nutzen verschaffen könnt.

Die Gevatterin erklärte sich gerne dazu bereit.

Ihr habt, fuhr nun Caterina fort, soeben den jungen Mann auf dem Maulthiere vorüberreiten sehen, von welchem ihr sagtet, ihr kennet ihn nicht; er scheint mir ein sehr zuverlässiger und artiger Mann. Er hat schon oft in diesem Carneval mit mir gesprochen und um meine Liebe geworben, ich habe ihm aber keine zustimmende Antwort gegeben. Allerdings habe ich seit einigen Tagen

ihm ein freundlicheres Gesicht gemacht, als gewöhnlich. Nunmehr habe ich in meinem Sinne beschlossen, daß er die Lücken meines Mannes ausfüllen soll, bei Tage wie bei Nacht, und zwar soll es so geheim und bequem wie möglich geschehen. Da ich aber glaube, daß wir beide allein diese meine Wünsche nicht zu dem ersehnten Ziele werden führen können, glaube ich, es wird wohlgethan sein, wenn ich mich meiner Alten entdecke, welche, wenn mein Mann übernacht nicht nach Hause kommt, in meinem Zimmer schläft, denn den jungen Mädchen würde ich mich nimmermehr anvertrauen. Was sagt ihr dazu, meine theure Gevatterin?

In der That, Madonna, antwortete darauf die gute Frau Caterinen, ich habe euch immerdar sehr bemitleidet, da ich euch so schön, jung und kostbar und üppig erzogen weiß und daneben das schändliche Leben des Gevatters kenne. Was ihr mir gesagt habt, soll immer in mir begraben bleiben. Und wenn ihr beschlossen habt, nicht eure Jugend ganz zu verlieren, so thut ihr sehr wohl daran. Ich wäre nun der Ansicht, daß ihr mich mit der Alten reden und ihre Gesinnung erforschen laßt, um zu sehen, wie sie sich dabei benimmt; und laßt nur die Sache mich ausführen, ich hoffe sie zu einem guten Ziele zu bringen.

Es blieb bei dem Beschlusse, daß die Gevatterin mit der Alten reden solle, und wenn sie sie ihren Planen günstig finde, solle man nicht zögern, Lattanzio in den Besitz der so sehr ersehnten Güter zu setzen, wozu bereits die Art und Weise vorgesehen war, auf welche er jede Nacht, wo der Mann nicht zu Hause wäre, leicht sich bei der Frau einfinden könnte. Es war ein Sackgäßchen an der Hinterseite von Caterina's Hause, von welchem eine Thüre herausging, die in ein großes Zimmer im Erdgeschosse führte, worin ein Paar alte nicht mehr gebrauchte Weinkufen standen. Die Thüre war seit vielen Jahren nicht geöffnet worden und niemand kam unter

diese Weinkufen; ja, auch in das Gäßchen selbst kam niemand und kein Mensch im Hause dachte daran, um so mehr als ein großes Faß davor stand, welches den Anblick der Thüre vollständig verdeckte. Die Liebe aber hat mehr Augen als Argus, und da die Frau einmal beschloß, Lattanzio in das Haus einzuschmuggeln, lieh ihr Amor eines seiner Augen, mit welchem sie die Thüre entdeckte. Alles wohl überlegt glaubte sie keinen sichereren Weg zu finden, um ihre Begierden zu befriedigen. Die Gevatterin sprach sodann mit der Alten und fand sie ganz geneigt zu Allem, was ihre Gebieterin wünschte. Sie verabredete daher alles, was zu thun war, und Caterina suchte so lange, bis ihr ein Bund alter Schlüssel in die Hände fiel, unter welchen die Alte, bald diesen bald jenen probirend, endlich den fand, der die Thüre öffnete. Als dies geschehen war und einst am letzten Tage des Carnevals Caterina gegen Abend an der Thüre stand, kam Lattanzio zu Pferde und maskirt vorüber, näherte sich ihr und wünschte ihr höflich guten Abend. Die Frau nahm ihn freundlich auf, Lattanzio begann das gewöhnliche Gespräch über seine Liebe, bat ihm Gelegenheit zu geben, sie insgeheim sprechen zu können, und nachdem sie sich ein Paar Male hatte bitten lassen, konnte sie nicht mehr länger sich weigern, denn sie hatte ebenso große Lust, heimlich bei Lattanzio zu sein, als er, bei ihr.

Mein Lattanzio, sagte sie, ich will dir alles glauben, was du jetzt und so oft mir von der Liebe, die du für mich hegest, vorgesprochen, und will mein Leben und meine Ehre in deine Hände geben. Habe nun Acht, daß du gut sie in Obhut hältst und für dich und mich in einer Weise sorgst, daß kein Nachtheil und noch weniger Schande daraus erwachse. Du kennst das Gäßchen hinter meinem Hause: dies wird dir Zutritt zu mir gestatten, so oft mein Mann nicht zu Hause ist. Und um keine Boten hin- und herschicken zu müssen, wird meine

Gevatterin in diesem Hause dort (sie zeigte ihm auf die Thüre), welche in meine Gesinnung vollständig eingeweiht ist, dich von Allem unterrichten. Wenn ich nicht irre, kommt mein Mann heute Abend weder zum Essen noch zum Schlafen nach Hause. Die Gevatterin ißt mit mir zu Nacht zwischen zwei und drei Uhr; um vier Uhr lasse ich mein ganzes Gesinde zu Bett gehen, die Gevatterin aber bleibt bei mir. Mit dem Schlage vier Uhr wird sie dich erwarten und du wirst von ihr erfahren, ob mein Mann nach Hause kommt oder nicht, und hiernach wirst du dich halten. Um eines aber bitte ich dich sehr, dich in dieser Sache so wenig als möglich deinen Dienern anzuvertrauen, damit nicht, wenn einer von dir fortkommt, wie dies ja oft geschieht, er Anlaß werde, daß wir in das Gerede der Leute kommen.

Als Lattanzio diese unerwarteten Äußerungen hörte und an dem Funkeln der Augen seiner Geliebten merkte, daß sie ganz von Liebe glühte, hielt er sich für den frohesten und glücklichsten Menschen von der Welt und war so voll Verwunderung und Wonne, daß er fast außer sich kam und nicht wußte, was er sagen sollte. Sobald er sich aber etwas gefaßt hatte, sagte er der Frau den größten Dank, versprach ihr, er werde ganz allein kommen, um die Gevatterin aufzusuchen, und vor allen seinen Dienern seinen Liebeshandel geheim halten. Sein Herz schwamm in einem Meere von Süßigkeit, er nahm Abschied und ging nach Hause. Am Abend aß er wenig, denn er war trunken von ungewohnter Freude, auch dachte er an die ihm bevorstehenden Anstrengungen. Mit dem Schlage vier Uhr ging er sodann ganz allein aus und geradeswegs zu der Gevatterin, welche ihn hinter der geöffneten Thüre erwartete. Er erfuhr von ihr, daß der Mann nicht zum Essen gekommen sei und auch diese Nacht nicht mehr heimkommen werde; es sei ein Bruder der Frau mit einem andern Edelmann dagewesen, den sie nicht kenne, alle seien aber bereits weggegangen.

Nachdem sie noch vieles Andere miteinander besprochen hatten, ging Lattanzio hinweg, trat in das Gäßchen und gab ein Zeichen, das ihm die Gevatterin gesagt hatte, worauf die Alte, welche am Platze stand, ganz sachte die Thüre nur so weit öffnete, daß er kaum hineinschlüpfen konnte, denn die Tonne verhinderte die vollständige Öffnung der Thüre. Sobald er eingetreten war, führte ihn die Alte ganz leise in das Zimmer der Frau. Den Willkomm, die Liebkosungen, die Umarmungen des neuen Liebespaars, die Freude und Lust, die sie, nachdem sie das Bette bestiegen, im Genusse ihrer Liebe fanden, dies alles zu erzählen würde mich allzu weit führen. Übrigens versicherte Caterina am folgenden Tage ihre Gevatterin heilig und theuer, sie habe in dieser Nacht weit mehr Freude gehabt, als in der ganzen Zeit, die sie mit ihrem Manne verlebt. Ehe noch der Tag graute, schlich Lattanzio müde aber überglücklich von dannen, nachdem er zum Abschied seiner Geliebten noch mehr als tausend Küsse gegeben hatte. Während er zur Thüre hinausging, gab er der guten Alten zehn Goldducaten und ermahnte sie, ihrer Herrin treu zu dienen, er werde es dann auch an nichts fehlen lassen. Die Alte hatte in ihrem Leben noch nie so viele im Besitz gehabt, dankte ihm daher aufrichtig und war höchlich befriedigt. Lattanzio legte sich, als er nach Hause kam, schlafen, denn er war die ganze Nacht nicht aus dem Sattel gekommen. Die Sache ging so ihren Gang fort und Lattanzio schlief das ganze Jahr hindurch noch oft bei seiner Geliebten, wobei sie sich die besten Stunden machten. Indessen bekam die Gevatterin viele Ducaten von Lattanzio, welcher ihr auch versprach, sobald ihr Knabe so weit heranwüchse, ihn zum Edelknaben anzunehmen. Die beiden Liebenden genossen also einander und, wie gesagt, dauerte der Handel ungefähr ein Jahr, sodaß ihr Verkehr, der am Carneval begonnen hatte, bis zum nächsten Carneval fortging; da fiel es Caterina's Gatten, ich weiß nicht weshalb, plötzlich ein, wenn er

so selten bei seiner Frau schlafe, könnte sie einen andern an seiner Statt annehmen, um seinen Garten zu bestellen und zu begießen, mehr als ihm lieb wäre. Er gerieth daher in Eifersucht, ohne zu wissen weshalb, er fing an, mehr zu Hause zu bleiben, als bisher, besonders bei Nacht; das war den Liebenden höchst ungelegen. Als aber endlich die Fastenzeit eintrat, beschloß der Gatte wo möglich die Beichte seiner Frau zu hören. Mit dieser Grille ging er nach Sant Angelo, den Bruder aufzusuchen, bei dem, wie er wußte, Caterina zu beichten gewohnt war; er fing an, Verschiedenes mit ihm zu plaudern, um sein Vertrauen zu gewinnen, und brachte es dahin, als der Mönch einmal angebissen hatte, daß er sich von dem Gerede des Mannes so weit einnehmen und verlocken ließ, daß er ihm versprach, ihn neben sich im Beichtstuhle zu behalten, wenn er die Beichte seiner Frau höre. Als dies besorgt war und der Eifersüchtige dem Mönche viel Geld gegeben hatte, das er in den Mantel nahm, um es nicht mit der Hand zu berühren, erwartete er den Tag, wo die Frau hinginge um zu beichten. Die Frau war gewohnt, immer einen Tag früher hinzuschicken, um ihren geistlichen Vater zu benachrichtigen. Da der Eifersüchtige dies wußte, unterrichtete er genau den Bruder, worüber er sie zu befragen habe. Als der bezeichnete Tag kam, stieg die Frau nach Tisch in den Wagen und ging nach Sant Angelo, wohin ihr ihr Gatte bereits vorangegangen war. Sobald die Frau ankam, ließ sie ihren Vater rufen und trat in eines der Stübchen, welche zum Beichten bereit stehen. Auf der andern Seite nahmen der gottlose Klosterbruder und der verrückte Eifersüchtige, der suchte, was er nicht gerne fand, die Gelegenheit wahr, ohne von jemand gesehen zu werden, einzutreten in den Beichtstuhl. Die Beichte begann und als es auf das Kapitel der Sünden der Wollust kam, beichtete die Frau die Sünde, die sie mit ihrem Liebhaber trieb.

Wehe, meine Tochter, sagte der verruchte Bruder, habe ich dich nicht voriges Jahr scharf getadelt, und du sagtest mir, du wollest es nicht mehr thun? Hältst du so dein Versprechen?

Vater, sagte die Frau, ich wußte und vermochte nicht anders zu handeln. An alle dem ist das schlechte Leben meines Mannes schuld; ihr wißt ja, wie er mich behandelt, ich habe es euch früher ausführlich erzählt. Ich bin ein Weib von Fleisch und Bein, wie die andern, ich sehe, daß mein Mann sich nie um mich bekümmert hat, da habe ich mich selbst versorgt, so gut ich konnte. Wenigstens treibe ich doch meine Sache geheim, während die Sünde meines Mannes das Gespräch der ganzen Stadt ist, und nicht nur ins Ohr sagt man sich davon, sondern es ist keine Bartstube und kein öffentlicher Ort, wo man nicht ein Liedchen drüber sänge. So geht es nicht bei mir, sondern jedermann hat mit mir Mitleid und es heißt, er verdiene ein so gutes Weib, wie mich, gar nicht. Ich habe es gegen sieben Jahre ertragen in der Hoffnung, er werde sich bessern und von fremden Weibern lassen, aber es wird nur immer schlimmer. Mir thut es leid, daß ich das thue, was ich thue, und ich weiß, daß ich unsern Herrgott beleidige, aber ich kann nicht anders.

Meine Tochter, antwortete der Bruder, das darf nicht sein und diese Ausreden gelten nichts. Du darfst nicht Böses thun, weil ein anderer es thut, sondern deine Pflicht ist, Alles geduldig zu ertragen und zu erwarten, bis Gott das Herz deines Mannes rührt; vielleicht thut auch dein Mann nicht all das Böse, was du sagst. Aber wer ist denn dein Liebhaber?

Es ist ein junger Edelmann, mein Vater, antwortete die Frau, der mich mehr, als sein Leben, liebt.

Ich frage, antwortete der Mönch, wie er heißt.

Als die Frau dies hörte und schon aus Predigten wußte, daß in der Beichte die Namen derer nicht genannt

werden dürfen, mit welchen die Sünde begangen wird, um ihrem Namen nicht zu schaden, sagte sie etwas verwundert: Ha, Vater, wornach fragt ihr mich? Dies kann ich euch nicht sagen. Es ist genug, wenn ich meine Sünden bekenne ohne die meines Genossen.

Sie wechselten noch viele Worte; da aber die junge Frau nicht versprechen wollte von dem Geliebten zu lassen, wollte der Bruder sie auch nicht absolviren. Sie erhob sich daher aus dem Beichtstuhle, trat in die Kirche, wo sie ihre Gebete sprach, und war dann im Begriffe in den Wagen zu steigen. Ihr thörichter Mann verließ das Herz voll Verrath und Mismuth gleichfalls die Beichtkammer und ging durch die Klosterthüre geradeswegs nach dem Wagen seiner Frau, welche, als sie ihn kommen sah, auf ihn wartete. Sobald er in ihre Nähe kam, zückte er einen Dolch, den er an der Seite führte, und rief: Ha, schamlose Buhlerin!

Und stach ihr den Dolch in die Brust, daß sie plötzlich todt zur Erde sank. Es erhob sich ein großer Lärm und viele Leute versammelten sich daselbst. Er entwich aber ich weiß nicht wohin und flüchtete sich nach wenigen Tagen auf venezianisches Gebiet, wo er versuchte, sich mit den Verwandten seiner Frau auszusöhnen, die ihn aber, als er bald darnach auf die Jagd gegangen war, in Stücke hauen ließen. — Dies waren die Folgen der ungehörigen Neugierde des Mannes, welcher auf unpassenden Wegen zu erfahren trachtete, was er nicht hätte wissen sollen, und dieses Ziel erreichte die Verruchtheit des pflichtvergessenen Mönchs, welcher nach der Versicherung von einem, der es wissen konnte, im Frieden entlassen wurde, vor welchem Frieden uns aber alle Gott gnädiglich bewahren möge.

---

74. Frauentreue: Männertugend.

(1, 15.)

In meiner Vaterstadt Venedig, die neben ihren Schätzen besonders reich ist an schönen holden Frauen, wie nur irgend eine Stadt in Italien, lebten zu der Zeit, wo der weise Fürst Francesco Foscari die Herrschaft darüber führte, zwei junge Edelleute, deren einer Girolamo Bembo, der andere Anselmo Barbadico genannt wurde. Zwischen beiden bestand, wie das oft zu geschehen pflegt, die tödtlichste Feindschaft und ein so heftiger bitterer Haß, daß sie nicht müde wurden, einander durch geheime Ränke zu schaden und auf alle ihnen mögliche Weise Schmach anzuthun. Sie ließen Hader und Zwietracht so weit unter sich aufkommen, daß es beinahe unmöglich schien, sie jemals wieder zu vereinigen. Da geschah es, daß beide zu einer und derselben Zeit Weiber nahmen, und der Zufall wollte, daß ihre beiderseitige Wahl zwei sehr schöne und liebliche edle Jungfrauen traf, welche von der gleichen Amme ernährt und aufgezogen waren und sich so schwesterlich liebten, als wären sie aus Einem Leibe hervorgegangen. Die Gattin Anselmo's, welche Isotta hieß, war die Tochter von Messer Marco Gradenigo, einem Manne von größtem Ansehen in unserer Stadt, der zu den Procuratoren von Sanct Marcus gehörte, deren Zahl damals noch nicht so groß war, wie heutzutage, weil nur die weisesten und besten Bürger zu einer so edeln und angesehenen Würde gewählt wurden und keiner durch Ehrgeiz oder Geld dazu gelangte. Luzia hieß die andere. Sie hatte zum Gatten den andern der beiden Edelleute genommen, von welchen ich bereits gesprochen habe, mit Namen Girolamo Bembo. Sie war die Tochter des Ritters Messer Gian Francesco Valerio *), eines gelehrten Mannes,

*) E. v. Bülow: Tochter Messere Gian Francesco Valerio Cavalieres.

welcher schon mehrere Gesandtschaften im Auftrag seiner Vaterstadt besorgt hatte und in jenen Tagen von Rom zurückgekehrt war, wo er zur höchlichen Zufriedenheit der ganzen Stadt beim heiligen Vater das Amt eines Botschafters verwaltet hatte. Als nun die beiden jungen Frauen verheirathet waren und die zwischen ihren Gatten obwaltende Feindschaft wahrnahmen, empfanden sie dies mit großer Betrübniß und Verdrossenheit, denn sie erachteten es für einen unerträglichen Zwang, nicht länger ihr freundschaftliches Verhältniß fortsetzen zu dürfen, an das sie seit ihren zartesten Jahren gewöhnt waren. Klug und verständig aber, wie sie waren, beschlossen sie doch, um des Hausfriedens willen auf gewohnte innige Vertraulichkeit äußerlich zu verzichten und sich nur an gelegenen Orten und zu schicklichen Zeiten den Umgang zu gestatten. Das Glück war ihnen hierin insofern günstig genug, als ihre beiden Paläste dicht neben einander lagen und die dazu gehörigen kleinen Gärten hinter denselben nur durch einen dünnen Zaun von einander geschieden waren, sodaß sie sich täglich sehen und häufig sprechen konnten. Überdies unterhielt die Dienerschaft des einen Hauses hinter dem Rücken ihrer Herren ganz freundlichen Verkehr mit der des andern. Den beiden Kamerädinnen machte dies das größte Vergnügen; denn sobald ihre Männer ausgingen, konnten sie mit bester Muße im Garten lange sich mit einander unterhalten, und sie thaten dies sehr oft. Unter solchen Verhältnissen vergingen etwa drei Jahre, ohne daß eine von ihnen schwanger geworden wäre. Mittlerweile hatte der Anblick der reizenden Schönheit Madonna Luzia's in Anselmo eine solche Leidenschaft entzündet, daß er sich keinen Tag beruhigen zu können meinte, bevor er nicht eine lange Weile mit ihr geliebäugelt hätte. Ihr Scharfsinn und ihre Schlauheit versahen sich auch dessen alsobald, und da sie ihm weder Liebe, noch auch völlige Unbekümmertheit zeigte, hielt sie ihn in Ungewißheit zwi-

schen Furcht und Hoffen, um besser erspähen zu können, worauf seine verliebten Blicke abzielen. Doch that sie mehr, als ob sie ihn gern sähe, als umgekehrt. Auf der andern Seite hatte das sittsame Wesen, das kluge Betragen und die anmuthvolle Schönheit Madonna Isotta's Messer Girolamo so wohl gefallen, wie eine Geliebte nur jemals einem Liebenden. Er wußte nicht ohne ihren holden Anblick zu leben, und es war Isotta, die mit ihrem gescheiten Auge sehr klar sah, sehr leicht, diese unerwartete Liebe zu bemerken. Sie war aber sehr keusch und ehrbar und liebte ihren Gatten im höchsten Grade, und machte daher Girolamon ein ebenso freundliches oder nicht freundliches Gesicht, wie im Allgemeinen jedem Bürger oder Fremden, der sie ansah, und pflegte sich zu stellen, als kenne sie ihn gar nicht. Seine Leidenschaft entflammte sich aber mehr und mehr und er verlor ganz die Freiheit, wie einer, dem der Pfeil der Liebe das Herz getroffen hat, und konnte auf nichts anderes seine Gedanken wenden, als auf sie. Die zwei Freundinnen waren gewohnt täglich zur Messe zu gehen, und zwar meist nach der Kirche San Fantino, weil diejenigen, welche später aufstunden, dort bis Mittag immer eine Messe fanden. Sie hielten sich dann jeder Zeit in einer kleinen Entfernung von einander, und ihre beiden Liebhaber fanden sich fortwährend auch ein und gingen der eine da, der andere dort umher, sodaß sie beide für eifersüchtige Ehemänner verrufen wurden, da man sie so hinter ihren Frauen herkommen sah, während doch beide nur bemüht waren, einander auf die Festung Hornberg zu bringen. Es begab sich nun, daß die beiden getreuen Milchschwestern, von denen bis jetzt noch keine das Geheimniß der andern ahnte, sich vornahmen, einander diese ihre Eroberungen mitzutheilen, damit dieselben nicht etwa im Verlaufe der Zeit dem zwischen ihnen bestehenden guten Vernehmen eine Störung bereiten. Dieser beiderseitige Beschluß führte sie eines Tages, als ihre Män-

ner beide ausgegangen waren, an der gewohnten Stelle an dem Gartenzaun zusammen. Als sie sich trafen, lachten sie einander zu gleicher Zeit ins Gesicht, und nach den gewohnten freundlichen Begrüßungen nahm Madonna Luzia folgendermaßen zuerst das Wort: Meine liebe Schwester Isotta, du weißt noch gar nicht, daß ich dir eine allerliebste Geschichte von deinem Herrn Gemahl zu hinterbringen habe.

Und ich, fiel Madonna Isotta sogleich ein, habe dir ein Abenteuer von dem deinigen zu erzählen, das dich in nicht geringes Erstaunen, wo nicht gar in gewaltigen Zorn versetzen wird.

Was ist es denn?

Was ist es denn? sprach eine zu der andern. Und am Ende erzählte jede, was ihr Gatte im Schilde führt. Obgleich voll Unwillens gegen ihre Gatten mußten sie doch hierüber sehr lachen. Sie waren freilich der Meinung (und mit vollem Recht), sie seien vollkommen hinreichend und passend, um die Wünsche ihrer Männer zu befriedigen; daher fingen sie an, diese zu schmähen, und behaupteten, sie verdienten es, daß ihnen Hörner wachsen, wenn sie ebenso unehrbare Frauen wären, als sie unvorsichtige und pflichtvergessene Männer. Nachdem sie nun hierüber viel hin und her geredet hatten, beschlossen sie unter sich, es sei das Gerathenste, gemeinschaftlich zuzuwarten, wie ihre Männer ihre Absichten weiter verfolgen werden. Sobald sie dann unter sich verabredet hatten, wie es wohl am passendsten wäre, sich zu verhalten, auch wie sie sich täglich über alles Vorfallende in Kenntniß setzen wollen, ließen sie es ihre erste Sorge sein, ihre Liebhaber mit schmachtenden und verliebten Blicken enger in ihr Garn zu locken und mit falschen Hoffnungen auf ihre Gunst zu erfüllen. Sie gingen daher aus den Gärten hinweg, und wenn sie in San Fantino oder in Venedig selbst zufällig einen erblickten, schlugen sie mit lächelnder Miene, lustig und keck ihren

Schleier beiseite. Als nun die zwei Liebenden sahen, welche freundlichen Gesichter ihnen ihre Geliebten machten, meinten sie, da kein Mittel sei, mit ihnen zu reden, müßten sie zu Briefen ihre Zuflucht nehmen. Sie suchten daher gewisse Botinnen, an denen unsere Stadt immer sehr großen Überfluß hat, und jeder schrieb der seinigen einen Liebesbrief des Inhalts, daß jeder aufs Höchste wünsche, zu geheimer Unterredung sich mit der Seinen zusammen zu finden. Nach wenigen Tagen, fast gleichzeitig, schickten sie die Briefe ab. Die verschlagenen Frauen nahmen die Briefe an, erwiesen sich aber anfangs gegen die Kupplerinnen etwas spröde; nach gegenseitiger Übereinkunft jedoch ertheilten sie ihnen eine Antwort, welche mehr Hoffnung, als das Gegentheil enthielt. Sie hatten einander die Briefe, sobald sie eingelaufen waren, gezeigt und viel darüber gelacht. Sie dachten, ihr Plan gelinge ihnen vortrefflich; jede behielt den Brief ihres Gatten für sich und sie verabredeten, ohne daß eine der andern zu nahe trete, durch eine köstliche List ihre Männer zu verführen. Und hört nun, auf welche Weise! Sie beschlossen nämlich, sich erst gehörig von ihnen bitten zu lassen und ihnen sodann zu wissen zu thun, sie seien bereit, ihre Wünsche zu befriedigen, so oft die Sache auf geheime Weise geschehen könne, ohne daß es jemand wisse, und so oft er sich getraue um eine Zeit, wo ihr Mann ausgegangen sei, in ihr Haus zu kommen, natürlich nur bei Nacht, da bei Tag, ohne Gefahr der Entdeckung, dies nicht möglich wäre. Dagegen hatten die scharfsichtigen und gescheiten Frauen mit ihren Dienerinnen, welche vollständig ins Vertrauen gezogen waren, die Abrede getroffen, durch den Garten eine in der andern Haus zu kommen und daselbst, in die Schlafzimmer verschlossen, ohne Licht ihre Gatten zu erwarten, sich aber unter keiner Bedingung sehen zu lassen oder zu erkennen zu geben. Nachdem diese Abrede getroffen und festgesetzt war, ließ Ma-

donna Luzia zuerst ihrem Geliebten sagen, er solle in der nächsten Nacht um vier Uhr durch die Hausthüre nach dem Kai, die er offen treffen werde, ins Haus treten; dort werde eine Dienerin bereit stehen, um ihn in ihr Zimmer zu führen, da Messer Girolamo am Abend in der Barke nach Padua abfahren werde; sollte indeß diese Reise nicht zu Stande kommen, so wolle sie ihn davon in Kenntniß setzen. Das Gleiche ließ Madonna Isotta Messere Girolamo sagen und bestimmte ihn als Zeit fünf Uhr, weil er alsdann bequem eintreten könne, indem Messer Anselmo heute Abend mit ein Paar Freunden speise und in Murano übernachte. Die beiden Verliebten sahen sich auf diese Nachrichten für die beglücktesten Menschen an, als dürften sie die Sarazenen aus Jerusalem jagen oder dem Großtürken das Kaiserthum von Constantinopel entreißen und den Helm ihres Feindes mit einem besondern Schmucke krönen. Sie wußten sich vor übergroßer Wonne gar nicht zu lassen und vor Sehnsucht nach der Nacht schien ihnen jede Stunde des Tages eine Ewigkeit. Als der von Allen so ersehnte Abend endlich genaht war, überredeten die vergnügten Ehemänner ihre Frauen, oder glaubten wenigstens sie überredet zu haben, wichtige Angelegenheiten verhindern sie, diese Nacht im Hause zuzubringen. Die schlauen Frauen, welche ihr Schifflein gut im Gange sahen, thaten, als glauben sie Alles. Die jungen Männer nahmen jeder seine Barke, oder, wie es bei uns heißt, Gondel, fuhren, nachdem sie in einem Gasthause zu Nacht gespeist, in den Kanälen der Stadt spazieren, und erwarteten die festgesetzte Stunde. Um drei Uhr kamen die Frauen im Garten zusammen und begaben sich, nachdem sie viel gescherzt und gelacht hatten, eine jede in der andern Haus, wo sie von den Dienerinnen in das Schlafgemach geführt wurden. Dort nahm jede bei brennendem Lichte das ganze Zimmer, seine Lage und was darin war, genau in Augenschein und prägte sich

aufs Sorgfältigste alles Merkwürdige ins Gedächtniß. Darauf aber löschten sie das Licht aus und sahen mit Zittern und Zagen der Ankunft ihrer Männer entgegen. Punkt vier Uhr stand Madonna Luzia's Dienerin an der Thür und erwartete die Ankunft Messer Anselmo's. Er war nicht säumig, zu kommen, und ward von der Dienerin froh hineingeführt, an die Schlafkammer geleitet, hineingebracht und an das Bette gestellt. Hier war Alles dunkel, wie in einem Wolfsrachen, und daher war keine Gefahr, daß er seine Gattin erkenne. Die beiden Frauen waren überdies an Größe und Sprache sich so ähnlich, daß man sie in dieser Dunkelheit nur äußerst schwer unterscheiden konnte. Der gute Anselmo entkleidete sich und wurde von der Frau liebevoll empfangen. In der Meinung, Girolamo's Gattin zu umarmen, nahm er aber seine eigene Frau in die Arme, küßte sie tausend mal auf das Zärtlichste und wurde eben so oft von ihr hold wieder geküßt. Sodann machte er sich an den Genuß der Liebe und sie spielten mehrere Partieen im Minnespiel, wobei immer die Frau verlor, zu Anselmo's großem Vergnügen. Girolamo erschien ebenso um die fünfte Nachtstunde, wurde von der Zofe in die Schlafkammer geführt und schlief bei seiner eigenen Gattin, zu viel größerer Befriedigung seiner, als seiner Frau. Die beiden jungen Männer, in der Meinung ihre Geliebten im Arme zu haben, thaten auch, um als frische und rüstige Ritter zu erscheinen, viel besser ihre Schuldigkeit, als gewöhnlich, und wohnten ihren Frauen mit so herzlicher Neigung und Liebe bei, daß nach dem Willen des Höchsten, wie die Geburt seiner Zeit erwies, die Frauen jede ein sehr schönes Knäblein empfingen, worüber sie, da sie bisher noch keine Kinder gehabt, beide sehr vergnügt und glücklich waren. Der geheime Umgang währte eine geraume Zeit, und es verging selten eine Woche, wo sie nicht eine Nacht zusammen gekommen wären. Dessen ungeachtet erkannten die Betrogenen ihre Täuschung nicht

und schöpften nicht den mindesten Verdacht und konnten auch um so weniger Argwohn schöpfen, als nie ein Licht in die Schlafkammer gebracht wurde und die Frauen bei Tag jede Zusammenkunft verweigerten. Ihre Schwangerschaft schritt mittlerweile bedeutend vor, und die Männer empfanden ungemeines Ergötzen daran, indem sie vollkommen überzeugt waren, jeder dem andern den Hörnerschmuck auf den Helm gesteckt zu haben. Und doch hatten sie nur ihren eigenen, nicht den fremden Acker gepflügt und ihre rechtmäßige Besitzung begossen. Als sich nun die treuen schönen Freundinnen in diesem verwirrten Liebeshandel schwanger geworden sahen, was ihnen früher noch nie begegnet war, fingen sie an, unter sich zu überlegen, auf welche Art und Weise sie sich von diesem Unternehmen losmachen könnten, besorgend, es möchte irgend ein Ärgerniß entstehen, welches Veranlassung werden könnte, die Feindschaft zwischen ihren Männern noch zu vergrößern. Während sie so dachten, ereignete sich etwas, was ihnen aus der Verlegenheit half, und den Verkehr abbrach, wenn auch nicht auf eine Art, wie sie es wünschten. An demselben Strome oder Kanale, nicht weit von ihren Häusern, wohnte nämlich eine sehr schöne artige junge Frau, die noch nicht ganz zwanzig Jahre alt, kurz zuvor Witwe geworden war durch den Tod ihres Gatten Messer Niccolo Delfino, die Tochter Messer Giovanni Moro's; sie hieß Gismonda. Dieselbe besaß außer ihrer väterlichen, auf mehr als zehn tausend Zechinen sich belaufenden Mitgift eine schöne Summe Geldes, viele Edelgesteine, Silbergeräthe und andere Kostbarkeiten, die ihr ihr Mann als Morgengabe zum Geschenk gemacht hatte. Aloise Foscari, der Neffe des Herzogs, hatte sich heftig in sie verliebt und gab sich alle Mühe, ihre Hand zu erwerben. Er liebäugelte ihr daher den ganzen Tag, und betrieb das Unternehmen durch fortwährende Botschaften und Freiwerbungen so ernstlich, daß sie sich dazu verstand, in

einer Nacht an einem Fenster ihres Hauses, das auf ein kleines Gäßchen sah, ihn anhören zu wollen. Aloise äußerst erfreut über eine so ersehnte Nachricht, ging, als die Nacht kam, gegen fünf oder sechs Uhr mit einer Strickleiter (denn das Fenster war sehr hoch) ganz allein dahin. Dort angelangt machte er das aufgegebene Zeichen und erwartete nach der Verabredung, bis seine Geliebte den Bindfaden herabließ, um die Leiter emporzuziehen, was auch in Kurzem geschah. Nachdem er die Leiter an dem Bindfaden festgeknüpft hatte, sah er sie in Kurzem emporziehen. Sobald Gismonda die Spitze der Leiter in der Hand hatte, befestigte sie sie irgendwo und machte dann dem Liebhaber ein Zeichen, empor zu steigen. Von der Liebe kühn gemacht, stieg er keck die Stufen hinan und hatte fast schon das Fenster erreicht, als er, aus übermäßiger Begierde, hineinzuspringen und die Geliebte zu umarmen, oder aus was immer für einem Grunde rückwärts hinunterfiel. Zwei oder drei mal versuchte er, sich wieder an der Leiter anzuklammern, aber es gelang ihm nicht. Doch half es ihm so viel, daß er die Gewalt des Falles brach und nicht so heftig auf das Backsteinpflaster stürzte; wäre dies geschehen, so wäre er ohne allen Anstand des Todes gewesen. Nichts desto weniger stürzte er mit solcher Heftigkeit herab, daß es ihm fast alle Glieder zerschlug und eine tiefe Wunde im Kopfe beibrachte. Hielt sich nun gleich der unglückliche Liebhaber in Folge dieses elenden Falles für eine Beute des Todes, so blieb doch seine heiße und echte Liebe für die junge Witwe stärker und mächtiger in ihm, als der übergroße Schmerz von der heftigen Erschütterung und die Ermattung seines fast ganz lahmen zerschlagenen Körpers. Er raffte sich daher auf, so gut es möglich war, hielt sich den Kopf schnell mit beiden Händen fest, um das Blut nicht hier ausströmen zu lassen, wo es seine Geliebte hätte verdächtigen können, und schleppte sich bis auf den Steinweg vor den Häu-

sern der früher genannten Feinde Anselmo und Girolamo. Mit größter Anstrengung seiner Kräfte war er so weit gekommen; nun aber vermochte er nicht mehr weiter zu gehen; von unsäglichem Schmerz gepackt, konnte er nicht mehr, er sank ohnmächtig wie todt zu Boden, das Blut stürzte aus der Wunde am Kopf, und er lag ausgestreckt auf der Erde, sodaß, wer ihn gesehen hätte, ihn ganz und gar für todt hätte annehmen müssen. Madonna Gismonda äußerst betrübt über diesen schweren Unglücksfall und sehr fürchtend, der arme Liebhaber möchte den Hals gebrochen haben, tröstete sich wieder einigermaßen, als sie ihn weggehen sah, und zog die Leiter in ihr Zimmer herauf. Doch kehren wir zu dem unseligen Liebhaber zurück! Kaum war er halb todt und ohnmächtig niedergesunken, als einer der bei Nacht wachehabenden Hauptleute mit seinen Häschern herankam, ihn liegen sah, für Aloise Foscari erkannte und als einen Todten in die nächste Kirche schaffen hieß, was sogleich geschah. In Betracht des Orts aber, wo er ihn gefunden hatte, vermuthete er, Girolamo Bembo oder Anselmo Barbadigo, vor deren Häusern der Mord begangen zu sein schien, seien die Thäter. Er glaubte dies um so mehr, weil er ein leises Geräusch von Fußtritten an einer von ihren Thüren gehört zu haben meinte. Er theilte daher seine Begleitung, schickte einen Theil rechts, den andern links, und bemühte sich, so gut als möglich die Häuser zu umstellen. Der Zufall wollte, daß er wegen der Fahrlässigkeit der Mägde beide Hausthüren offen fand. Es waren nämlich in jener Nacht die beiden Verliebten wieder jeder in das Haus des andern gegangen, um bei ihren Frauen zu schlafen. Die Frauen, aber, als sie das Trappen und den Lärm der Schergen im Hause hörten, sprangen plötzlich aus dem Bette, nahmen ihre Kleider auf den Rücken und schlichen durch den Garten, von niemand gesehen, in ihre Häuser, wo sie zitternd abwarteten, was hieraus werden solle. Giro-

lamo und Anselmo wußten nicht, was der Lärm bedeute, und während sie in der Dunkelheit sich beeilten, sich anzukleiden, wurden sie von den Häschern der Nachtwache verhaftet, und fielen so Girolamo in Anselmo's, Anselmo in Girolamo's Schlafzimmer in die Hände der Gerechtigkeit. Der Hauptmann und die Häscher verwunderten sich darüber nicht wenig, da alle die zwischen beiden herrschende Feindschaft wohl kannten. Als man aber viele Lichter anzündete und die beiden Edelleute aus dem Hause führte, war ihr eigenes Erstaunen noch viel größer, als sie sahen, wie einer in des andern Hause fast nackt festgenommen war. Bei diesem Erstaunen wuchs auch ihr Unwille gar sehr, wie jeder sich bei sich einbilden und vorstellen mag. Über alle Begriffe aber waren sie erbittert auf ihre so unschuldigen Frauen und einander selbst warfen sie sich die grimmigsten Blicke zu. Sie wurden nun weggeführt und stießen bereits den Kopf an die Kerkerwand, noch ehe sie die Ursache ihrer Gefangenschaft erfuhren. Als sie hernach erfuhren, daß sie als Mörder Aloise Foscari's eingesetzt seien, waren sie, obgleich weder Mörder noch Diebe, darüber sehr betrübt, daß nun, wie sie wohl sahen, ganz Venedig erfahren werde, daß sie, deren Todfeindschaft so ziemlich allbekannt war, in einem Punkte Genossen geworden waren, wo eine Genossenschaft überall nicht hätte eintreten sollen. Und obgleich sie es nicht über sich gewannen, mit einander zu sprechen, da sie sich aufs Tödtlichste haßten, so waren doch beider Gedanken auf denselben Punkt gerichtet. Am Ende aber siegte die Fülle des bittersten Grolls gegen ihre Weiber und die Dunkelheit des Orts, wo kein Lichtstrahl eindringen konnte, was ihnen zum guten Theil ihre Verlegenheit nahm, und sie kamen, ich weiß selbst nicht wie, in ein Gespräch mit einander und gaben sich mit erschrecklichen Eiden das Wort, sich die Wahrheit zu offenbaren, wie es komme, daß sie beide einer in des andern Schlafkammer seien gefangen ge-

nommen worden, worauf denn jeder freimüthig erzählte, wie er es angefangen habe, um in den Besitz der Gattin seines Nachbars zu gelangen. Sie offenbarten sich in dieser Beziehung Alles mit den kleinsten Umständen. Sonach mußten sie ihre Frauen für zwei der schamlosesten Buhlerinnen in Venedig halten und diesen zum Trotz vergaßen sie ihre alte eingewurzelte Feindschaft, söhnten sich mit einander aus und wurden Freunde. Sie meinten die Blicke der Menschen nun nicht mehr ertragen zu können und mit verhüllter Stirn durch die Stadt gehen zu müssen; das verstimmte sie denn dermaßen daß sie den Tod dem Leben weit vorgezogen hätten. Da ihren empfindlichen Kummer auch nicht der mindeste Trostgrund linderte, und sie gar keinen Ersatz dafür wußten, ergaben sie sich beiderseits einer unbegrenzten Verzweiflung, bis sie endlich den einzigen Weg gefunden zu haben meinten, auf Einen Schlag von allem Kummer, aller Schmach und dem Leben selbst befreit zu werden. Sie beschlossen nämlich durch eine Fabel, die sie ersannen, sich als Aloise Foscari's Mörder anzugeben. Nach verschiedenem Hin- und Herreden bestärkten sie sich immer mehr in einen so grausamen sträflichen Vorsatz, sie billigten ihn jeden Augenblick mehr und erwarteten sehnlich, von dem Gerichte verhört zu werden. Wie gesagt, war der Foscari alsbald in eine Kirche gebracht und dort dem Kapellan angelegentlich empfohlen worden. Der geistliche Herr ließ ihn mitten in der Kirche niederlegen, zündete zu beiden Seiten desselben zwei kleine Wachslichter an und gedachte, als die Scharwache sich wieder entfernt hatte, zu mehrer Bequemlichkeit selbst noch einmal sein wol noch nicht kalt gewordenes Bett zu besteigen und vollends auszuschlafen. Da es ihm aber schien, daß die schon ziemlich weit herunter gebrannten Lichtstümpfchen nicht mehr über zwei oder drei Stunden brennen würden, nahm er zwei große und stellte sie statt der halbverbrannten auf, damit, wenn ein Verwandter

des Todten oder sonst jemand käme, ihm keine Vernachlässigung Schuld gegeben werden könnte. Indem er nun weggehen wollte, nahm er wahr, daß der Leichnam sich zu bewegen anfing; ja, wenn er ihm fest ins Gesicht schaute, war es ihm, als öffne er ein wenig die Augen. Der Mann Gottes entsetzte sich darob höchlich und hätte beinahe laut aufschreiend die Flucht genommen. Indessen faßte er doch Muth, trat zu dem Körper heran, legte ihm die Hand auf die Brust und fühlte das Klopfen des Herzens, woraus er sich überzeugte, daß noch Leben in ihm sei, wiewol der übergroße Blutverlust es aufs Äußerste geschwächt haben müsse. Er rief seinen Collegen, der schon zu Bette gegangen war, zurück, trug mit dessen und eines Altarknaben Hilfe, so schonend er konnte, den Foscaro in sein eigenes an die Kirche stoßendes Wohnzimmer und ließ sodann einen in der Nähe wohnenden Wundarzt kommen, damit dieser die Kopfwunde sorgfältig untersuche. Der Chirurg nahm den Schaden in genauen und gründlichen Augenschein, reinigte ihn, so gut er konnte, von dem geronnenen Blute und erkannte bald, daß er nicht tödtlich war. Er wandte daher Öle und andere köstliche Salben so geschickt an, daß Aloise fast ganz wieder zur Besinnung kam. Er rieb sodann den ganzen verwundeten Körper mit einem stärkenden Balsam ein und überließ ihn nun der Ruhe. Der geistliche Herr schlief darauf noch ein Stückchen, bis der Tag anbrach, und eilte dann mit der guten Nachricht, daß Foscaro lebe, zu dem Hauptmann, welcher ihn demselben zur Obhut anvertraut hatte, hörte aber, er sei in den Sanct Marcuspalast gegangen, um mit dem Fürsten zu reden. Er ging deshalb auch dorthin, wurde vorgelassen und erfreute den Herzog sehr durch die Gewißheit von dem Leben seines Neffen, nachdem kaum eben der Hauptmann ihn durch die Nachricht von seinem Tode sehr betrübt hatte. Der Fürst befahl einem der hohen Gerichtsbeamten mit zwei be-

rühmten Wundärzten in Begleitung dessen, der die Cur seines Neffen schon begonnen hatte, zur schicklichen Stunde zu dem Kranken zu gehen und seinen Zustand genau wahrzunehmen, wo dann die drei Ärzte sorgen und besorgen sollten, was zur Wiederherstellung des Kranken dienlich sei. Sobald es ihnen daher Zeit schien, ging der wachehabende Edelmann und die Ärzte hin, sie ließen in das Haus des Priesters den Mann rufen, welcher zuerst den Kranken gepflegt hatte, und nachdem sie von ihm vernommen hatten, daß die Wunde, wenn auch gefährlich, doch nicht tödtlich sei, traten sie in die Schlafkammer, wo der Jüngling ruhte. Da sie ihn wach fanden, obgleich er noch etwas betäubt war, begannen sie ihn eindringlich zu fragen, wie die Sache gegangen sei, und forderten ihn auf, nur alles frei zu gestehen, da sie schon der erste Arzt versichert habe, daß die Wunde nicht von einem Degen herrühre, daß er vielmehr von einer Höhe herabgefallen oder von einer Masse getroffen worden sei; nach allem aber, was man habe erfahren können, müsse man annehmen, er sei hoch herabgefallen und habe sich den Kopf zerschellt. Durch diese Fragen der Ärzte war Aloise überrascht, und ohne viel zu überlegen gab er die Höhe des Fensters und die Besitzerin des Hauses an. Kaum aber hatte er es gesagt, so reute es ihn sehr. Ja, der peinigende Schmerz, den er darüber empfand, regte seine schlummernden Lebensgeister mit Einem Male dermaßen auf, daß er lieber zu sterben, als etwas zur Unehre von Madonna Gismonda zu bekennen beschloß. Der Edelmann von der Nachtwache fragte ihn weiter, was er um diese Stunde im Hause und an einem so hohen Fenster von Madonna Gismonda gewollt habe. Da er bei der Amtseigenschaft des Fragenden hierauf nicht schweigen konnte und doch nicht wußte, was er sagen sollte, faßte er plötzlich bei sich den Beschluß, wenn die Zunge durch unüberlegte Worte gefehlt habe, so solle der Körper die Strafe da-

für leiden. Ehe daher irgendwie die Ehre derjenigen befleckt würde, die er mehr als sein Leben liebte, entschloß er sich, sein Leben und seine Ehre in die Hand der Gerechtigkeit zu legen und sprach: Ich habe schon gesagt, und bin nicht gemeint, es zu widerrufen, daß ich von den Fenstern des Hauses der Madonna Gismonda Mori herabgefallen bin. Und was ich um diese Stunde dort suchte, will ich euch gleichfalls sagen, da ich doch jedenfalls des Todes bin. Ich dachte, daß Madonna Gismonda als junge Witwe keine Männer im Hause habe, um sich zu vertheidigen, weshalb ich sie berauben könne; denn es heißt, sie sei sehr reich an Juwelen und Geld. Ich ging hin, um ihr Alles zu stehlen; ich hatte durch besondere Werkzeuge eine Leiter am Fenster zu befestigen gewußt und stieg daran mit dem festen Vorsatze empor, jeden zu tödten, der mir Widerstand leisten würde. Mein Unglück wollte aber freilich, daß die nicht wohl angebrachte Leiter, unter meiner Last abreißend, mit mir zu Boden fiel; ich meinte, mit der Strickleiter noch mein Haus erreichen zu können, und schleppte mich hinweg, wurde aber unterwegs, wo, weiß ich nicht, ohnmächtig.

Der Nachtpolizeimeister, Messer Domenico Maripetro, erstaunte nicht wenig über dieses Bekenntniß und betrübte sich darüber um so mehr, als alle in dem Zimmer Anwesenden es vernommen hatten, und das waren, wie dies in solchem Falle geschieht, nicht wenige. Er wußte sich aber nicht anders zu helfen und sagte: Aloise, du bist doch ein gar zu großer Thor gewesen. Du dauerst mich sehr; aber ich bin dem Vaterland und meiner Ehre mehr Rücksicht schuldig, als irgend jemand. Du bleibst deshalb hier unter der Aufsicht, die ich dir lassen werde. Wärest du nicht in dem Zustande, in welchem ich dich finde, so würde ich dich augenblicklich, wie du es verdienst, in den Kerker abführen lassen.

Er gab dem Jüngling eine starke Wache bei und verfügte sich unverweilt in den Rath der Zehen, der

erlauchtesten und angesehensten Behörde in unserer Stadt, und da er die Herren des Rathes gerade versammelt fand, erstattete er ihnen über das Ganze ausführlichen Bericht. Die Häupter des Raths, bei denen schon seit lange unzählige Klagen über mehrere freche Diebstähle, die in der Stadt nächtlicher Weile verübt wurden, vorkamen, befahlen einem ihrer Hauptleute, Aloise Foscaro im Hause des Priesters unter sorgfältigster Obhut zu halten, bis er im Stande sei gerichtlich vernommen und durch Anwendung der Folter zum Bekenntnisse der Wahrheit genöthigt zu werden, angenommen nämlich, daß man ihn ganz gewiß als den Urheber oder mindestens als den Hehler vieler anderer begangener Räubereien ansehen könne. Es kam sodann die Angelegenheit des Girolamo Bembo zur Sprache, welcher im Schlafzimmer Anselmo Barbadico's, und die dieses Anselmo, welcher im Schlafzimmer Girolamo's um Mitternacht halb nackt aufgegriffen und gefangen gesetzt worden waren. Da man aber über andere ungleich wichtigere Dinge, wie über den Krieg zu verhandeln hatte, den man mit Filippo Maria Vesconte, Herzog von Mailand, führte, so ward beschlossen, sie auf ein ander Mal zu vertagen und die Gefangenen inzwischen vernehmen zu lassen. Der Fürst war fortwährend im Rathe gegenwärtig gewesen und einer von denen, die am Strengsten gegen den Neffen gesprochen hatten. Nichts desto weniger fiel es ihm schwer, zu glauben, daß sein Neffe als ein so reicher und fein gebildeter Mann, wie er war, sich zu dem verächtlichen und gemeinen Laster des Diebstahls erniedrigt haben sollte. Er trug deshalb in seinem Sinn mancherlei Bedenklichkeiten und brachte zuletzt die Wahrheit von seinem Neffen heraus, da er Gelegenheit fand, im tiefsten Geheimniß mit ihm sprechen zu lassen. Auf der andern Seite bekannten Anselmo und Girolamo, als sie von dem dazu verordneten herrschaftlichen Beamten befragt wurden, was sie jeder in des andern Hause um

solche Stunde gesucht haben, daß sie, nachdem sie Aloise Foscaro oftmals zu ungewöhnlicher Stunde vor ihren Häusern haben vorübergehen gesehen, in dieser Nacht zufällig und unabhängig von einander bemerkt haben, wie er vor denselben stehen bleibe; sie seien beide der Überzeugung gewesen, dies geschehe um ihrer Weiber willen, seien herausgebrochen, haben ihn in die Mitte genommen und umgebracht. Sie legten dieses Bekenntniß, wie sie es mit einander verabredet hatten, ein jeder einzeln für sich ab. In Betreff des Umstandes, daß sie sich einer in des andern Hause befunden hatten, sagten sie ein nicht eben wohl erfundenes Mährchen aus, worin sie sich widersprachen. Als der Herzog alle diese Dinge vernommen hatte, war er im höchsten Grade verwundert und wußte gar nicht, wie er die Wahrheit ausfindig machen sollte. In der folgenden ordentlichen Rathsversammlung der Zehn und ihrer Beisitzer, als alle übrigen Geschäfte abgethan waren und man auseinander gehen wollte, sprach daher der erleuchtete Fürst, ein Mann von hohem Geiste, der durch alle Grade des Staatsdienstes bis zur höchsten Würde emporgestiegen war, folgendermaßen: Meine Herren, wir haben noch eine Sache zu besprechen, die vielleicht bis jetzt nicht erhört worden ist. Es liegen uns zwei Rechtshändel vor, die nach meinem Dafürhalten einen ganz andern Ausgang nehmen werden, als zu erwarten sein mag. Anselmo Barbadico und Girolamo Bembo, zwischen denen von jeher eine bittere, ihnen von ihren Vätern vererbte Feindschaft bestand, sind einer in des andern Hause halb nackt von unsern Schergen festgenommen worden, und haben ohne Folter, ja ohne Androhung derselben auf die einfache Erkundigung unserer Beamten aus freien Stücken bekannt, vor ihren Häusern unsern Neffen Aloise ermordet zu haben. Dieser unser Neffe aber ist am Leben und hat weder von ihnen, noch von sonst jemand eine Wunde erhalten; dennoch bekennen sie sich als seine

Mörder. Wer vermag uns diese Widersprüche zu lösen? Ferner hat unser Neffe seinerseits ausgesagt, daß er, um in Madonna Gismonda Moro's Hause zu rauben und bei etwaigem Widerstande auch zu morden, ausgegangen und von ihrem Fenster auf die Erde gefallen sei, was bei den vielen jetzt in unserer Stadt zur Klage gekommenen Diebstählen auch anderweiten Verdacht auf ihn zieht, als könne er der Missethäter sein. So müßte man also mit Foltern die Wahrheit von ihm herausbringen und, wenn er schuldig befunden würde, ihm die verdiente strenge Strafe angedeihen lassen. Als er nun gefunden wurde, hatte er weder eine Leiter, noch Waffen irgend einer Art bei sich. Hieraus läßt sich schon vermuthen, daß die Sache sich anders verhalte. Dieweil nun unter den sittlichen Vorzügen die Mäßigung immer das größte Lob von Allen geerntet hat, auch die Gerechtigkeit, wenn sie nicht gerecht geübt wird, zur Ungerechtigkeit wird, scheint es uns gerecht, in diesem mit so seltsamen Umständen verwickelten Falle eher Mäßigung als strenge Gerechtigkeit zu üben. Und damit ich nicht ohne Grund so zu sprechen scheine, so hört weiter, was ich euch sage! Die beiden Todfeinde bekennen sich zu etwas, was schlechthin unmöglich ist, weil unser Neffe, wie gesagt, noch lebt; und die Wunde, die er erhalten hat, nicht von einer Waffe herrührt, wie er auch selbst angiebt. Könnte es nicht sein, daß Scham, einer in des andern Schlafzimmer gefunden worden zu sein, und ihre Weiber für unehrbar erkennen zu müssen, sie veranlaßt habe, aus Überdruß am Leben sich in die Arme des Todes zu werfen? Wenn wir unsere Nachforschungen hierin mit Fleiß anstellen, so werden wir die Verhältnisse sich anders gestalten sehen, als der gemeine Mann glaubt. Man muß also den Fall sorgfältig prüfen, und um so mehr, als aus ihrem Geständnisse erhellt, daß sie gar nichts aussagen, was den Schein der Wahrheit für sich hätte. Andererseits klagt sich unser Neffe selbst als

Dieb an und bekennt überdies, er habe in das Haus von Madonna Gismonda Moro mit dem festen Vorsatze eindringen wollen, umzubringen, wer ihm Widerstand leiste. Unter diesem Grase steckt unseres Bedünkens eine andere Schlange, die sich selbst nicht achtet. Er stand niemals im Rufe solcher Ausschweifungen; nicht der geringste Verdacht dieser Art fiel ihm je zur Last. Ihr wißt ja auch alle, daß er Gott sei Dank anständige Reichthümer besitzt und anderer Leute Eigenthums nicht bedarf. Seine Diebereien werden wohl anderer Art sein, als er eingesteht. Es will uns also bedünken, ihr Herren, wenn ihr anders mit mir einverstanden seid, daß ihr uns diese Untersuchung am Besten ganz allein überlaßt. Wir geben euch unser fürstliches Wort, uns der ganzen Sache mit der äußersten Gewissenhaftigkeit anzunehmen, und hoffen, sie so zu Ende zu führen, daß uns kein gerechter Vorwurf treffen wird, und das Endurtheil wollen wir überdies euch vorbehalten haben.

Den Räthen gefiel die weise Rede des Herzogs über die Maßen wohl, und es that sich beim Abstimmen dar, daß sie insgesammt der Meinung waren, nicht allein die Untersuchung dieser Rechtssachen, sondern auch die Entscheidung durchaus in seine Macht zu stellen. Der bedachtsame Fürst, der über die Angelegenheit seines Neffen bereits vollständig unterrichtet war, richtete nunmehr sein ganzes Augenmerk darauf, nunmehr auch den Grund zu erfahren, warum Bembo und Barbadico sich so thörichterweise dessen anklagten, was sie nicht begangen hatten, und nach reiflicher Überlegung und vielen gehaltenen Nachfragen und Verhören, als seines Neffen Wiedergenesung fast ganz vollendet war, sodaß er hätte umhergehen können, wenn er frei gewesen wäre, glaubte er zuletzt die Lage der beiden gefangenen Ehemänner ziemlich ermessen zu haben, und legte seine gemachten Erfahrungen dem Rathe der Zehen vor. Er ließ sodann auf eine unverdächtige Art die Nachricht in Venedig ver-

breiten, Anselmo und Girolamo werden zwischen den zwei Säulen enthauptet, Aloise aber aufgehangen werden, und erwartete nun, was für einen Eindruck dies auf ihre Frauen machen werde. Sobald die Neuigkeit ihren Weg durch Venedig gefunden hatte, sprach man verschiedentlich davon, ja in öffentlichen und Privatkreisen war sonst von gar nichts die Rede. Da nun alle drei Verbrecher den edelsten Geschlechtern angehörten, fingen ihre Verwandte und Freunde an, sich um ihre Rettung auf das Angelegentlichste zu bemühen. Sobald jedoch ihre Bekenntnisse stadtkundig wurden, und, wie es zu gehen pflegt, das Gerücht aus Übel immer Ärger machte, hieß es, der Foscari habe viele freche Diebstähle eingestanden, sodaß kein Freund oder Verwandter für ihn ein Wort einzulegen wagte. Madonna Gismonda, welche die Krankheit ihres Geliebten bitterlichst beweint hatte, fühlte, als sie das von ihm abgelegte Bekenntniß vernahm und deutlich erkannte, daß er, um ihre Ehre nicht zu beflecken, lieber Leben und Ehre mit einander aufopfern wolle, ihr Herz von so glühender Liebe gegen ihn sich entzünden, daß sie fast dadurch starb. Es gelang ihr, ihm in seinem Kerker zu wissen zu thun, er möge gutes Muths sein und sich beruhigen, denn sie sei bereit, um ihn vor dem Tode zu schützen, Alles, was zwischen ihnen vorgefallen, öffentlich der Wahrheit getreu zu bekennen, und zum Zeugnisse derselben ebensowol seine ihr geschriebenen Liebesbriefe, als auch die von ihr in ihrem Zimmer aufbewahrte Strickleiter zu zeigen. Als Aloise diese liebevollen Zeugnisse hörte, welche seine Angebetete zu seiner Errettung abzulegen sich bereitete, war er der glücklichste Mensch von der Welt. Er ließ ihr unendlich danken und ihr versprechen, sobald er aus dem Kerker befreit sei, sie als seine rechtmäßige Gattin heirathen zu wollen. Die Frau empfand hierüber die größte Freude, da sie ihren theuern Liebhaber mehr als ihr Leben liebte. Madonna Luzia und Madonna Isotta hat-

ten zu gleicher Zeit die Nachricht von dem Tode ihrer Männer erhalten und von Madonna Gismonda's Geschichte gehört, und Madonna Luzia insbesondere hatte etwas von einem Weibe darüber munkeln hören, und so ahnten sie nun auch den wahren Zusammenhang der Sache. Sie beriethen sich beide miteinander darüber, was zu thun sei, um ihre Männer zu retten, bestiegen eine Gondel und suchten Madonna Gismonda auf. Die drei Frauen theilten sich nun alles Vorgefallene mit und kamen überein, das Leben ihrer Männer zu retten. Die zwei verheiratheten Frauen waren nach der Einkerkerung ihrer Männer den beiderseitigen Freunden und Verwandten ihrer Häuser verhaßt geworden, weil jedermann sie für die unkeuschesten Geschöpfe hielt; und es hatte sie auch aus diesem Grunde niemand besucht, um sie zu trösten in ihrem Unglück. Als sich nun das Gerücht verbreitet hatte, die Gefangenen sollen von der Gerechtigkeit vom Leben zum Tode gebracht werden, ließen sie ihren Verwandten sagen, sie sollen nur unbesorgt und unbekümmert sein und nicht weiter forschen, aber sich überzeugt halten, daß sie vollkommen ehrbar seien und ihren Männern kein Haar gekrümmt und weder Schaden noch Schande bereitet werden solle. Sie baten sie indeß dafür zu sorgen, daß einer der Herren Schirmvögte den Fall zur Verhandlung bringe; im Übrigen sollen sie Alles ihnen überlassen, da sie keine Sachwalter und Rechtsbeistände bedürfen. Den Verwandten kam zwar dieses Ansinnen wunderlich genug vor und sie wußten nicht, was sie davon denken sollten, da sie die ganze Angelegenheit als eine schmachvolle und entehrende ansahen. Indessen thaten sie doch, was in ihren Kräften stand, zur Befriedigung der an sie gestellten Bitte, und reichten, da sie vernahmen, der Rath der Zehen habe dem Herzog die ganze Untersuchung anheimgestellt, bei dem Fürsten selbst im Namen der drei Frauen ein unterthäniges Gesuch ein, worin diese nichts weiter als Gehör begehrten. Der Fürst sah

nach seinem Rathschlage also Alles sich zum Besten wenden und bezeichnete einen bestimmten Tag, an dem sie vor ihm und dem Rathe der Zehen nebst denen des Collegiums erscheinen sollten. Der Tag kam, die hohen Richter versammelten sich, begierig zu erfahren, welchen Ausgang die Sache nehmen werde. Am Morgen kamen die drei Frauen mit ehrbarem Geleite in den Palast, und als sie über den Sanct Marcusplatz gingen, hörten sie Viele, welche übel von ihnen redeten. Einige schrieen, wie die gemeinen Leute vom Volke sind, unverständig genug: Seht da die hübschen sittsamen Madonnen! Macht ihnen euer Compliment! Die haben ihre Männer, ohne sie über die Lagunen zu lassen, nach der Festung Hornberg geschickt, und schämen sich jetzt nicht einmal, sich öffentlich zu zeigen, die schamlosen Huren! Es ist gar, als hätten sie ein löbliches Werk vollbracht.

Andere brachten wieder andere Redensarten wider sie vor, und keiner wollte hinter dem andern zurückbleiben. Andere sodann, als sie Madonna Gismonda darunter sahen, waren der Meinung, sie gehe vor die Herrschaft, um wider Aloise Foscaro klagbar aufzutreten, und so traf keiner die Wahrheit. Die Frauen kamen im Palast an, stiegen jene hohen Marmortreppen empor und wurden in den Saal des Collegiums geführt, wohin der Herzog sie zum Gehör beschieden hatte. Dorthin kamen mit den nächsten Verwandten die drei Frauen, und der Fürst befahl, ehe noch jemand das Wort ergreife, auch die drei Gefangenen herbeizubringen. Es waren überdies noch viele andere Edelleute gegenwärtig, welche mit größtem Verlangen den Ausgang so seltener Begegnisse zu sehen erwarteten. Als es Stille geworden war, redete der Fürst die Frauen also an: Ihr habt uns ersuchen lassen, edle Frauen, euch ein öffentliches Gehör zu bewilligen; und so sind wir denn bereit, hier geruhig zu vernehmen, was ihr uns zu sagen wünschet.

Die beiden gefangenen Ehemänner waren aufs Äußerste

gegen ihre Frauen erzürnt und um so mehr von Wuth und kochendem Groll erfüllt, als sie dieselben mit kühnem Muth und mit freier Stirn gleichwie die schuldlosesten und getreuesten Gattinnen vor dem erschreckenden und ehrfurchtgebietenden Gerichtshofe stehen sahen. Die beiden getreuen Freundinnen versahen sich jedoch des Zornes ihrer Männer sehr wohl und ließen sich durch sie nicht im mindesten irren, sondern lächelten heimlich für sich und warfen sogar nach Frauenart den Kopf ein wenig wie zum Hohn in die Höhe. Anselmo, welcher etwas mehr noch, als Girolamo, jähzornig und ungeduldig war, erhitzte sich darüber so sehr, daß durch weit geringeren Zorn schon manche gestorben sind. Er vergaß völlig die Majestät des Orts, auf welchem sie standen, und fing an, seiner Frau die empfindlichsten Dinge zu sagen; ja, er wollte ihr fast nach den Augen fahren und hätte, wenn es ihm möglich gewesen wäre, ihr übel mitgespielt. Ungeachtet sich Madonna Isotta von ihrem Gatten in Gegenwart so vieler Herren so schimpflich anschreien hörte, verlor sie doch die Fassung nicht, ergriff vielmehr die ihr vom Fürsten bereits ertheilte Erlaubniß zu reden und begann mit heiterem Gesichte und fester Stimme also: Durchlauchtigster Fürst und ihr erhabene Herren, angesehen, daß mein vielgeliebter Ehegatte so ehrenrührige Beschwerden wider mich erhebt, steht zu erwarten, daß Messer Girolamo Bembo die nämliche Gesinnung gegen seine Gemahlin hegen mag. Wollten wir sie nun hierauf ohne alle Erwiderung lassen, so könnte es wol scheinen, als wäre das Recht ganz auf ihrer Seite und als geständen wir, ein großes Verbrechen an ihnen begangen zu haben. Mit Euer Herrlichkeiten Vergunst fühle ich mich daher gegenwärtig gedrungen, in Madonna Luzia's und meinem Namen zur Vertheidigung von uns und unserer Ehre zu sprechen, was mir jetzt einkommt; und zwar sehe ich mich genöthigt meinen Plan über das, was ich sagen wollte, zu ändern. Denn hätte er geschwiegen und nicht

so rasch sich vom Zorn zu Beleidigungen hinreißen lassen, so hätte ich auf andere Weise für ihr beider Befreiung und unsere Entschuldigung gesprochen. Dennoch aber will ich, so weit meine schwachen Kräfte reichen, beides zu bewerkstelligen versuchen. Ich behaupte demnach, daß unsere Männer gegen Pflicht und Vernunft sich über uns beschweren, wie ich ihnen auf der Stelle handgreiflich zeigen werde. Ich hege die feste Überzeugung, daß ihr Verdruß und herber Kummer nur aus zweierlei und keinen andern Ursachen entspringen kann, nämlich aus dem Mord, welchen sie fälschlicherweise bekannten begangen zu haben, oder aus der Eifersucht, die ihnen am Herzen nagt, daß wir unkeusche Weiber seien, da jeder in des andern Schlafzimmer, ja fast in des andern Bette ergriffen wurde. Hätten sie aber ihre Hände mit eines andern Menschen Blute befleckt, was sie allerdings peinigen und betrüben müßte, was könnte es denn um Gottes willen uns angehen, wenn sie ohne Rath, Beihilfe und Mitwissen von unserer Seite eine so gräßliche Missethat begangen hätten? Ich kann in der That nicht einsehen, wie uns für dieses Vergehen irgend ein Vorwurf treffen könnte, und noch weniger, wie sie sich über uns beklagen können, denn man weiß ja, daß, wer das Böse thut oder Anlaß gibt, es zu thun, nothwendigerweise die verdiente Strafe und strenge Züchtigung nach der Vorschrift der heiligen Gesetze dulden muß, um andern ein Beispiel zu geben, das sie von ähnlichen bösen Handlungen abhält. Doch wer wird uns hier noch widersprechen, wo die Blinden sehen müssen, daß das Recht auf unserer Seite ist, zumal da wir hier Gott sei Dank Messer Aloise lebendig vor uns sehen, welcher ganz das Gegentheil von dem versichert, was hier diese unsere uns so wenig liebenden Männer thörichterweise eingestanden haben? Hätten sie sich verleiten lassen, Hand an Leib und Leben irgend eines Menschen zu legen, so wäre es vernünftigerweise an uns, uns über sie zu beschweren und gar sehr über

sie zu beklagen. Denn sie, die vom edelsten Blute geboren sind und als Herren gelten in dieser hochedeln Stadt, die ihre Freiheit immer jungfräulich und rein erhalten hat, wären Schächer, Mörder, Menschen der verworfensten Gattung geworden, indem sie eine so schmähliche Mackel auf ihr reines Blut brachten und uns in unserer Jugend in den Witwenstand versetzten. Es übrigt nur noch, daß sie sich über uns deshalb beschweren, daß sie um Mitternacht einer in des andern Schlafzimmer gesehen und festgenommen worden sind; und das ist, wie mir scheint, der Hauptknoten, Grund und Ausgang ihres ganzen Zornes und Ärgers. Das kann ich euch sagen, denn ich weiß es gewiß, das ist der Nagel, der ihnen das Herz durchbohrt und der einzige Anlaß ihres Mismuthes. Wie Menschen also, die das Ganze nicht gehörig geprüft und Weniges genau in Berechnung gezogen haben, sind sie in Verzweiflung verfallen und haben sich in dieser Verzweiflung angeklagt, das begangen zu haben, was sie nie gethan, ja nie entfernt zu thun im Sinne gehabt hatten. Um aber nicht unnöthige Worte zu machen und damit das, was ich zu sagen beabsichtige, auf Einmal gesagt werde und ihr, gnädige Herren, nicht eure Zeit über unnöthigem Hin- und Herreden verlieret, während ihr Staatsgeschäfte zu besorgen habt, wäre es mir äußerst lieb, und ich bitte euch, durchlauchtiger Fürst, sie zu veranlassen, daß sie aussprechen, worüber sie denn sich so bitter gegen uns beschweren.

Aus Auftrag des Herzogs von einem der dabeistehenden Herren befragt, erwiderten beide, sie haben ihre Frauen als Buhlerinnen erkannt, die sie doch für durchaus ehrbar hielten und die es hätten sein sollen, und das sei der ganze Zorn und Grimm, der ihnen am Herzen nage; und da sie solche Schmach nicht ertragen noch es auf sich nehmen können, im Angesichte der Menschen zu leben, haben sie sich aus Verlangen nach dem Tode zu dem Geständniß bewogen gefunden, etwas gethan

zu haben, was doch nie der Fall gewesen sei. Als Madonna Isotta dies vernahm, fuhr sie in ihrer Rede fort und sagte zu ihrem Gatten und zu Bembo gewandt: Weshalb beschwert ihr euch denn nun über uns, daß es nicht gut steht? An uns ist es, darüber uns gegen euch zu beschweren. Was suchtet denn ihr, mein Gemahl, in dem Schlafgemach meiner theuern Freundin um diese Stunde? Was fand sich denn dort Besseres, als in dem eurigen? Und ihr, Messer Girolamo, wer zwang euch, das Bett eurer Gattin zu verlassen und bei Nacht das meines Gatten aufzusuchen? Waren die Leintücher des einen nicht so weiß, so fein, so sauber, so wohlduftend, wie die des andern? Ich meines Theils, durchlauchtiger Fürst, beklage mich aufs Ernstlichste über meinen Gatten und werde mich unaufhörlich über ihn beklagen, daß er, um eine andere zu genießen, als mich, von mir hinweg und anderswohin gegangen ist, ungeachtet ich noch keineswegs zum Krüppel geworden bin und wohl unter den schönen Frauen dieser unserer Vaterstadt mich sehen lassen kann. Ebenso ist es mit Madonna Luzia, die, wie ihr seht, gleichfalls den Schönen beigezählt werden kann. In der That, ein jeder von euch hätte mit seiner Gattin zufrieden sein und nicht, wie ihr schnöder Weise gethan habt, sie verlassen sollen, um besser Brot zu suchen, als Hausbrot. Wie rühmlich ist es, passende schöne und brave Frauen zu verlassen, um nach denen Anderer zu gehen! Ihr beschwert euch über eure Frauen, und hättet doch über euch selbst und über sonst niemand Klage führen, neben dieser Klage und Reue aber die größte Geduld üben sollen; denn obgleich ihr zu Hause euer gutes Auskommen hattet, suchtet ihr euch gegenseitig mit eurer Liebe Schmach anzuthun, weil euch die Hausmannskost verleidet und zum Überdruß geworden war. Aber gelobt sei Gott und unsere weise Vorsicht, denn wenn hier irgendwo Schaden und Schande ist, so muß sie ganz auf euer beider Seite sein. Beim Kreuz Gottes ich sehe nicht ein,

wie ihr Männer eher Erlaubniß haben sollt, zu sündigen, als wir, wiewol ihr aus Geringschätzung unseres Geschlechtes thun wollt, was euch am meisten behagt. Nein, so wenig ihr die unbeschränkten Herren seid, so wenig sind wir Sklavinnen; vielmehr wollen wir eure Genossinnen sein, denn die heiligen Gesetze der Ehe, des ersten Sacraments, das Gott nach der Erschaffung der Welt den Sterblichen gegeben hat, diese Gesetze wollen, daß die Treue eine gleichmäßige sei, und der Gatte ist ebensowol gehalten, der Frau treu zu sein, als sie ihm. Was wollt ihr euch nun beklagen? Wie man in den Wald schreit, schallt es heraus. Wußtet ihr nicht, daß die Wage der Gerechtigkeit gerade stehen muß, ohne mehr auf die eine, als auf die andere Seite neigen zu dürfen? Lassen wir nun aber für jetzt den Streit darüber und gehen auf den Anlaß über, weshalb wir uns hier vorgestellt haben. Zwei Dinge, gerechtester Fürst, haben uns hierher vor euer und dieser erlauchten Herren erhabenes Angesicht geführt, da wir sonst nicht gewagt hätten, uns öffentlich zu zeigen; und noch weniger hätte ich die Dreistigkeit gehabt, vor dieser hochansehnlichen Versammlung zu reden, was nur geübten und sehr beredten Männern vergönnt ist, nicht aber uns, die kaum für Nadel und Spindel hinreichen. Einmal haben wir unser Haus verlassen, um zu zeigen, daß unsere Männer keine Mörder sind, weder des Messer Aloise, der hier steht, noch irgend eines andern; und dafür hatten wir hinreichendes und glaubwürdiges Zeugniß. Hierbei brauche ich mich aber nicht aufzuhalten; denn alle Mühe, die mich dieser Punkt hätte kosten können, erspart mir die Anwesenheit Messer Aloise's, und von der Ermordung eines andern war ja gar nicht die Rede. Es bleibt uns nun noch eines übrig, nämlich, daß meine Madonna Luzia und ich den durchlauchtigsten Fürsten ehrerbietig bitten, zu geruhen, mit seiner und dieser erlauchten Herren Gunst und Ansehen uns mit unsern Männern auszusöhnen, und zu machen,

daß wir ihre Vergebung erlangen, wenn wir ihnen handgreiflich bewiesen haben, daß wir die Beleidigten, sie die Beleidiger sind und daß unser Fehler, wenn man es so nennen kann, so groß war, als sie es haben wollten. Und um nun zum Schlusse zu kommen, sage ich, daß ich schon von Kindesbeinen an von meiner Frau Mutter seligen Angedenkens, welche oftmals meine Schwestern und Madonna Luzia, unsere Milchschwester, mit uns in verschiedentlichen Dingen unterrichtete, sagen hörte, alle Ehre, die eine Frau ihrem Manne anthun könne, bestehe darin, daß die Frau sittsam lebe, da ohne Keuschheit eine Frau gar nicht am Leben bleiben dürfte, zumal da bekanntlich die Frau eines Edelmanns oder eines andern, wenn sie sich einem Fremden hingibt, ein gemeines Weib wird, auf das man allenthalben mit Fingern zeigt, und auch ihr Mann wird verhöhnt und geschmäht von allen, denn es scheint, dies sei die größte Beleidigung und Verhöhnung, die ein Mann von einer Frau empfangen kann, und der schmachvollste Tadel, der einem Hause zugefügt wird. Das wußten wir, und wollten nicht, daß die ungeregelten und zügellosen Lüste unserer Männer sie zu einem unschicklichen Ziele führen, und trafen daher durch einen frommen und löblichen Betrug die Vorkehrung, die uns das geringere Übel schien. Ich weiß, daß es überflüssig sein würde, hier der Feindschaft zu gedenken, welche seit vielen Jahren zwischen den Eltern unserer Gatten und dann auch leider zwischen ihnen selbst besteht, denn es ist dies in der ganzen Stadt bekannt. Wir sind von der Wiege an miteinander aufgewachsen, und da wir die Feindschaft unserer Männer bemerkten, machten wir aus der Noth eine Tugend und wollten lieber unseren holden Umgang meiden, als Anlaß zu häuslichem Zwiste geben. Die Nachbarschaft unserer Häuser bot uns jedoch ein Mittel dar, das Bedürfniß zu befriedigen, das uns die widernatürliche Feindschaft versagte und verbot. Wenn sie ausgegangen waren, fanden wir uns nämlich gar oft

in unsern Gärtchen ein, die durch einen einfachen Zaun von Meerschilf von einander getrennt sind und pflegten dort geselliges Gesprächs. Wir benützten aber diese Bequemlichkeit mit Vorsicht, und da wir merkten, daß ihr, unsere Männer, einer in des andern Frau verliebt seid oder vielleicht euch verliebt stelltet, theilten wir einander diese eure Liebe mit und lasen immer miteinander die Liebesbriefe, die ihr uns zuschicktet. Eine andere Schmach wollten wir euch nicht anthun über die Unbill, die ihr uns euren Weibern anthatet, wiewol es euch gut gewesen wäre; euch zu warnen lag nicht in unserer Absicht, denn wir wollten nichts, als euch zu Freunden machen; wäre euch aber etwas gesagt worden von diesem gegenseitigen Verlieben, so hätte das eure Feindschaft nur vermehrt und euch die Waffen in die Hand gegeben. Wir beriethen uns also miteinander und kamen einträchtig überein in dem gleichen Entschluß, denn wir urtheilten, daß unsere Plane ausgeführt werden könnten, ohne einem der Betheiligten Schaden oder Schande zu bereiten, ja sie müßten zur Freude und Genugthuung Aller ausschlagen. In allen den Nächten also, wo ihr bald da- bald dorthin zu gehen vorgabet, kam Madonna Luzia mit Hilfe meiner Dienerin Cassandra durch den Garten in mein Schlafzimmer und ich begab mich vermittelst ihrer Magd Giovanna auf demselben Wege in ihr Schlafgemach. Ihr wurdet durch diese unsere Dienstfrauen in die Zimmer geführt und laget jeder bei seinem Weibe; so habt ihr also euer eigenes und nicht, wie ihr meintet, fremdes Feld gepflügt. Es waren aber Umarmungen nicht von Ehemännern, sondern von Liebhabern, und so verbandet ihr euch mit uns immer mit heftigerer Lust, als gewöhnlich, sodaß wir uns beide bald schwanger fühlten. Dies muß euch im höchsten Grade angenehm sein, wenn es wahr ist, daß ihr so große Begierde habet, Kinder zu bekommen, wie ihr euch anstelltet. Wenn euch daher kein anderes Vergehen drückt, wenn euer Gewissen euch

nichts weiter vorwirft, und wenn ihr über sonst nichts Schmerz fühlt, so heitert euch auf und dankt unserer List und der heitern Posse, die wir euch gespielt haben; und wenn ihr bis jetzt Feinde gewesen seid, so legt nunmehr den alten Haß ab, versöhnt euch miteinander und lebt fortan als befreundete Edelleute, euren Groll dem Vaterlande zum Opfer bringend, das wie eine zärtliche liebreiche Mutter alle seine Söhne in Eintracht sehen möchte. Damit ihr nun aber nicht etwa glaubt, ich habe alle meine Behauptungen aus der Luft gegriffen und sowol zu eurer Errettung, als zu unserer Entschuldigung fälschlich vorgebracht, so sehet hier alle eure Briefe, die ihr an uns schriebet.

Es gaben nunmehr beide Frauen ihren Männern so viele Beweise und entscheidende Zeichen an, und sie wußten ihre Gründe dem Fürsten und den Herren so einleuchtend zu machen, daß ihre Männer sich für zufriedengestellt erklärten und die Herren alle gleichfalls ganz befriedigt waren und auch alle einstimmig die beiden Männer freisprachen. So wurden denn beide mit Genehmigung des Fürsten und dieser Herren aller völlig freigegeben. Die Verwandten und Freunde der Ehemänner und ihrer Frauen hatten mit größter Verwunderung die lange Geschichte angehört, sie lobten die geschehene Freisprechung in hohem Grade und hielten beide Frauen für keusch, Madonna Isotta aber erkannten sie auch für eine große Rednerin, da sie ihre eigenen Angelegenheiten, wie die ihrer Männer und ihrer Freundin so gewandt vertheidigt hatte. Anselmo und Girolamo umarmten und küßten öffentlich mit großer Freude ihre Frauen, dann gaben sie sich selbst die Hand und küßten sich und schlossen Brüderschaft zusammen, lebten auch fortan in vollkommener Freundschaft und vertauschten die wollüstige Liebe, die sie einer zu des andern Frau gehabt hatten, mit brüderlichem Wohlwollen, was in der ganzen Stadt große Freude erregte. Sobald die allgemeine Aufregung der Versammlung über diesen

Vorfall in etwas nachgelassen hatte, wendete sich der Fürst mit erheitertem Angesicht zu Madonna Gismonda und sagte zu ihr: Und was begehrt ihr von uns, schöne Frau? Sagt uns euer Anliegen freimüthig! Wir hören euch mit Vergnügen zu.

Madonna Gismonda wurde über und über roth und erschien noch liebenswürdiger als gewöhnlich durch die natürliche Schamhaftigkeit, die sich über ihre Wangen ergoß, sie hielt eine kleine Weile ihre Augen auf den Boden gerichtet, schlug sie dann schüchtern empor und sprach, nachdem sie ein wenig Zuversicht gewonnen hatte: Wenn ich, durchlauchtigster Fürst, in Gegenwart von Personen sprechen sollte, welche nie geliebt haben oder nicht wissen, was Liebe ist, so wäre ich mehr als zweifelhaft darüber, was ich zu sagen hätte, und würde mich vielleicht gar nicht getrauen, den Mund zu öffnen. Da ich aber oftmals von meinem Vater gottseligen Angedenkens erzählen gehört habe, daß ihr, durchlauchtigster Fürst, in eurer Jugend auch nicht verschmäht habt, den Liebesflammen eure Brust zu öffnen, vielmehr ein zärtlicher Liebhaber waret, und da ich überzeugt bin, daß niemand hier ist, der wenig oder gar nicht geliebt hat, hoffe ich für das, was ich jetzt zu sagen habe, bei euch allen Mitleid, jedenfalls Verzeihung zu finden. Um also zur Sache zu kommen, so verhüte Gott, daß ich eine der scheinheiligen Frauen werden möchte, die, den ganzen Tag mit den Heiligen redend, Vaterunser verschlingen und Teufel hervorbringen, da ich wohl weiß, daß die Undankbarkeit ein Wind ist, der die Quelle der himmlischen Barmherzigkeit austrocknet und zum Versiegen bringt. Ich liebe das Leben, wie natürlich alle Menschen, und die Ehre zunächst, die ihm vielleicht noch vorangestellt sein sollte, weil es keinem Zweifel unterliegt, daß das Leben ohne Ehre nicht der Mühe lohnt; ein solches Leben ist ein lebendiger Tod, wo man mit gebrandmarkter Stirn lebt. Aber die Liebe, welche ich für meinen von

mir einzig geliebten Messer Aloise Foscaro hege, welcher hier gegenwärtig ist, geht mir über Alles, und folglich halte ich sie höher, als mein Leben. Und dies in Wahrheit mit vollstem Rechte, denn wenn ich auch nicht früher von ihm so sehr geliebt worden wäre, da er mich doch geliebt hat, so sehr man nur lieben kann, und wenn ich ihn auch nicht geschätzt hätte, da er mir doch der theuerste und weit mehr als meine Augen von mir geliebt war, so macht doch der innige Liebesbeweis, den er mir in der letzten Zeit gegeben hat, wo er sich freigebig, ja verschwenderisch mit seinem eigenen Leben gezeigt hat, damit auch nicht der mindeste Verdacht von Unkeuschheit auf mich falle, daß ich ihn unvergleichlich höher achten muß, als mein Leben und meine Seele selbst. Und wo findet sich, daß je eine solche Freigebigkeit von einem Liebhaber so unbedingt geübt wurde? Wer hat je freiwillig den Tod gewählt, um nicht fremden Ruf zu beflecken? Gewiß niemand, glaube ich, oder so wenige, daß diese Gattung so selten und seltener ist, als weiße Raben. O einzige und unerhörte Aufopferung! Das ist ein Liebesbeweis, der nie genug gepriesen werden kann! Das ist eine Liebe, die echte Liebe ist und wo sich keine Erdichtung denken läßt. Messer Aloise, ehe er das geringste Theilchen meines Rufes bemakeln oder ein Tütelchen von Verdacht bei irgend jemand, wo es mich anschwärzen konnte, auf mich fallen lassen wollte, hat sich freiwillig als Dieb angegeben und mich und meine Ehre weit mehr berücksichtigt, als die seine und sein Leben. Und wiewol er sich auf tausend Arten befreien konnte, nachdem er einmal in dem vom Falle noch halb betäubten Zustande gesagt hatte, er sei von meinen Fenstern herabgestürzt, und nun bemerkte, wie sehr dieses Geständniß meine Ehre beeinträchtigen und ihre Reinheit schwärzen könne, zog er freiwillig lieber den Tod vor, ehe er ein Wort sagte, das irgendwie eine schlimme Meinung über mich oder so viel Schimpf als das kleinste Muttermal hervorbringen

konnte. Da er einmal nicht mehr rückwärts konnte mit dem, was er schon über den Fall gesagt hatte, auch das einmal Geäußerte nicht so zu drehen war, daß die Sache gut stund, entschloß er sich, den Ruf des Nächsten mit seinem eigenen Schaden zu retten. Wenn er daher so bereitwillig sein Leben zu meinem Nutz und Frommen offenbar auf das Spiel gesetzt, und noch weit mehr für die Erhaltung meiner Ehre gesorgt hat, als für seine eigene, sollte ich nicht zu seiner Errettung meine Ehre beiseit setzen? Unbedenklich! Ja, Ehre und Leben, und wenn ich tausend Leben hätte, alle zusammen würde ich zu seiner Erhaltung hingeben, und wenn ich es von Neuem tausend mal tausend mal zurückerhielte, so würde ich es eben so oft wieder aufs Spiel setzen, wenn ich nur im Geringsten ihm zu helfen wüßte. Ja, ich beklage mich und werde mich immer beklagen, daß mir nicht vergönnt ist, mehr zu thun, als meine geringe Möglichkeit aushält. Wenn er stürbe, könnte ich fürwahr nicht am Leben bleiben; wenn er nicht da wäre, was sollte ich im Leben thun? Ich glaube darum nicht, gerechtester Fürst, ein Quintchen Ehre zu verlieren; denn da ich, wie man sieht, eine junge Wittwe bin und mich wieder zu verheirathen suche, war mir erlaubt, ein Liebesverhältniß anzuknüpfen, freilich zu keinem andern Zwecke, als um einen meinem Stande angemessenen Gatten zu bekommen. Wenn ich aber auch die Ehre verlöre, warum soll ich sie nicht verlieren für den, der um die meinige zu retten, wie so oft schon gesagt wurde, die seinige hat verlieren wollen? Um nun aber zur Sache zu kommen, so sage ich mit aller schuldigen Ehrerbietung, daß es nicht wahr ist, daß Messer Aloise je als Dieb und wider meinen Willen in mein Haus gekommen ist. Er kam vielmehr dahin ganz im Einverständniß mit mir und als theurer und inniger Liebhaber. Hätte ich ihm nicht die Erlaubniß gegeben zu kommen, wie wäre es ihm gelungen, eine Strickleiter so hoch empor zu ziehen und sie oben so fest

zu machen, daß sie für immer gehalten hätte? Wenn dieses Fenster zu meinem Schlafzimmer gehört, wie konnte es um diese Stunde offen stehen ohne meine Einwilligung? Ich ließ den Bindfaden hinab, an welchen er die Strickleiter anband, mit Hilfe meiner Magd zog ich sie empor und nachdem ich sie festgemacht hatte, sodaß sie nicht losgehen konnte, machte ich Messer Aloise ein Zeichen heraufzusteigen. Aber sein und mein Misgeschick wollte, daß er, ohne daß er mir nur hätte die Hand berühren können, zu meinem unsäglichen Schmerze zu Boden stürzte. Er möge daher das frühere Geständniß zurücknehmen, daß er ein Dieb sei, und nur die Thatsache bekennen, wie sie ist, da ich mich nicht schäme, das Geständniß abzulegen. Hier sind die vielen Briefe, die er mir schrieb, um eine Unterredung mit mir zu erflehen und um meine Hand zu bitten. Hier ist die Leiter, welche bisher immer in meinem Schlafzimmer geblieben ist. Hier ist meine Dienerin, welche an Allem vermittelnd und unterstützend Theil nahm.

Messer Aloise gestand auf die Frage der Rathsherren, wie die Sache gegangen war. Er wurde nun ebenso von diesen Herren freigesprochen und wollte seine theure Geliebte als rechtmäßige Gemahlin heimführen. Der Fürst lobte sehr seinen Entschluß. Es gingen daher alle Verwandte beider Theile nach dem Hause Madonna Gismonda's, wo er sie zur allgemeinen Freude feierlich heirathete. Es wurde eine kostbare und äußerst prächtige Hochzeit veranstaltet und Messer Aloise lebte mit seiner Gattin lange Zeit in ungetrübtem Frieden. Madonna Luzia und Madonna Isotta gebaren mit der Zeit zwei schöne Söhnchen, was die Zufriedenheit ihrer Väter nicht wenig erhöhte. Sie lebten mit ihren Müttern ruhig zusammen und belachten unter sich in brüderlichem Einvernehmen oft den ihnen von ihren schlauen Gattinnen gespielten Streich. Das weise Urtheil des Fürsten in dieser Sache wurde in Venedig allgemein anerkannt und

vermehrte noch um Vieles den großen Ruhm seiner Klugheit. Er war auch in der That ein sehr kluger Fürst und vergrößerte durch seine Einsicht und seine Weisheit die Herrschaft des Freistaats, wurde aber doch zuletzt unverdientermaßen mit Undank belohnt und wegen seines hohen Alters der herzoglichen Würde entkleidet.

---

75. Das bezauberte Bildniß.

(1, 21.)

[Herr Manfredi von Correggio spricht:]

Ich weiß nicht, liebenswürdige und ehrenwerthe Frau Cecilia, ob ich so leichtsinnig auf eure Bitte hin mich zum Erzählen entschließen soll, da ich in diesem Geschäft nicht sonderlich geübt bin, während ich in dieser edeln und hochgeehrten Gesellschaft manche sehe, welche besser, als ich, und mehr zur allgemeinen Genugthuung, da sie darin geübt sind, sich darin ergehen würden, ich aber viel lieber Zuhörer, als Erzähler, wäre. Da jedoch immer eure höflichen Bitten bei mir für Befehle gelten sollen, will ich, so gut ich kann, eine Geschichte erzählen, welche mir vor einigen Jahren Herr Niccolò von Correggio mein Oheim mitgetheilt hat, als er aus dem Königreich Ungarn zurückkehrte, wohin er aus Auftrag des Herzogs Lodovico Sforza gegangen war, um den Herrn Donno Ippolito von Este Cardinal von Ferrara zu begleiten, welcher das Bisthum Gran in Besitz nehmen wollte. Wißt denn — um also auf die Erzählung zu kommen — daß Matthias Corvinus, wie alle hier Anwesenden wohl von Hörensagen vernommen haben werden, König von Ungarn war, und als ein sehr kriegerischer weitsehender Mann war er der erste berühmte Ungarkönig, den auch die Türken fürchteten.

Nebst andern ausgezeichneten Eigenschaften, die er besaß, sowol im Waffenwerk als in den Wissenschaften, war er der freigebigste und höflichste Fürst seines Zeitalters. Er hatte zur Gemahlin die Königin Beatrix von Aragon, die Tochter des Königs Ferdinand's des alten von Neapel und Schwester der Mutter Alfonso's des nunmehrigen Herzogs von Ferrara, die in Wahrheit eine höchst vortreffliche Frau war in Wissenschaften und in Sitten und mit allen andern Tugenden geschmückt, die für eine Frau aus jedem Stande eine Zier wären. Sie war nicht minder höflich und freigebig, als der König Matthias ihr Gemahl, und ihr einziges stündliches Trachten ging darauf, alle diejenigen zu ehren und zu belohnen, welche es aus irgend einem Grunde zu verdienen schienen, sodaß im Hause dieser zwei hochherzigen fürstlichen Personen ausgezeichnete Männer jeder Art und von allen Nationen aus- und eingingen, und jeder war nach seinem Verdienst und Range wohlgelitten und unterhalten. In jener Zeit lebte ein böhmischer Ritter, ein Vasall des Königs Matthias (denn er war auch König von Böhmen), welcher einem sehr edeln Hause angehörte und von Person sehr wacker und in den Waffen geübt war. Dieser verliebte sich in ein sehr schönes Mädchen, welche aus guter Familie stammte und für die Schönste in der Gegend galt; sie hatte einen Bruder, der, obwol adelich, doch arm und mit Glücksgütern nicht eben gut versorgt war. Der böhmische Ritter war ebenfalls nicht sehr reich und hatte nur ein einziges Schloß, wo er nur mit großer Einschränkung standesgemäß sich zu unterhalten wußte. Als dieser demnach sich in das schöne Mädchen verliebt, erbat er sich dieselbe von ihrem Bruder und erhielt sie zur Frau, jedoch mit sehr geringer Ausstattung. Bisher hatte er seine Armuth noch nicht so sehr empfunden; nachdem er aber eine Frau in sein Haus eingeführt hatte, gingen ihm die Augen auf und er begann zu bemerken, wie gering er ausgerüstet war und wie schwer er sich

von dem kleinen Einkommen aus seinem Schloßgute erhalten könne. Als ein edler und rechtschaffener Mann wollte er seine Unterthanen nicht mit außerordentlichen Abgaben belasten, begnügte sich vielmehr mit den Steuern, die sie schon seinen Vorfahren zu entrichten gewohnt gewesen waren, deren Betrag aber sehr unbedeutend war. Er erkannte nun bald, daß hier eine außerordentliche Abhilfe Noth thue, und so fiel es ihm ein, nach vielen und verschiedentlichen Überlegungen, sich an den Hof in den Dienst des Königs Matthias seines Lehensherrn zu begeben, dort eine Probe von sich abzulegen und sich dermaßen anzustellen, daß er mit seiner Gattin einen standesgemäßen Unterhalt daselbst fände. Aber so groß und glühend war die Liebe, die er für seine Frau hegte, daß es ihm nicht möglich schien, eine Stunde ohne sie zu leben, geschweige ohne sie lange am Hofe zu bleiben. Denn sie an die Residenz des Hofes mitzunehmen und dort bei sich zu behalten, war nicht nach seinem Geschmacke. Er besann sich daher den ganzen Tag über diese Angelegenheit und wurde ganz schwermüthig. Seiner Gattin, einer klugen und scharfblickenden jungen Frau, entging das Gehaben ihres Mannes nicht. Sie fürchtete, er möchte über etwas mit ihr unzufrieden sein und sprach daher eines Tages zu ihm: Mein theurer Gemahl, wenn ich nicht glaubte euch zu misfallen, würde ich gerne euch um eine Gnade bitten.

Verlangt, antwortete der Ritter, was euch beliebt. Sofern ich es irgend im Stande bin, will ich von Herzen gern thun, was ihr begehret; denn euch gefällig zu sein ist mir so wichtig, als das eigene Leben.

Darauf bat ihn denn die Frau bescheidentlich, ihr die Ursache seiner Unzufriedenheit zu entdecken, die er in seinem Aussehen zeige. Man sehe, er sei viel übler aufgelegt, als sonst, und thue nichts, als seufzend nachsinnen und fliehe alle Gesellschaft, die ihm sonst so angenehm gewesen. Als der Ritter den Antrag der Frau

hörte, sagte er nach kurzem Bedenken: Meine theuerste Gattin, ihr wollt den Beweggrund meines düstern Sinnens wissen und erfahren, warum ich so schwermüthig geworden bin: so erfahrt ihn! Alle meine Gedanken, in die ihr mich so tief versunken seht, gehen damit um, wie ich Mittel und Wege auffinden könne, euch und mir ein unserem Stande gemäßes ehrenvolles Leben zu bereiten; denn in Vergleich mit unserer Abkunft leben wir gar armselig; und der Grund ist, daß unsere Väter die von unsern Großvater ihnen vererbten Güter verschwendet haben. Indem ich nun hierüber den ganzen Tag nachdachte und auf verschiedene Vorstellungen verfiel, wußte ich kein anderes Mittel aufzutreiben, als eines, das meine Phantasie auf das Lebhafteste beschäftigt, nämlich an den Hof unseres Oberherrn Königs Matthias mich zu verfügen, dem ich schon von den Kriegszeiten her bekannt bin. Ich kann nicht anders glauben, als daß er gut für mich sorgen und sich mir gnädig erzeigen werde; denn er ist ein freigebiger Fürst, der tüchtige Männer liebt, und ich werde mich so halten, daß wir mit seiner Gunst und Gnade besser leben können, als jetzt; und ich befestige mich in dieser Ansicht um so mehr, als ich schon vormals unter den Woiwoden von Siebenbürgen gegen die Türken gefochten habe und damals von dem Grafen von Cilley aufgefordert worden bin, in die Dienste des Königs zu treten. Da ich aber andererseits glaube, euch hier ohne meine Gesellschaft lassen zu müssen, kann ich mich unmöglich darüber beruhigen, daß ich mich von euch entfernen soll, einmal, weil ich mich nicht entschließen kann, ohne euch, meine Einziggeliebte, zu leben, und dann, weil ich fortwährend fürchte, wenn ich euch so jung und schön sehe, dadurch eine Schmach zu erleben. Sobald ich weg wäre, fürchte ich, könnten Barone und Edelleute vom Lande sich beeifern, eure Liebe zu gewinnen. Sobald dies geschähe, würde ich mich für entehrt halten und könnte mich nicht mehr unter rechtschaffenen Leuten

sehen lassen. Dies ist die ganze Fessel, die mich hier hält, sodaß ich für unsern Vortheil zu sorgen nicht im Stande bin. Ihr habt nun, meine theuerste Gattin, die Ursache meiner Nachdenklichkeit vernommen.

Nach diesen Worten schwieg er. Die starke großherzige Frau, welche ihren Gatten grenzenlos liebte, als sie hörte, daß er seine Auseinandersetzung geendigt hatte, antwortete ihm mit heiterem freundlichem Gesichte also: Ulrich (so hieß der Ritter), auch ich habe oft und viel an die Größe eurer und meiner Vorfahren gedacht, von der, wie mir scheint, wir uns ohne unser Verschulden ziemlich entfernt haben; dabei habe ich mich besonnen, was für ein Mittel sich auffinden ließe, um uns besser auszurüsten, als wir es sind, denn wiewol ich ein Weib bin und ihr Männer uns Weiber des Kleinmuths beschuldigt, so fühle ich doch in mir das Gegentheil davon und habe vielleicht höheren Muth und Ehrgeiz, als ich sollte; auch ich möchte gerne den Rang behaupten können, welchen meine Mutter, so viel ich mich erinnere, einnahm. Nichts desto weniger weiß ich mich solchergestalt zu mäßigen, daß ich mich willig mit alle dem zufriedenstelle, was euch gefällig ist. Um aber zur Sache zu kommen, sage ich euch, daß auch ich, wie ihr thut, unsere Umstände bedenkend zu der Erkenntniß gelangt bin, daß ihr als ein junger kräftiger Mann nichts Besseres zu thun vermöget, als bei unserem König Dienste zu nehmen; und jetzt halte ich es um so mehr für vortheilhaft, als ich vernommen habe, daß schon früher der König euch vom Kriege her kennt. Ich gebe mich deshalb gerne der Hoffnung hin, daß der König, welcher die Vorzüge anderer immer mit Geschick zu schätzen weiß, euch ganz gewiß würdig und nach Verdienst belohnen wird. Ich wagte euch diesen meinen Gedanken nicht auszusprechen, aus Furcht, euch zu beleidigen. Jetzt habt ihr mir aber den Mund selbst geöffnet und ich will nicht unterlassen, euch meine Ansicht zu sagen. Thut nunmehr, was euch

gefällt und was am meisten mit eurer Ehre und eurem Vortheil übereinstimmt. Was mich betrifft, so bin ich zwar ein Weib und, wie ich zuvor schon gesagt habe, von Natur eitel; ich möchte gerne bei andern geehrt sein und mich öffentlich geschmückter und prächtiger zeigen, als andere; da jedoch unsere Glücksumstände sind, wie wir sehen, würde ich gerne die Zeit, die wir noch zu leben haben, fortwährend mit euch in diesem unserem Schlosse zubringen, wo uns, Gott sei Dank, nichts abgeht, um uns ehrbar durchzubringen und uns mit allem zu versehen, was wir brauchen, wofern wir uns an dem Nothwendigen genügen lassen und unsere Einkünfte bescheidentlich und mäßig eintheilen. Wir können hier mit zwei bis drei Dienern und zwei bis drei Frauen ganz bequem bestehen, noch ein Paar Reitpferde halten und somit ein heiteres und ruhiges Leben führen. Wenn wir einmal Söhne bekommen und sie das Alter erreichen, wo sie dienen können, so bringen wir sie an den Hof und zu andern Baronen. Wenn sie sich dann gut halten, so können sie sich Ehre und Vermögen sammeln; bringen sie es aber zu nichts oder zu wenig, so ist es ihr Schaden. Gott weiß, mein größtes Vergnügen wäre es, wenn wir die Zeit, die uns zu leben übrig ist, immer miteinander zubringen könnten, in Glück und Unglück. Da ich aber einigermaßen eure Gesinnung kannte, welche ein Quintchen Ehre höher achtet, als alles Gold der Welt, und euch so mislaunisch sah, glaubte ich immer, wiewol mir auch andere Gedanken durch den Sinn gingen, das Ganze komme daher, entweder, daß ihr euch mit mir nicht befriedigt fühlt, oder daß es euch leid thue, euch nicht in den Waffen üben zu können und unter andern geehrten Rittern keine eurer würdige Stelle zu behaupten. Da ich euch nun mehr liebe, als alles in der Welt, war immer mein Wunsch der, daß alle eure Wünsche auch die meinigen seien; und so lange mir vergönnt sein wird zu leben, soll das fortwährend so bleiben, da ich euer

Vergnügen weit mehr liebe, als mein Leben. Wenn ihr daher entschlossen seid, in die Dienste des Königs Matthias zu gehen, so werde ich den Schmerz, der mich ganz sicher über eure Entfernung befallen wird, durch das Vergnügen versüßen, das ich fühlen werde bei der Wahrnehmung, daß ihr ein so löbliches Verlangen, wie das eurige ist, befriedigt, und durch die süße Erinnerung an euch werde ich meine Gedanken vertreiben, in der Hoffnung, euch einst viel froher wiederzusehen, als ihr jetzt seid. Was sodann das betrifft, daß ihr sagt, ihr fürchtet, ich möchte gegen solche zu kämpfen haben, welche meine Keuschheit angreifen und euch und mir die Ehre rauben wollen, so versichere ich euch, wenn ich nicht völlig den Verstand verliere, so geht mein fester Entschluß dahin, lieber zu sterben, als je in einem Pünktchen meine Sittsamkeit zu beflecken. Hierfür weiß ich aber freilich kein anderes Pfand zu bieten, als mein aufrichtiges Wort; wenn ihr dieses kenntet, wie ich es von jeher fest und unverletzt erhalten, so würdet ihr euch sicher damit befriedigen und nie das geringste Fünkchen von Verdacht darüber euch in den Sinn kommen. Da ich euch also hierüber keine andere Sicherheit geben kann, muß ich auf die künftige Bethätigung meines Versprechens verweisen, in der Hoffnung, daß das Leben, das ich führen werde, so sein wird, daß ich jeden Tag darüber Rechenschaft ablegen kann. Jede Art und Weise jedoch, die euch gefällt, um zu eurer Versicherung mich auf die Probe zu stellen, wird mir äußerst angenehm sein, da mein höchster Wunsch ist, euch zufrieden zu stellen. Und wenn es euch einfiele, mich in einen dieser Burgthürme zu schließen, bis ihr zurückkehrt, so würde ich gerne als Einsiedlerin dort leben, wenn ich nur weiß, daß ich etwas thue, was euch Freude macht.

Der Ritter hörte mit größtem Vergnügen die Antwort der Frau, und als sie fertig war, sagte er zu ihr: Meine theuerste Gattin, eure Seelengröße verdient alles

Lob und es ist mir sehr erfreulich, daß ihr meiner Ansicht seid. Auch gewährt es mir unschätzbares Vergnügen, euren festen Vorsatz zu hören, unsere Ehre rein zu erhalten, und ich ermahne euch, auf dieser Bahn auszuharren und nicht zu vergessen, daß, sobald eine Frau ihre Ehre verloren hat, sie alles verloren hat, was sie in diesem Leben besitzen kann, und nicht mehr eine Frau genannt zu werden verdient. Den euch mitgetheilten Plan werde ich wol seiner Wichtigkeit halber nicht so geschwind ausführen; sobald ich aber zur Verwirklichung komme, versichere ich euch, daß ich euch hier als unumschränkte Gebieterin über Alles zurücklassen werde. Unterdessen will ich noch weiter darüber nachdenken, was uns frommt, und mich mit Freunden und Verwandten berathen, sodann aber mich an das halten, was man für das Beste ansehen wird. Laßt uns daher heiter leben!

Weil nun den Ritter im Allgemeinen weiter nichts bekümmerte, als sein Zweifel über seine Gattin, da er sie so zart und schön sah, so sann er jetzt darauf, wie sich ein Mittel für ihre Sicherheit finden lasse. Bald darauf, während er hierüber nachdachte, begab es sich, daß der Ritter eines Tages in Gesellschaft mit einigen Edelleuten war und unter mannichfaltigen Gesprächen auch einer ein Ereigniß erzählte, das einem Edelmann des Landes begegnet war. Dieser hatte die Liebesgunst einer Frau gewonnen mittels eines alten Polen, der im Rufe stand, ein großer Zauberer zu sein und als Arzt in Chozen*) einer Stadt in Böhmen lebte, wo Silber- und andere Bergwerke in Menge sich befinden. Der Ritter, der sein Schloß nicht weit von Chozen hatte, begab sich dahin unter dem Vorwande eines Geschäfts und ging zu dem betagten Polen, mit dem er lange

*) Cuziano. Ich weiß nicht, ob ich recht übersetze; ist vielleicht Chotusitz gemeint, oder gar Kuttenberg, lat. Cuttna? Chozen liegt an der Adler. E. v. Bülow blos: in einer kleinen böhmischen Bergstadt.

sprach und an den er das Verlangen stellte, gleichwie er bereits jemand beigestanden habe, um sich Liebe zu erwerben, so auch ihm die Art und Weise anzugeben, wie er sich davor bewahren möge, daß ihm seine Gattin nichts zu leid thue und ihn nicht mit Hörnern schmücke. Der Pole, der in Zaubersachen, wie ihr gehört habt, sehr bewandert war, sagte zu ihm: Mein Sohn, du forderst von mir etwas Großes, was ich nicht ausführen kann; außer Gott kann dir niemand die Keuschheit eines Weibes sicherstellen, denn sie sind von Natur gebrechlich und sehr zur Wollust geneigt, sodaß sie sich leicht den Bitten der Liebhaber fügen, und es gibt wenige, die, wenn man sie bittet und bestürmt, fest bleiben; diese wenigen aber verdienen jede Achtung und Verehrung. Indessen besitze ich allerdings ein Geheimniß, womit ich zum guten Theil deine Bitte doch erfüllen kann; es besteht nämlich darin, daß ich dir mit meiner Kunst im Zeitraum von wenigen Stunden ein kleines Frauenbildchen aus einem besonderen Stoffe herstellen kann, das du dann beständig in einem kleinen Büchschen in deinem Beutel bei dir tragen und täglich, so oft du willst, betrachten kannst. Wenn deine Frau dir die eheliche Treue nicht verletzt, so wird dir das Bild immer so schön und farbig erscheinen, wie ich es verfertigt und als käme es eben erst aus der Hand des Malers; dächte sie hingegen daran, ihren Leib einem andern Manne zu ergeben, so wird das Bild blaß; und wenn es zur Ausführung kommt, daß sie wirklich einem andern ein Recht bei sich einräumt, so wird das Bild plötzlich schwarz wie eine verglommene Kohle und stinkt so heftig, daß alle Umstehenden den Gestank auf unverkennbare Weise empfinden; so oft sie in Versuchung geführt wird, nimmt das Bildniß jedesmal eine goldgelbe Farbe an.

Das wunderbare Geheimmittel stand dem Ritter sehr gut an und er glaubte daran so fest, wie an das wahrste und unzweifelhafteste Ding auf Erden, weil er ganz

befangen von dem großen Rufe war, dessen der Pole und seine Kunst genoß; denn die Chozener wußten davon die unglaublichsten Dinge zu erzählen. Nachdem er mit ihm über den Preis einig geworden war, bekam er das schöne Bild und kehrte damit ganz vergnügt in sein Schloß zurück. Er blieb daselbst noch einige Tage, dann aber beschloß er, an den Hof des glorreichen Königs Matthias zu gehen, und offenbarte seinen Entschluß seiner Frau. Er brachte sodann sein Hauswesen in Ordnung, übergab die Leitung des Ganzen seiner Gemahlin, und nachdem alles gerüstet war, was er zu seiner Reise brauchte, ging er, so schwer und schmerzlich ihm auch die Trennung von seiner Frau war, hinweg und verfügte sich nach Stuhlweißenburg, wo sich dazumal der König Matthias und die Königin Beatrix befanden, von welchen er freudig aufgenommen und gern gesehen wurde. Er war noch nicht lange am Hofe, so hatte er sich schon allgemein sehr beliebt gemacht. Der König, den er schon früher gekannt hatte, setzte ihm einen anständigen Jahrsgehalt aus und bediente sich seiner in vielen Geschäften, welche er alle nach dem Willen des Königs ausführte. Alsdann zur Vertheidigung eines gewissen Platzes abgesandt, den die Türken unter der Anführung Mustafa Paschas belagerten, führte er diesen Krieg solchergestalt, daß er die Ungläubigen über ihre Landesgrenze zurücktrieb und sich den Ruhm eines wackern und tapfern Kriegers und klugen Hauptmanns erwarb. Dies erhöhte noch sehr die Gunst und Gnade des Königs, sodaß er neben Geld und Geschenken, die er täglich empfing, auch noch ein Schloß mit guten Einkünften zum Lehen erhielt. Der Ritter meinte daher eine sehr gute Wahl getroffen zu haben, indem er sich an den Hof in die Dienste des Königs begeben hatte, und pries Gott dafür, der es ihm eingegeben, in der Hoffnung, es täglich besser zu bekommen. Und er lebte um so zufriedener und glücklicher, da er täglich wiederholt das kostbare Büchschen hervor-

zog, worin das Bild der Frau sich befand, das er immer so schön und so wohlgefärbt sah, wie wenn es eben jetzt erst gemalt worden wäre. Am Hofe ging das Gerücht, Ulrich habe in der Heimat die schönste und anmuthigste junge Frau von Böhmen und Ungarn zur Ehe. Als nun einmal viele Hofleute in Gesellschaft beisammen waren, worunter auch unser Ritter, sagte ein ungarischer Baron zu ihm: Wie kann das sein, Herr Ulrich, daß ihr nunmehr etwa anderthalb Jahre von Böhmen weg seid, ohne je nach Hause zu gehen und nach eurer Frau zu sehen, die, wie man allgemein versichert, so schön ist? Offenbar liegt sie euch nicht sehr am Herzen.

Ei freilich liegt sie mir am Herzen, antwortete Ulrich, und ich liebe sie wie mein Leben; vielmehr ist das, daß ich sie so lange Zeit nicht besucht habe, kein kleiner Beweis für ihre Tugend und meine Treue; für ihre Tugend, insofern sie damit zufrieden ist, daß ich meinem König diene und es ihr genügt, wenn wir häufig von einander Nachricht haben, da es uns allerdings nicht an Gelegenheiten fehlt, uns briefliche Besuche abzustatten. Meine Treue sodann und die Verpflichtung, die ich gegen den König unsern Herrn zu haben bekenne, von welchem ich so viele und große Wohlthaten empfangen habe, und die fortwährende Kriegsunruhe von den Feinden Christi an der Grenze sind bei mir viel kräftiger, als die Liebe zum Weibe; und meine Pflicht gegen den König muß über die eheliche Liebe um so mehr die Oberhand behaupten, als ich weiß, daß ich der Treue und Beständigkeit meiner Gattin sicher sein kann, da sie nicht allein schön, sondern auch sittsam, wohl erzogen und sehr auf ihre Ehre bedacht ist, und mich mehr als alles auf der Welt werth hält und wie ihre Augen liebt.

Das ist ein großes Wort, versetzte der ungarische Baron, daß ihr behauptet, der Treue und Keuschheit eurer Gattin sicher zu sein, die ganz gewiß selber nicht darauf schwören würde. Denn ein Weib, das heute

noch gegen alle Bitten und Geschenke der ganzen Welt unempfindlich erscheint, wird sich morgen schon von einem einzigen Blicke eines Jünglings, einem einfachen Worte, einer heißen Thräne und kurzer Bitte erweichen und dem Liebhaber ganz und unbeschränkt in die Gewalt geben. Und wer ist oder war jemals, der diese Sicherheit haben kann? Wer kennt die Heimlichkeiten der Herzen, welche undurchdringlich sind? Ich glaube gewiß niemand außer unser Herrgott. Das Weib ist von Natur veränderlich und beweglich und das ehrgeizigste Geschöpf unter der Sonne. Wo um des Himmels willen ist das Weib, das nicht wünscht und verlangt, geschmeichelt, begehrt, umworben, verehrt und geliebt zu werden? Und gar oft geschieht es, daß die, so für die schlausten gelten und mit falschen Blicken verschiedene Liebhaber abzuspeisen vermeinen, gerade am ehesten und unvermerkt ihren Kopf in die Schlingen der Liebe bringen und sich so darein verwickeln, daß sie, wie Vögel, die an der Leimruthe gefangen sind, sich nicht mehr losmachen können. Darum, Herr Ulrich, sehe ich nicht ein, wie eure Frau mehr als andere, die von Fleisch und Bein sind, vom Himmel ein Vorrecht erhalten haben soll, daß sie nicht bestochen werden kann.

Meinetwegen, antwortete der böhmische Ritter. Ich will ja glauben, daß es so ist, und mich überreden, daß ihr Recht habt, jeder kennt das Seine und der Narr weiß besser, was er hat, als seine Nachbarn, so weise diese auch sind. Glaubet, was euch gut dünkt! Ich verbiete es euch nicht; aber laßt mich auch glauben, was mir angenehm ist und mir ansteht. Mein Glaube kann euch ja nicht schaden und eure abweichende Ansicht bringt mir keinen Nachtheil, da es ja jedem freisteht in ähnlichen Begegnissen, zu glauben, was ihm am meisten gefällt.

Es waren noch viele andere Herren und Edelleute vom Hofe bei diesem Gespräche zugegen und (wie wir

das manchmal sehen) der eine sagte dies, der andere jenes. Es stellten sich daher gar verschiedene Meinungen über diese Angelegenheit heraus. Denn die Menschen sind nicht alle von gleicher Gemüthsverfassung, und viele machen sich glauben, mehr zu wissen, als ihre Nebenmenschen, und sind auf ihre Hirngespinnste so versessen, daß sie der Vernunft gar kein Gehör geben, als bestände eine vernünftige Unterhaltung in Lärm und Geschrei. Die ganze Sache wurde nun der Königin gemeldet. Diese war eine Frau, welche Hader und Zwietracht bei Hofe entschieden misbilligte; sie ließ daher diejenigen zu sich rufen, welche mit einander gestritten hatten, und verlangte, daß man ihr genau das gepflogene Gespräch melde. Nachdem sie es angehört, sagte sie, allerdings könne in dieser Angelegenheit jeder nach Gefallen glauben, was er wolle; es wäre aber eine anmaßende tollkühne Thorheit, alle Frauen auf gleiche Weise beurtheilen zu wollen, wie man es auch für den größten Irrthum erkennen müsse, wollte man behaupten, alle Männer haben gleichen Charakter, während man doch tagtäglich das Gegentheil offen sehe; denn bei Männern und Frauen ist ein so großer Unterschied und Mannichfaltigkeit in den Naturen, als es Köpfe giebt; und zwei Brüder und zwei Schwestern, die mit einander geboren sind, werden meistentheils von entgegengesetztem Temperament und von ganz verschiedenem Charakter sein, und was dem einen gefällt, wird dem andern misfallen.

Die Königin schloß daher, sie sei vollkommen überzeugt, daß der böhmische Ritter Recht habe, von seiner Frau zu glauben, was er glaube, da er ja lange Zeit mit ihr umgegangen sei, und er handle hierin klug, weise und vorsichtig. Da nun, wie man sieht, die menschlichen Gelüste unersättlich sind und ein Mensch kühner ist, als der andere, ja, um es besser zu sagen, hartnäckiger und verwegener, so waren daselbst am Hofe zwei ungarische Barone, welche mit dem Kopf oben hinaus wollten und

die Königin folgendermaßen anredeten: Gnädigste Frau, ihr thut als Frau wohl daran, die Ehre eures Geschlechts zu vertheidigen, aber wir getrauen uns wohl, wenn wir da wären, wo sich diese Frau von Marmor aufhält, und wir sie sprechen könnten, ihr diamantenes Herz zu überwältigen und sie dahin zu bringen, uns zu Willen zu sein.

Ich weiß nicht, was geschehen würde, antwortete der böhmische Ritter, noch was ihr thun würdet; aber das weiß ich wohl, daß ich mich nicht täusche.

Es wurde noch Vieles gesprochen, der Streit erhitzte sich auf diese Äußerungen beiderseits von Neuem, und die beiden allzu zuversichtlichen Barone erklärten endlich mit einem Schwure, sie beharren auf ihrer Behauptung und verpfänden alle ihre beweglichen und unbeweglichen Güter dafür, daß sie binnen fünf Monaten, vorausgesetzt, daß Herr Ulrich sich verpflichte, inzwischen seine Gattin weder zu besuchen, noch zu warnen, dieselbe dahin bringen wollen, ihre Wünsche zu erfüllen. Die Königin und alle, welche diesen Vorschlag vernahmen, erhoben darüber ein großes Gelächter und verspotteten die beiden. So bald sie dies sahen, sagten sie: Ihr meint vielleicht, gnädigste Frau, wir reden nur in Schimpf und Scherz; es ist uns aber vollkommen Ernst und wir wünschen, die Probe zu bestehen, damit man sehe, welche von beiden Meinungen die richtige sei.

Mittlerweile hatte König Matthias selbst von der Sache gehört und kam jetzt dahin, wo sich die Königin befand, welche sich große Mühe gab, den beiden Ungarn ihren Wahnsinn auszureden. Als der König kam, baten ihn die beiden Barone zu geruhen, Herrn Ulrich anzuhalten, da er sich nicht freiwillig dazu verstehe, den Vertrag mit ihnen einzugehen, wobei sie sich verbindlich machen, alle ihre Habe zu verlieren, welche dann der König frei dem Herrn Ulrich schenken könne. Geschehe aber das, was sie voraussagen, so solle Herr Ulrich ver-

sprechen, es seiner Frau nicht entgelten zu lassen, aber seine falsche Ansicht aufgeben und glauben, daß die Frauen von Natur geneigt sind, den Bitten der Liebhaber ein williges Ohr zu leihen. Der böhmische Ritter, welcher an die Keuschheit und eheliche Treue seiner Frau so fest glaubte, wie an das Evangelium, und sich an die Unbeflecktheit seines Zauberbildes hielt, welches er die ganze Zeit seiner Abwesenheit über nie bleich noch schwarz gesehen hatte, wohl aber manchmal gelb, je nachdem sie zuweilen von einem um Minne war angegangen worden, aber gleich darauf seine natürliche Farbe wieder bekam, sagte zu den ungarischen Baronen: Ihr habt euch in eine große Gefahr geschwatzt; so will ich denn auf die Sache eingehen mit dem Beding, daß ich hernach mit meiner Frau nach meinem Gutdünken verfahren darf. Übrigens will ich auch alle meine Habe in Böhmen neben dem einsetzen, was ihr verpfänden zu wollen erklärt habt, und behaupte, daß ihr meine Frau nimmermehr dahin bringen werdet, euren Willen zu thun; auch will ich weder gegen sie, noch gegen sonst jemand die Sache mit einem Worte erwähnen.

Es wurde deshalb noch Vieles herüber und hinüber verhandelt und zuletzt erklärte der Böhme in Gegenwart des Königs und der Königin, durch die Verwegenheit der beiden Ungarn von Neuem angereizt: Dieweil denn Herr Wladislaw und Herr Albert (so hießen die zwei Ungarn) also dringend verlangen, ihr Wagniß zu bestehen, bin ich, wofern es mit eurer Huld und Gunst geschehen kann, ehrfurchtgebietender König und gnädigste Königin, ihrem Begehren zu willfahren bereit.

Und was uns betrifft, versetzten die Ungarn, so bestätigen wir neuerdings, was wir gesagt haben.

Der König bestrebte sich zwar wiederholt, die Zwistigkeit beizulegen; von den zwei Ungarn aber unablässig gedrängt ließ er am Ende über die Bedingungen des Vertrags eine königliche Verordnung ausfertigen, die er

eigenhändig vollzog. Als die beiden Barone den königlichen Erlaß sahen, nahmen sie davon eine Abschrift, und ebenso that der Böhme. Die beiden Ungarn brachten ihre Angelegenheiten in Ordnung und beschlossen unter sich, Herr Albert solle zuerst sein Glück versuchen bei seiner Frau, und nach sechs Wochen solle auch Herr Wladislaw hingehen. Herr Albert ging mit zwei Dienern ab und begab sich gerades Wegs nach dem Schlosse des Böhmen. Dort angelangt stieg er in einer Herberge des Dorfes ab, zog Erkundigungen ein über die Frau und hörte, daß sie sehr schön und über die Maßen ehrbar sei und ihren Gatten über Alles in der Welt liebe. Dessenungeachtet ließ er sich nicht abschrecken, sondern legte Tags darauf reiche Kleider an und wanderte nach dem Schlosse, wo er der Dame sagen ließ, daß er ihr aufzuwarten wünsche. Anmuthreich, wie sie war, ließ sie ihn eintreten und empfing ihn auf das Freundlichste. Der Baron erstaunte sehr über die Schönheit und die Reize der Dame und über die ehrbare und feine Sitte, die ihr eigen war. Als sie sich sodann gesetzt hatten, sagte er, der Ruf von ihrer hohen Schönheit habe ihn bewogen, den Hof zu verlassen und hierher zu kommen, sie zu sehen, und er finde sie in Wahrheit noch unendlich schöner und lieblicher, als er habe erwarten können. Und mit dem begann er ihr viel eitle Dinge vorzuschwatzen, sodaß sie bald merkte, auf was es losgehe und welchem Ziel sein Schifflein zusteuere. Deshalb strebte sie, ihn allmälig treuherzig zu machen und auf verliebte Reden zu bringen, damit er desto eher in seinen Hafen einlaufe. Der Baron, der eben nicht war, was er sich einbildete, sondern unerfahren und leichtgläubig genug, hörte nicht auf zu schwatzen, bis er damit herausplatzte, daß er heftig in sie verliebt sei. Die Frau that zwar allerdings spröde gegen sein Geschwätz, unterließ aber nicht, sich freundlich gegen ihn zu bezeugen, sodaß der Ungar in zwei bis drei Tagen gar

nichts that, als sie mit seiner Liebe bestürmen. Die Dame sah bald, daß sie es mit einem kaum flügge gewordenen Vogel zu thun hatte, und setzte sich daher vor, ihm einen solchen Streich zu spielen, daß er immer an sie denken solle. Bald darauf gab sie sich nämlich das Ansehen, als könne sie seinen Streichen nicht länger widerstehen, und sprach zu ihm: Herr Albert, ich glaube, ihr seid ein großer Zauberer, denn ich fühle mich gedrungen, euren Willen zu thun, und will mir dabei nur so viel ausbedungen haben, daß mein Gatte es nicht erfahre, der mich sonst ganz sicher tödten würde. Und daß sich dessen niemand im Hause versehe, mögt ihr morgen, wie es eure Gewohnheit ist, zur Essenszeit auf das Schloß kommen, euch aber weder hier noch sonst wo aufhalten, sondern heimlich in das Gemach im Hauptthurme gehen, über dessen Thür das Wappen des Königreichs in Marmor ausgehauen ist, und den Eingang hinter euch verschließen. Ihr sollt das Gemach offen finden, ich komme dann bald auch hin und wir können nach bester Bequemlichkeit und ohne von jemand bemerkt zu werden (denn ich will sorgen, daß niemand in der Nähe ist) unserer Liebe uns freuen und uns die Zeit vertreiben.

Dieses Gemach war ein sehr festes Gefängniß, das in alten Zeiten gerade dazu gemacht war, um Edelleute darin festzuhalten, die man nicht umbringen, sondern lebenslänglich gefangen halten wollte. Mit dieser seiner Meinung nach äußerst günstigen Antwort hielt sich der Baron für den zufriedensten und glücklichsten Mann von der Welt und hätte mit keinem Könige tauschen mögen. Er dankte daher der Frau, so gut er wußte und konnte, schied von ihr und ging nach seiner Herberge zurück, das Herz von unendlicher Freude erfüllt. Am folgenden Tage zu der anberaumten Stunde erschien der Baron wirklich auf dem Schlosse, und da er niemand fand, trat er ein, ging nach der Anweisung der Frau geradezu nach dem

Gemache, fand es offen und machte hinter sich die Thüre zu, die sich von selbst abschloß. Die Thüre war so eingerichtet, daß man von innen nicht ohne Schlüssel öffnen konnte, und hatte überdies ein äußerst festes Schloß. Als nun die Burgfrau, welche nicht weit davon auf der Lauer stand, den Eingang zumachen hörte, verließ sie das Zimmer, worin sie sich befand, begab sich vor das Zimmer des Barons, verschloß und verriegelte es von außen und nahm den Schlüssel zu sich. Das Gemach war, wie gesagt, in dem Hauptthurm und darin war ein recht gutes Bett. Das Fenster, wodurch es Licht empfing, war so hoch, daß ohne Leiter kein Mensch hinaus schauen konnte. Im Übrigen war es ganz geeignet für ein anständiges Gefängniß. Sobald Herr Albert darin angelangt war, setzte er sich nieder und erwartete, gleichwie die Juden den Messias, die Frau, die ihm ihr Wort gegeben hatte, daß sie kommen werde. Während er nun in dieser Erwartung schwebte und sich tausend Hirngespinnste bildete, da hörte er einen kleinen Laden aufgehen, der in der Thüre seines Gemachs befindlich und so klein war, daß er kaum hinreichte, ein Brot und einen Becher Weins hinein zu bieten, wie man Gefangenen zu thun pflegt. Er meinte nicht anders, als jetzt komme seine Schöne, ihn zu besuchen und ihm ihre Liebe zu schenken, und als er aufstand, vernahm er durch die Öffnung die Stimme einer Zofe, die zu ihm sagte: Herr Albert, meine Gebieterin Frau Barbara (denn so hieß die Burgfrau) läßt euch durch mich sagen, daß, nachdem ihr hierher gekommen seid, um ihr ihre Ehre zu rauben, sie euch wie einen Dieb verhaftet habe und daß sie euch dafür auf eine Weise büßen lassen wird, die nach ihrem Gutdünken eurer Versündigung angemessen ist. Gesetzt also, daß ihr zu essen und zu trinken verlangt, derweil ihr hier drinnen steckt, so müßt ihr es euch durch Spinnen verdienen, wie die armen Frauen ihren Unterhalt. Das kann ich euch auch sagen, daß

eure Kost desto besser beschaffen sein und desto reichlicher ausfallen wird, je länger ihr euren täglichen Faden spinnt; im andern Falle werdet ihr auf Wasser und Brot gesetzt. Das schreibt euch ein für allemal hinter's Ohr, da niemand weiter ein Wort mit euch darüber reden wird.

Dies gesagt machte die Zofe den kleinen Laden wieder zu und ging zu ihrer Herrin zurück. Der Baron, der sich bis jetzt mit der Hoffnung geschmeichelt hatte, zur Hochzeit gekommen zu sein, und der, um besser seinen Postenlauf zu machen, am Morgen nichts oder wenig gegessen hatte, war bei dieser unerwarteten Ankündigung wie vom Donner gerührt. Als schwände ihm der Boden unter den Füßen, flohen plötzlich alle Lebensgeister von ihm, er verlor Kraft und Athem und sank ohnmächtig auf das Estrich seines Zimmers nieder, sodaß, wer ihn gesehen hätte, ihn eher für todt, als lebendig hätte halten müssen. Er blieb eine gute Weile so liegen, und als er wieder zu sich gekommen war, wußte er nicht, ob er träumte oder ob es wirklich wahr sei, was die Zofe ihm gesagt hatte. Da er endlich klar einsah und sich nicht ableugnen konnte, daß er wie ein Vogel im Käfig gefangen sei, so glaubte er vor Zorn und Wuth umkommen oder den Verstand verlieren zu müssen, und redete geraume Zeit wie ein Rasender irre, ohne zu wissen, was er beginnen solle. Den ganzen übrigen Tag lang schritt er im Zimmer auf und ab, faselte, seufzte, lästerte, drohte und verfluchte Tag und Stunde, da er den unseligen Gedanken gefaßt, eines andern Weib zu entehren. Es fiel ihm der Verlust seiner Güter ein, der daraus erfolgte, da sich der König selbst für die Giltigkeit des Vertrags verbürgt hatte. Zumeist schlug ihn aber doch die Vorstellung der Beschämung, des Hohns und der Schande nieder, die sein Abenteuer ihm bei Hofe zuziehen mußte, wenn es daselbst, wie es eben nicht anders sein konnte, verlautete, und es war ihm zuweilen, als würde ihm das Herz mit

zwei scharfen Zangen bis zur Bewußtlosigkeit gezwickt und endlich ausgerissen. Indem er also in dem Gemache wüthend auf und abrannte und sich da und dorthin wendete, sah er zufällig in einem Winkel desselben eine Kunkel stehen, woran Flachs angelegt und eine Spindel befestigt war. Er war auf dem Punkte, vom Zorne überwältigt, alles zu zerstören und entzweizuschlagen; aber dennoch unterließ er es, ich weiß nicht wie es kam. Es war zur Stunde des Abendessens, als die Zofe zu ihm zurückkehrte, das Fensterchen öffnete, den Baron begrüßte und zu ihm sagte: Herr Albert, ich will das Garn abholen, das ihr gesponnen habt, damit ich weiß, was ich euch für ein Abendbrot bringen darf.

War der Baron schon vorher böse gewesen, so bemächtigte sich seiner nunmehr der wildeste Grimm, und er begann ihr die ärgsten Schimpfreden von der Welt zu sagen, die man irgend einem Weibe von schlechtem Lebenswandel gesagt hat, und das Mädchen unanständig anzufahren, indem er sich herausließ, wie wenn er in Freiheit und auf einem seiner Schlösser wäre. Die von ihrer Gebieterin unterwiesene Zofe entgegnete lachend: Herr Albert, ihr thut meiner Treu nicht wohl daran, so das große Wort wider mich zu führen und mir solchen Schimpf anzuthun; denn solcher Wahnsinn hilft euch da drinne gar nichts. Ihr wißt ja doch das Sprichwort, daß der Knecht für den Herrn nichts kann. Meine Herrin will von euch wissen, was euch hierher geführt hat, und ob irgend jemand eures Kommens mitwissend ist. Das müßt ihr mir noch außer dem Spinnen sagen. Es ist mit euch so weit gekommen, daß euch das Messer an der Kehle steht, und ihr verliert unnöthigerweise Zeit und Mühe, wenn ihr euch einbildet oder bestrebt, ohne gesponnen und gebeichtet zu haben, von hinnen zu entkommen. Ergebt euch also geduldig in euer Schicksal, das einmal nicht zu ändern ist und wogegen es keine Abhilfe giebt; wollt ihr euch andere Gedanken machen,

so gebt ihr euch wahrlich unnöthige Mühe. Es ist fest und unwiderruflich beschlossen, daß ihr sonst nichts zu essen bekommt, außer ein wenig Brot und Wasser, wenn ihr nicht spinnt und sagt, ob jemand um den Zweck eures Hierherkommens weiß. Wollt ihr leben, so zeigt mir Faden und sagt, wie die Sache sich verhält; wo nicht, so bleibt ihr hier.

Als sie sah, daß er keinen Faden hatte, noch auch bereit war, ihre Frage zu beantworten, schloß sie das Thürchen, und der zur schlimmen Stunde gekommene Baron empfing an diesem Abend weder Brot noch Wein, sodaß er, weil es sich mit leerem Magen schlecht zu schlafen pflegt, in der Nacht kein Auge zuthat. So lange nun der Baron in diesem Gemache gefangen saß, wurden auf Befehl der Burgfrau auch die Diener und Pferde Herrn Alberts geschickt und heimlich hingehalten, und nebst seinen Sachen an einem sichern Orte untergebracht, wo sie mit Allem wohl versorgt wurden und ihnen nichts als die Freiheit mangelte. Öffentlich ließ sie das Gerücht verbreiten, Herr Albert sei nach Ungarn zurückgekehrt. Wenden wir uns nun zurück zu dem böhmischen Ritter! Sobald er wußte, daß einer der beiden anmaßlichen Ungarn den Hof verlassen und sich nach Böhmen aufgemacht hatte, betrachtete er tagtäglich sein bezaubertes Bild, um zu sehen, ob es die Farbe verändere. In den drei bis vier Tagen nun, wo der Ungar die Frau zu überreden strebte, wurde es jedesmal in den Stunden, wo er bei ihr war, gelb; gleich darauf aber gewann es seine natürliche Farbe wieder. Sobald er sah, daß es sich nicht mehr veränderte, hielt er es für sicher, daß der ungarische Baron abgewiesen worden sei und nichts ausgerichtet habe. Er fühlte sich dadurch außerordentlich befriedigt und meinte der Sittsamkeit seiner Frau völlig versichert sein zu können. Doch war er noch nicht ganz ruhig und sein Herz nicht durchaus zufrieden gestellt, aus Besorgniß, Herr Wladislaw, der

noch gar nicht abgereist war, könnte glücklicher sein, als sein Genosse und erobern, was der andere nicht zu erreichen verstanden habe. Der eingesperrte Baron hatte den Tag vor seiner Einkerkerung nicht geschlafen und die Nacht über nicht geschlafen; als nun der Morgen anbrach, beschloß er, nachdem er seine Lage vielfältig überdacht und erkannt hatte, daß es kein anderes Mittel gebe, sich zu befreien, als wenn er der Frau gehorche, aus der Noth eine Tugend zu machen. Er zog es also vor, um sein Leben zu fristen, die mit seinem Genossen dem Ritter getroffene Verabredung zu offenbaren und den Rocken vorzunehmen und zu spinnen. Zwar hatte er noch nie gesponnen; aber die Noth ist ein guter Lehrmeister und so fing er an, er ergriff besser, als er sich dachte, die Spindel, um zu spinnen, spann bald dick, bald zart, und auch von mittlerer Gattung, freilich ein so unförmliches Garn, daß jeder, der es sah, gewiß darüber lachen mußte. Er mühte sich nun mit dieser Beschäftigung den ganzen Morgen ab, und als es Mittag geworden, siehe da kam dieselbe Zofe wieder, öffnete das Fensterlein und fragte den Baron, ob er geneigt sei, den Grund anzugeben, der ihn nach Böhmen geführt, und wie viel Faden er gesponnen habe. Ganz beschämt erzählte er dem Mädchen Alles, was er mit Herrn Ulrich ausgemacht hatte, und zeigte ihr dann eine Spindel voll Garn. Das Mädchen sagte lächelnd: das Geschäft geht ja trefflich von Statten; der Hunger treibt den Wolf aus dem Wald; ihr habt sehr wohl daran gethan, mir die Wahrheit einzugestehen, und habt so gut gesponnen, daß ich hoffe, wir werden aus eurem Gespinnste unserer Gebieterin Hemden weben lassen, die sie als Bußgewand zur Kasteiung tragen kann, so oft ihr Fleisch sie ärgert.

Nach diesen Worten reichte sie dem Baron gute Speisen zu und ließ ihn im Frieden. Dann kehrte sie zu ihrer Gebieterin zurück, zeigte ihr den Faden und theilte ihr die ganze Geschichte mit von dem Vertrage, den Herr

Ulrich und die beiden ungarischen Barone mit einander abgeschlossen hatten. Obgleich entsetzt über die Schlingen, welche die Männer ihr gestellt hatten, war die Frau doch wieder sehr froh, daß die Sache so gegangen war und sie ihrem Manne von ihrer Treue und Ehrbarkeit einen solchen Beweis geben konnte. Sie nahm sich daher vor, diesen nicht eher von dem Geschehenen zu benachrichtigen, als bis auch Herr Wladislaw angekommen und von ihr nach Verdienst und Würden gezüchtigt sei für seinen leichtsinnigen und sittenlosen Dünkel, indem sie sich nicht genug verwundern konnte, wie die beiden Barone so tollkühn albern und anmaßend hätten sein können, ohne irgend sie zu kennen, ihr ganzes Vermögen auf ein so gewagtes Spiel zu setzen. Sie merkte wohl, daß es ihnen im Kopf fehlen müsse und daß sie nicht recht bei Trost sein können. Ich will nun aber nicht Schritt für Schritt alles Einzelne erzählen, wie es jeden Tag sich begeben, denn das gäbe eine gar zu lange und vielleicht langweilige Geschichte; ich sage also nur, der Baron in seinem Käfig lernte in kurzer Zeit ganz artig spinnen und spinnend seines Unglücks uneingedenk werden. Die Zofe ließ ihm in reicher Fülle gute und leckere Speisen herbeibringen, wollte aber seinen öftern Versuchen, sich mit ihr in ein Gespräch einzulassen, niemals Genüge leisten. Herr Ulrich betrachtete in jener Zeit immer und immer wieder sein schönes Bildniß, dessen Schönheit und Farbe nicht dem mindesten Wechsel unterlag. Es hatten schon mehrere Hofleute wiederholt wahrgenommen, wie der böhmische Ritter tausendmal des Tages seine Börse öffnete, ein kleines Büchschen herauszog und dessen Inneres aufmerksam betrachtete, bis er es wieder sorgfältig verschloß und in den Geldbeutel steckte. Er wurde auch von manchen befragt, was es damit für eine Bewandtniß habe; er wollte aber die Wahrheit keinem Menschen verrathen und es war natürlich, daß in seinen Vermuthungen eben so wenig

einer sie errieth. Wer in aller Welt hätte auch an eine solche Hexerei denken sollen? Doch hätten nicht allein die andern, sondern selbst der König und die Königin sich gern das Räthsel erklären lassen, was denn der böhmische Ritter so aufmerksam und so oft betrachte; indessen schien es ihnen nicht geeignet, von ihm darüber wirklich Aufschluß zu begehren. Es waren bereits über sechs Wochen verflossen, seit Herr Albert vom Hofe abgereist war, um ein Burgbewohner und großer Spinner zu werden; und wie nun Herr Wladislaw sah, daß Herr Albert nicht, wie er es mit ihm verabredet hatte, ihn durch Gesandte und Botschaften von seinen Erfolgen benachrichtigte, so gerieth er in Verlegenheit über das, was er thun sollte, und verfiel mit seinen Vermuthungen auf das verschiedenste Zeug. Er meinte endlich, sein Genosse sei glücklich an das Ziel seines Unternehmens gelangt und habe bei der Frau den ersehnten Apfel gepflückt; dann sei er in das weite und tiefe Meer seiner Wonne versunken, habe die getroffene Abrede vergessen und denke nun nicht mehr daran, ihn hiervon zu benachrichtigen. Deshalb beschloß er, sich auf den Weg zu machen und gleichfalls sein Glück zu versuchen. Er zögerte nun nicht lange mit der Ausführung seines Gedankens, traf seine Vorbereitungen zu der Reise und machte sich mit zwei Dienern zu Pferde auf den Weg nach Böhmen; er reiste ununterbrochen jeden Tag weiter, bis er zu dem Schlosse kam, welches die schöne und äußerst sittsame Frau bewohnte. Er stieg in dem Gasthause ab, in welchem sich auch Herr Albert zuerst aufgehalten, und indem er sich eifrig nach ihm erkundigte, erfuhr er, daß jener schon vorlängst wieder abgereist sei. Darob wunderte er sich gar sehr und wußte nicht, was er von der Sache halten solle. Er machte sich daher über den Verlauf der Angelegenheit manche, wenn auch nicht die rechten Gedanken, und nahm sich endlich vor, das zu versuchen, weshalb er von Ungarn herge-

kommen war. Indem er nun der Aufführung der Frau nachforschte, vernahm er, was in der Gegend die allgemeine Sage und Annahme war, nämlich daß sie ohne Gleichen anmuthig, sittsam, liebenswürdig und durchaus keusch sei. Die Frau wurde alsbald von der Ankunft des Barons in Kenntniß gesetzt, und da sie den Grund wußte, weshalb er kam, beschloß sie auch ihn mit der Münze zu zahlen, die er suche. Der ungarische Baron kam also am folgenden Tage auf das Schloß und ließ sagen, er wolle die Burgherrin, da er vom Hofe des Königs Matthias komme, besuchen und ihr seine Aufwartung machen. Er wurde dann vor ihr zugelassen und mit heiterer und freundlicher Miene empfangen. Man führte nun verschiedene Gespräche und die Frau zeigte sich sehr zuvorkommend und wie man sagt als heitere Gesellschafterin, sodaß Herr Wladislaw sich mit der Hoffnung schmeichelte, mit seinem Unternehmen bald zu Stande zu kommen. Doch wollte er bei diesem ersten Besuche nur im Allgemeinen seinen Plan vorbereiten; er sprach nur überhaupt davon, daß er von dem Rufe ihrer Schönheit, Anmuth, Liebenswürdigkeit und bezaubernden Sitte gehört, sodaß, als ihn seine Geschäfte nach Böhmen geführt, er nicht habe weggehen können, ohne sie gesehen zu haben, und daß er viel mehr an ihr gefunden, als der Ruf verkünde. Nachdem er mit diesem ersten Angriff fertig war, kehrte er in seine Herberge zurück. Als sich der ungarische Baron vom Schlosse entfernt hatte, nahm sich die Frau vor, dem Herrn Wladislaw die Zeit nicht zu lange zu machen, denn sie war gegen die beiden Ungarn in ihrem Herzen heftig erbittert, da sie dachte, sie haben sich doch gar zu anmaßend daher begeben, um wie öffentliche Mörder ihr die Ehre zu rauben und zu beflecken und sie in beständige Ungnade zu setzen bei ihrem Gatten, ja in Lebensgefahr zu bringen. Sie ließ daher ein anderes Zimmer zurecht machen, das an das seines Gefährten stieß, wo er spann;

und als Herr Wladislaw wieder kam, fing sie an ihm freundliche Blicke zuzuwerfen, sodaß er auf den Gedanken kommen sollte, sie sei in ihn verliebt. Und so dauerte es nicht lange, bis auch er im Käfig saß und die bekannte Zofe ihm durch ein Loch in der Thüre zu verstehen gab, wenn er leben wolle, so müsse er haspeln lernen, er solle in seinem Zimmer suchen, da werde er in einem Winkel eine Weife und mehrere Spulen Garn vorfinden.

Haltet euch nur dran, sagte sie, und verliert ja keine Zeit!

Wer dem Baron in diesem Augenblicke ins Gesicht geschaut hätte, würde es vielmehr für das eines Marmorbilds, als eines Menschen gehalten haben; gleich darauf aber bemächtigte sich seiner eine solche Wuth, daß er gänzlich von Sinnen gekommen zu sein schien. Als er sodann einsah, daß ihm nichts übrig blieb, als zu gehorchen, fing er, nachdem der erste Tag vorüber war, an zu haspeln. Als sie es so weit gebracht hatte, gab die Burgfrau die Diener des Herrn Albert frei und ließ sie gleichwie die des Herrn Wladislaw vor die Kerker ihrer Gebieter führen und zuschauen, wie sie sich ihr tägliches Brot verdienten. Dann ließ sie ihnen die Pferde und alles Mitgebrachte der Barone geben und verabschiedete die Diener, daß sie heim gingen. Andererseits schickte sie einen ihrer Leute an ihren Gatten, um diesem Kunde von dem Vorgefallenen zu geben. Nach dem Empfange so guter Zeitung machte der böhmische Ritter dem König und der Königin seine Aufwartung und erzählte in ihrer Gegenwart die ganze Geschichte der beiden ungarischen Barone, so weit er aus Briefen seiner Gattin davon gehört hatte. Der König und die Königin waren voll Verwunderung und priesen höchlich die kluge Vorsicht der Dame, die sie nicht nur für äußerst sittsam, sondern auch für weise und sehr listig erklärten. Herr Ulrich ermangelte nun aber nicht, auf Vollstreckung der

feierlichen Übereinkunft anzutragen. Der König versammelte seinen geheimen Rath, in welchem jeder seine Meinung abgeben mußte, und nach dessen einstimmigem Beschluß wurde der Großkanzler des Reichs mit zwei Räthen nach dem Schlosse des böhmischen Ritters abgeordnet, um den Verlauf der Sache zu untersuchen und den beiden Baronen den Proceß zu machen. Die Richter gingen hin und entledigten sich dieses Auftrags mit Eifer und Genauigkeit, verhörten die Burgfrau und die Zofe, sowie einige andere Leute des Hauses und nach ihnen auch die Barone, welche die Frau einige Tage zuvor hatte zusammenbringen lassen, damit sie durch Spinnen und Haspeln sich ihren Lebensunterhalt verdienten. Nachdem der Großkanzler den Proceß eingeleitet, kehrte er an den Hof zurück, wo der König Matthias nebst der Königin und den vornehmsten Baronen des Reichs, auch allen Räthen, nach reiflicher Erwägung der Angelegenheit der ungarischen Barone und des böhmischen Ritters und nach vielem Streiten, wobei die Königin die Partei der Frau und den Böhmen in ihren Schutz nahm, der König also sein Urtheil dahin abgab, Herr Ulrich solle die sämmtliche Habe und beweglichen Güter und Lehen der beiden Barone für sich und seine Erben beständig bekommen, jene Barone aber sollen aus den beiden Reichen Ungarn und Böhmen verbannt werden, bei Strafe, so oft sie zurückkehren, öffentlich von dem Henker durchgepeitscht zu werden. Der Urtheilsspruch wurde vollzogen; der böhmische Ritter erhielt Alles und die zwei unglücklichen Ungarn wurden aus dem Reiche geführt und ihnen der gegen sie gefallene Urtheilsspruch eröffnet, den freilich viele für allzu hart und streng hielten, namentlich die Freunde und Verwandten der beiden Barone. Da es jedoch den Bedingungen des Vertrags klärlich entsprach, wurde es von allen für gerecht angenommen, damit es für die Zukunft ein warnendes Beispiel sei für solche, die leichtsinnig und ohne Grund alle Frauen über

einen Kamm scheeren wollen, während doch die alltägliche Erfahrung das Gegentheil zeigt, denn es gibt unter den Weibern wie unter den Männern Geschöpfe von verschiedener Beschaffenheit. Der König und die Königin wünschten nun, daß die entschlossene Burgfrau an den Hof komme, wo sie von ihnen gütig aufgenommen und von allen mit unendlicher Verwunderung betrachtet wurde. Die Königin nahm sie zu ihrer Ehrendame an, warf ihr einen ansehnlichen Gehalt aus und hielt sie jeder Zeit werth. Der Ritter aber gelangte zu immer größerem Reichthum und Ehren und lebte in der Gunst des Königs lange Zeit friedlich und ruhig mit seiner schönen Gemahlin; vergaß auch dabei nicht des Polen, der ihm das wunderbare Bildniß gefertigt hatte, und schickte ihm ein reiches Geschenk an Geld und andern Dingen.

---

76. Viel Lärmen um nichts.

(1, 22.)

Im Jahre unseres Heils zwölfhundert drei und achtzig geschah es, daß die Sicilianer, welche die Herrschaft der Franzosen nicht länger dulden zu können glaubten, sie eines Tags in der Vesperzeit mit unerhörter Grausamkeit alle ermordeten, so viel ihrer auf der Insel waren; denn dazu hatten sie sich vorher auf der ganzen Insel verschworen. Und nicht bloß Männer und Weiber französischer Nation tödteten sie, sondern auch alle sicilianischen Frauen, welche man von einem Franzosen schwanger meinte, wurden an jenem Tage ermordet, und wenn es sich späterhin noch ergab, daß ein Weib von einem Franzosen geschwängert sei, war sie ohne Erbarmen des Todes. Daher entstand der klägliche Name der

sicilianischen Vesper. Als König Peter von Aragon diese Nachricht vernahm, segelte er sogleich mit der Flotte aus und besetzte die Insel, denn der Papst Nicolaus III hatte ihn dazu durch die Behauptung ermuthigt, ihm als dem Gemahl Constanzens, der Tochter König Manfreds gebühre das Eigenthum der Insel. König Peter hielt viele Tage mit königlicher Pracht in Palermo Hof und feierte den Erwerb der Insel durch die glänzendsten Feste. Als er hierauf Kunde erhielt, daß König Karl II, Sohn König Karls I, welcher das Königreich Neapel besaß, mit einer gewaltigen Flotte dahersegle, um ihn aus Sicilien zu verjagen, segelte er ihm mit seiner aus Kriegsschiffen und Galeeren bestehenden Flotte entgegen; und als sie zusammenstießen, gab es ein großes blutiges Gefecht, das viele Menschen mit dem Leben entgalten. Doch zuletzt schlug König Peter die Flotte König Karls und machte ihn selbst zum Gefangenen. Um aber künftig dem Kriegsgeschäft besser obliegen zu können, verlegte er den Aufenthalt der Königin und des Hofs nach Messina, weil diese Stadt Italien gegenüber liegt und von dort aus die Überfahrt nach Calabrien weniger Zeit erfordert. Hier hielt er alsdann ein königliches Hofgelag, wobei um des erfochtenen Sieges willen alles voller Freude war und der ganze Tag mit Ritterspielen und Tänzen hingebracht wurde *). Ein sehr angesehener Ritter und Edelmann, welchem König Peter seiner persönlichen Verdienste wegen und weil er sich in den letzten Kriegen immer mannhaft gehalten hatte, in höchstem Grade geneigt war, verliebte sich bei dieser Gelegenheit auf das Heftigste in ein Fräulein, die Tochter des Lionato de Lionati, eines Edelmanns aus Messina, welche vor allen andern im Lande gebildet, anmuthig und schön heißen mochte; und seine Leidenschaft wuchs bald zu solcher Stärke, daß er ohne ihren süßen Anblick weder le-

*) Erst hier beginnt E. v. Bülow (Novellenb. IV, 365) die Erzählung.

ben konnte noch wollte. Der Name des Freiherrn war Herr Timbreo von Cardona und das Mädchen hieß Fenicia. Er hatte von Kindheit auf dem König Peter immer zu Wasser und zu Lande gedient und war von ihm so reich belohnt worden, daß er außer bedeutenden Geschenken von dem König erst in den letzten Tagen die Grafschaft Collisano und andere Güter erhalten hatte, so daß sein Einkommen, den Gehalt, den er vom König bezog, ungerechnet, auf mehr als zwölftausend Ducaten angewachsen war. Herr Timbreo fing nun an, tagtäglich vor dem Hause des Mädchens vorüber zu gehen, und schätzte sich an jedem Tage für selig, da er sie erblickt hatte. Fenicia, die ihres zarten Alters ungeachtet klug und verständig war, merkte ohne Schwierigkeit die Ursache des häufigen Vorübergehens des Ritters. Er stand in dem Rufe, ein Günstling des Königs zu sein und so viel wie wenige außer ihm am Hofe zu gelten, weshalb er denn von allen Seiten geehrt wurde. Fenicia hatte nicht allein dies gehört, sondern sah auch selbst, daß er immer so vornehm gekleidet war, eine stattliche Dienerschaft im Gefolg hatte und außerdem, daß er ein sehr schöner und wie es schien wohlgesitteter junger Mann war, sodaß auch sie ihrerseits begann, ihn freundlich anzusehen und ihm seine Ehrerbietung anständig zu erwidern. Die Leidenschaft des Ritters wuchs von Tag zu Tag; je öfter er sie sah, desto mächtiger fühlte er die Flamme um sich greifen; und als diese nie gekannte Glut in seinem Herzen zu solcher Stärke gediehen war, daß er vor Liebe zu dem schönen Kinde zu vergehen glaubte, beschloß er, jedes Mittel zu ergreifen, das ihn zu ihrem Besitze führen könne. Aber alles war vergebens; denn so viel Briefe, Boten und Gesandtschaften er ihr auch schickte, so erhielt er doch nie eine andere Antwort, als daß sie entschlossen sei, ihr Magdthum ihrem künftigen Gatten unverletzt zu überliefern. Dies verursachte dem armen Liebhaber großen Kummer, um

so mehr, als sie sich niemals hatte bewegen lassen, Briefe oder Geschenke von ihm anzunehmen. Da er aber ihren Besitz um jeden Preis erkaufen wollte und wohl sah, daß bei ihrer Standhaftigkeit kein anderes Mittel sei, um sie zu bekommen, als sie zum Weibe zu nehmen, so entschloß er sich nach vielen innern Kämpfen doch zuletzt, bei ihrem Vater um ihre Hand anhalten zu lassen. Zwar glaubte er sich durch diesen Schritt sehr zu erniedrigen; doch, da er wußte, daß sie von altem gutadeligem Blute war, beschloß er, nicht zu zögern, so groß war die Liebe, die er zu dem Mädchen hegte. Als dieser Vorsatz zur Reife gediehen war, begab er sich zu einem messinischen Edelmann, mit welchem er sehr vertraut war, erzählte ihm, was er im Sinne hatte, und trug ihm auf, was er bei Messer Lionato thun solle. Der Messiner ging hin und vollbrachte den Auftrag des Ritters. Herr Lionato kannte den Werth und das Ansehen des Herrn Timbreo zur Genüge und berieth sich daher über eine so gute Zeitung nicht erst lange mit Verwandten oder Freunden, sondern ertheilte freudig die Antwort, es sei ihm sehr angenehm, daß der Ritter nicht verschmähe, seine Verwandtschaft zu suchen. Er eilte sofort nach Hause, wo er seiner Gattin und Fenicia mittheilte, welche Zusage er Herrn Timbreo gegeben. Fenicien gefiel die Sache ungemein, sie dankte Gott demüthig, daß er ihrer keuschen Liebe einen so rühmlichen Ausgang verleihe und äußerte ihre Freude auch in ihrem Angesicht. Aber das Schicksal, welches nie müde wird, fremdes Glück zu stören, erfand eine neue Art, die von beiden Seiten so sehr gewünschte Hochzeit zu verschieben. Hört nur, wie! Es hieß bald durch ganz Messina, Herr Timbreo Cardona werde in wenigen Tagen Fenicia, die Tochter des Herrn Lionato, heirathen, und alle Messiner waren über diese Nachricht erfreut, weil Herr Lionato ein allgemein beliebter Edelmann war, der niemand Schaden zufügte, sondern allen, so viel er konnte, gefällig war. Daher

kam es, daß jedermann über diese Verbindung herzliches Vergnügen äußerte. Es lebte aber in Messina noch ein anderer junger Ritter von vornehmer Abkunft, Namens Herr Girondo Olerio Valenziano, der sich auch in den letzten Feldzügen durch seine Tapferkeit sehr hervorgethan hatte, und der sodann einer der glänzendsten und freigebigsten Herren des Hofs geworden war. Diesen ergriff bei dieser Nachricht ein endloser Schmerz, denn erst kurz zuvor hatte er sich in Fenicia's Schönheiten verliebt und die Liebesflammen hatten seine Brust so gewaltig in Besitz genommen, daß er fest überzeugt war, sterben zu müssen, wenn er Fenicia nicht zum Weibe erhalte. Schon war er entschlossen bei ihrem Vater um sie zu werben, als er vernahm, daß sie dem Timbreo zugesagt sei, worüber er vor Schmerz in Krämpfe zu fallen meinte; und da er kein Mittel fand, seinen Schmerz zu beschwichtigen, gerieth er in solche Wuth, daß er von Liebe und Leidenschaft besiegt die Stimme der Vernunft überhörte und sich zu einem Schritt hinreißen ließ, der nicht blos einem Ritter und Edelmann, wie er war, sondern einem jeden zur Unehre gereicht hätte. Er war fast bei allen seinen Kriegsunternehmungen der Begleiter des Herrn Timbreo gewesen und es bestand zwischen beiden eine brüderliche Freundschaft; diese Liebe aber hatten sie einander, was nun der Grund davon sein mochte, immer verborgen. Herr Girondo gedachte nun zwischen Herrn Timbreo und seiner Geliebten solche Zwietracht zu säen, daß darum die Vermählung rückgängig gemacht würde, in welchem Falle dann er die Braut vom Vater zu erbitten beabsichtigte und zu erhalten hoffte. Er zögerte nicht, diesen thörichten Gedanken zur Ausführung zu bringen; und da er ein für seine zügellosen und verblendeten Gelüste passendes Werkzeug fand, so weihte er dasselbe eifrig in seine Anschläge ein. Der Mann, welchen Herr Girondo zu seinem Vertrauten und zum Diener seiner Bosheit auserkoren hatte, war ein junger Höfling

von geringem Stande, der, nachdem er von allem gehörig unterrichtet worden, am folgenden Morgen Herrn Timbreo besuchte, welcher noch nicht ausgegangen war, und eben ganz allein in einem Garten seiner Wohnung lustwandelte. Der Jüngling trat in den Garten und ward von Herrn Timbreo, der ihn auf sich zukommen sah, höflich empfangen. Nach den herkömmlichen Begrüßungen sprach der junge Mann also zu Herrn Timbreo: Mein Herr, ich komme so früh, um dir Dinge von größter Wichtigkeit mitzutheilen, welche deine Ehre und deinen Vortheil berühren. Weil ich aber vielleicht etwas sagen könnte, was dich beleidigte, so bitte ich dich, mir zu verzeihen und mich wegen meiner Dienstfertigkeit zu entschuldigen und zu denken, daß ich in guter Absicht mich aufgemacht habe. Wenigstens weiß ich, wenn du noch der ehrliebende Ritter bist, der du vormals warst, daß meine Entdeckung dir nicht unnützlich sein wird. Zur Sache zu kommen, so hörte ich gestern, du seist mit Herrn Lionato de Lionati dahin einig geworden, daß du seine Tochter Fenicia zur Frau nehmest. Hab Acht, mein Herr, was du thust, und bedenke deine Ehre! Ich kann dir sagen, daß ein mir befreundeter Edelmann zwei bis drei mal wöchentlich zu ihr geht, bei ihr zu schlafen, und sich ihrer Liebe erfreut. Heute Abend wird er gleichfalls hingehen und ich werde ihn auch wieder wie sonst dahin begleiten. Willst du mir nun dein Ehrenwort geben, weder mir noch meinem Freunde ein Leides zuzufügen, so werde ich es einleiten, daß du den Ort und alles sehen kannst. Noch muß ich hinzufügen, daß schon viele Monate mein Freund die Gunst dieser Schönen genießt. Die Verbindlichkeiten, die ich gegen euch habe, und die vielen Gefallen, die du mir schon zu erweisen die Güte gehabt hast, bestimmten mich, dir dies zu offenbaren. Du kannst nun thun, was dir am meisten räthlich dünkt. Mir genügt es, in dieser Angelegenheit dir einen Dienst geleistet zu haben, wie es meine Pflicht gegen dich erheischte.

Herr Timbreo war über diese Worte dermaßen bestürzt und außer sich, daß er nahe daran war, von Sinnen zu kommen. Er stand eine gute Weile, tausend Dinge bei sich erwägend, sprachlos da, und da der bittere und, wie er meinte, gerechte Groll in seinem Herzen mehr über ihn vermochte, als seine treue inbrünstige Liebe zu der schönen Fenicia, antwortete er dem Jüngling unter Seufzen: Mein Freund, ich muß und kann nicht anders, als dir zu ewigem Danke verpflichtet sein, indem ich sehe, wie du für mich und meine Ehre so liebreich Sorge trägst, und gedenke dir eines Tags zu bethätigen, wie sehr ich dir verbunden bin. Für jetzt sei dir nur mündlich der beste innigste Dank gesagt, den ich aussprechen kann. Da du dich freiwillig erbietest, mich mit Augen sehen zu lassen, was ich mir nie hätte einbilden können, so ersuche ich dich bei der Menschenliebe, die dich bewogen, mich von dieser Sache in Kenntniß zu setzen, deinen Freund unbefangen zu begleiten, und verpfände dir mein Wort als königlicher Ritter, daß ich weder dir noch deinem Freund Schaden zufügen und deine Mittheilung überhaupt geheim halten werde, damit dein Freund die Früchte dieser seiner Liebe ungestört genieße. Ich hätte von Anfang an mehr auf meiner Hut sein und die Augen recht aufthun sollen, um die ganze Sache gründlich zu durchschauen.

Zuletzt sprach der Jüngling zu Timbreo: Begebt euch also, mein Herr, heute Nacht um drei Uhr an das Haus des Herrn Lionato und stellt euch in den verfallenen Gebäuden, welche dem Garten des Herrn Lionato gegenüber liegen, auf die Lauer!

Nach diesen Ruinen sah die eine Fassate von Messer Lionatos Palast, worin sich ein alter Saal befand, an dessen bei Tag und bei Nacht offen stehenden Fenstern sich Fenicia zuweilen zeigte, weil sie von hier aus den schönen Garten besser überschauen konnte. Aber Messer Lionato wohnte auf der andern Seite, denn der Palast

war alt und sehr groß, sodaß er für den Hof eines Fürsten Raum gehabt hätte, wie viel mehr denn für das Gesinde eines Edelmanns. Nach getroffener Abrede beurlaubte sich der tückische junge Mann, begab sich wieder zu dem treulosen Girondo und erzählte ihm alles, was er mit Herrn Timbreo Cardona verabredet hatte. Hierüber freute sich Herr Girondo unmäßig, denn er sah seinen Anschlag aufs schönste gelingen. Zur verabredeten Stunde kleidete der Verräther Girondo einen seiner Diener, den er schon von seiner Rolle unterrichtet hatte, in vornehme Gewande und durchbalsamte ihn mit den lieblichsten Wohlgerüchen. Der durchduftete Diener schloß sich nun an den Jüngling an, welcher mit Herrn Timbreo gesprochen hatte, und ein anderer folgte ihnen mit einer Leiter auf der Schulter. Wer vermöchte nun wohl den Seelenzustand des Herrn Timbreo treu zu schildern und die vielen und mannichfaltigen Gedanken, welche ihm den ganzen Tag durch den Kopf gingen! Ich meines Theils bin überzeugt, daß ich mich vergeblich damit abmühen würde. Von dem Schleier der Eifersucht umnebelt enthielt sich der leichtgläubige arme Ritter den Tag über aller oder doch fast aller Speise; und wer ihm ins Angesicht geschaut hätte, würde ihn eher für todt als für lebendig gehalten haben. Schon eine halbe Stunde vor der festgesetzten Zeit verbarg er sich in dem alten Gemäuer dergestalt, daß er alles ganz gut sehen konnte, was in dessen Nähe vorging, obgleich es ihm unmöglich schien, daß sich Fenicia einem andern preisgegeben haben könne. Er sagte sich freilich, die Mädchen seien veränderlich, leichtfertig, unbeständig, empfindlich und lüstern nach allem Neuen; und indem er sie so bald verdammte, bald entschuldigte, hatte er auf jede Bewegung Acht. Die Nacht war nicht sehr finster, aber äußerst still. Siehe da vernahm er allmälig das Geräusch der Füße der Kommenden, er vernahm auch hin und wieder ein halbes Wörtchen. Gleich darauf sah er

auch die drei Männer vorübergehen und unterschied darunter ganz deutlich den Jüngling, der ihn am Morgen gewarnt hatte, die zwei andern aber vermochte er nicht zu erkennen. Als die Drei an ihm vorübergingen, hörte er den Duftenden, welcher sich als den Liebhaber gekleidet hatte, zu dem Leiterträger sagen: Stelle die Leiter nur behutsam ans Fenster, daß du keinen Lärm machst! Als wir das letzte mal hier waren, sagte mir mein Fräulein Fenicia, du habest sie zu laut angerückt. Mache alles geschickt und ruhig!

Diese Worte, welche Timbreo deutlich vernahm, gingen ihm wie eben so viele scharfe Speerstiche ins Herz. Ob er gleich allein war und keine andern Waffen trug, als seinen Degen, während die Vorübergehenden außer den Degen zwei Lanzen bei sich trugen und vielleicht auch gewaffnet waren, so war doch die Eifersucht, die sein Herz verzehrte, so gewaltig, und der Unwille, der ihn ergriffen hatte, so groß, daß er nahe daran war, sein Versteck zu verlassen und in einem leidenschaftlichen Angriff auf die Vorübergehenden den vermeinten Buhlen Fenicia's zu ermorden oder selbst den Tod davonzutragen, um auf einmal alle die Leiden zu beschließen, die er zur überschwenglichen Qual elendiglich duldete. Weil er sich aber des gegebenen Versprechens entsann, schien es ihm der schändlichste Verrath, die anzugreifen, welche sich auf sein Ehrenwort verließen. Voll Zorn, Groll, Wuth und Grimm, die ihm das Herz verzehrten, beschloß er also, den Ausgang der Sache abzuwarten. Sobald die Drei unter den Fenstern des Palastes des Herrn Lionato angekommen waren, setzten sie an dem beschriebenen Flügel die Leiter ganz leise an dem Balcon an, und der eine, welcher den Liebhaber vorstellte, stieg hinauf und sprang hinein, als wäre er gutes Empfanges gewiß. Als der trostlose Herr Timbreo das sah, hielt er es für ausgemacht, daß jener, welcher die Leiter erstiegen hatte, hingehe, um bei Fenicia zu schlafen, und von

dem heftigsten Schmerz ergriffen fühlte er sich einer Ohnmacht nahe. Aber sein wie er glauben mußte gerechter Unwille vermochte ihn, alle Eifersucht zu verbannen, und die glühende reine Liebe, die er zu Fenicia trug, nicht allein in Kälte, sondern in grausamen Haß zu verwandeln. Er wollte nun die Rückkehr seines Nebenbuhlers aus seinem Versteck nicht mehr abwarten, sondern begab sich nach seiner Wohnung zurück. Der junge Mann, der ihn weggehen gesehen und genau erkannt hatte, stellte sich über ihn vor, was in der That auch der Fall war. Er gab daher bald darauf ein gewisses verabredetes Zeichen, worauf der Diener die Leiter wieder herabstieg und alle Drei nach der Wohnung des Herrn Girondo zurückgingen. Diesem gewährte die Erzählung von diesem Vorgange die äußerste Freude, denn schon träumte er sich im Besitz der schönen Fenicia. Herr Timbreo, welcher die übrige Nacht gar wenig geschlafen hatte, stand bei guter Zeit auf, ließ unverzüglich den Messiner Bürger zu sich kommen, durch dessen Vermittelung er um Fenicia's Hand bei ihrem Vater angehalten, und trug ihm sein gegenwärtiges Verlangen an ihn vor. Dieser, von dem Willen und Gesinnung des Herrn Timbreo vollkommen unterrichtet, ging, wiewol ungern, um die Zeit des Frühmahls zu Herrn Lionato, der in dem Saale auf und ab ging, bis das Frühstück vollends bereit wäre, und wo sich auch die unschuldige Fenicia befand, die in Gesellschaft ihrer beiden jüngern Schwestern und ihrer Mutter mit einer Seidenstickerei beschäftigt war. Als der Bürger zu ihnen kam, ward er von Lionato sehr artig empfangen und sprach: Herr Lionato, ich habe einen Auftrag an euch, an eure Frau und an Fenicia vom Herrn Timbreo.

Seid mir willkommen, antwortete er; und was ist es? Frau und du, Fenicia, kommt und vernehmt mit mir, was uns Herr Timbreo sagen läßt!

Hierauf fuhr der Bote folgendermaßen zu reden fort:

Man pflegt gemeinhin zu sagen, daß ein Botschafter für die Erfüllung seines Auftrags nicht leiden soll. Ich komme zu euch im Auftrage eines andern und es schmerzt mich unendlich, daß ich euch etwas unangenehmes zu hinterbringen habe. Herr Timbreo von Cardona läßt euch, Herr Lionato, und eurer Gattin sagen, daß ihr euch einen andern Eidam suchen möchtet, dieweil er nicht gedenkt, euch zu Schwiegereltern zu nehmen, nicht etwa, weil er etwas gegen euch habe, die er für treu und redlich halte und ansehe, sondern vielmehr, weil er mit seinen eigenen Augen von Fenicia gesehen, was er ihr nimmermehr zugetraut hätte. Darum läßt er euch freie Wahl, eure Angelegenheiten zu bedenken. Dir, Fenicia, läßt er sagen, daß die Liebe, welche er zu dir getragen, den Dank nicht verdient habe, der ihm von dir geworden; du mögest dir einen andern Mann suchen, wie du dir einen andern Liebhaber erwählt, oder den nehmen, dem du dein Magdthum gegönnt; denn er verzichtet auf alle Gemeinschaft mit dir, nachdem du ihn eher zum Hahnrei als zum Gemahl gemacht hast.

Fenicia war halb todt vor Schrecken über diese bittere und schmähliche Botschaft; desgleichen Herr Lionato und seine Gattin. Bald aber kam dieser wieder zu Muth und Athem, der ihm vor Schreck fast ausgegangen war, und Herr Lionato sprach zu dem Boten: Bruder, ich zweifelte immer gleich von Anfang, als ihr mir von dieser Heirath spracht, daß es dem Herrn Timbreo rechter Ernst mit seinem Antrage sei, denn ich wußte und weiß wohl, daß ich ein armer Edelmann und nicht seines gleichen bin. Nichts desto weniger denke ich, wenn es ihn reute, meine Tochter zur Frau zu nehmen, hätte es ihm genügen sollen, einfach herauszusagen, er wolle sie nicht, anstatt ihr, wie er gegenwärtig thut, den Schandfleck der Hurerei anzuhängen. Es ist allerdings wahr, daß in der Welt kein Ding unmöglich ist; aber ich weiß, wie ich meine Tochter erzogen habe

und welche Sitten ihr eigen sind. Gott der gerechte Richter wird, hoffe ich, eines Tages die Wahrheit an den Tag bringen.

Mit dieser Antwort entfernte sich der Bürger und Herr Lionato blieb bei der Meinung, Herr Timbreo bereue es, diese Verbindung einzugehen, und halte jetzt dafür, er würde sich vielleicht allzusehr erniedrigen und gegen seine Vorfahren ausarten. Herrn Lionato's Geschlecht war zwar vom ältesten und besten Adel in Messina und wurde hoch geehrt; aber sein Vermögen war nur das eines gewöhnlichen Edelmanns, obwol die alte Erinnerung da war, daß seine Vorfahren viele Güter und Schlösser mit der ausgedehntesten Gerichtsbarkeit besaßen. Da nun der gute Vater von seiner Tochter nie das mindeste unehrbare gesehen hatte, konnte er nicht anders glauben, als daß der Ritter angefangen habe, sich ihrer derzeitigen Armuth und Einschränkung zu schämen. Fenicia auf der andern Seite, der aus übermäßigem Leid und aus Herzensangst unwohl geworden war, da sie sich so höchst ungerecht beschuldigen hörte, kam als ein zartes und weichliches Kind, das nicht an die Schläge des Unglücks gewöhnt war, ganz außer sich und würde sich lieber todt als lebendig gesehen haben. Von heftigem und durchdringendem Schmerz erfaßt sank sie ohnmächtig zu Boden, verlor plötzlich ihre natürliche Farbe und glich vielmehr einem Marmorstandbild als einem lebenden Wesen; daher wurde sie mühsam auf ein Bett getragen und daselbst mit warmen Tüchern und andern Heilmitteln nach kurzem ihre erschöpften Lebensgeister wieder zurückgerufen. Da man nach den Ärzten geschickt hatte, verbreitete sich das Gerücht durch Messina, wie Fenicia die Tochter des Herrn Lionato so schwer erkrankt sei, daß man für ihr Leben fürchte. Auf diese Nachricht kamen viele verwandte und befreundete Edelfrauen, die jammernde Fenicia zu besuchen, welche sich, da sie den Grund ihres Übels erfuhren, alle Mühe gaben, sie so gut sie konnten zu trösten.

Und wie es unter so vielen Frauen zu geschehen pflegt, besprachen sie den beklagenswerthen Vorfall nach allen Seiten hin ausführlich, aber alle stimmten darin überein, den Herrn Timbreo mit dem bittersten Tadel zu belegen. Die meisten saßen im Kreise um das Bett des kranken Fräuleins, als Fenicia, die alles, was gesagt worden war, wohl verstanden hatte, wieder ein wenig Athem schöpfte, und da sie sah, daß fast alle aus Mitleid mit ihr weinten, sie mit schwacher Stimme bat, sämmtlich zu schweigen. Darauf sprach sie wie verschmachtend also: Verehrte Mütter und Schwestern, trocknet nunmehr die Thränen, dieweil sie euch nichts frommen und mir nur meinen Schmerz erneuern, ohne in der Sache etwas zu bessern. So ist es nun der Wille unseres Herrgotts und ich muß mich in Geduld darein fügen. Das herbe Leid, das ich fühle, und das mir allmälig den Faden meines Lebens zernagt, rührt nicht daher, daß ich verschmäht wurde, wie unendlich schmerzlich mir dies auch ist, sondern die Art und Weise, wie dies geschehen, ist es, was mich in tiefster Seele kränkt und mich hilflos darniederwirft. Herr Timbreo konnte frei heraussagen, er wolle mich nicht zur Gattin, und alles war gut; bei der Art aber, mit der er mich verstieß, weiß ich, daß ich bei allen Messinern ewige Schmach auf mich geladen habe wegen einer Sünde, die ich niemals, geschweige beging, nein an deren Begehen ich nicht einmal je dachte; dessenungeachtet wird man immer auf mich als eine Metze mit Fingern weisen. Ich habe immer eingestanden und gestehe von neuem, daß mein Rang dem eines solchen Ritters und Freiherrn, wie Herr Timbreo, nicht gleichkommt, und daß, auf eine so hohe Heirath Anspruch zu machen, das geringe Vermögen der Meinigen mich nicht berechtigt. Was aber den Adel und das Alter des Geblüts betrifft, so kennt man die Lionati als eines der ältesten und edelsten Geschlechter dieser Insel, indem wir von einer sehr edeln römischen Familie abstammen,

die schon vor der Menschwerdung unseres Herrn Jesu Christi bestand, wie man durch sehr alte Urkunden beweisen kann. Ich sage nun zwar, daß ich um meiner Armuth willen eines solchen Ritters unwürdig bin, aber ich sage auch, daß er mich auf die unwürdigste Weise verschmäht hat, denn es ist höchst klar, daß ich nie daran gedacht habe, einem andern das zu geben, was dem Gatten aufbewahrt werden soll. Gott weiß, daß ich die Wahrheit sage, und sein heiliger Name sei gepriesen und gefeiert! Wer weiß, ob nicht der Allerhöchste durch dieses Mittel mich zu erlösen gedenkt? Denn vielleicht hätte ich durch eine so vornehme Vermählung mich in Stolz erhoben, wäre hochmüthig geworden, hätte diesen und jenen verachtet und vielleicht Gottes Güte gegen mich weniger erkannt. Möge darum Gott mit mir thun, was ihm gefällt, und mir verleihen, daß diese meine Trübsal zu meinem Seelenheil gereiche! Ich bete zu ihm inbrünstig, daß er dem Herrn Timbreo die Augen öffne, nicht damit er mich wieder als seine Braut annehme, denn ich fühle mehr und mehr mich dem Tode nahe, sondern damit er, der auf meine Treue wenig gibt, mit aller Welt erkenne, daß ich niemals die Thorheit und den schmählichen Fehltritt begangen habe, dessen man mich ohne allen Grund zeiht, damit, wenn ich auch mit diesem Schandfleck sterbe, ich doch in einiger Zeit gerechtfertigt erscheine. Möge er sich einer andern Frau erfreuen, welcher Gott ihn bestimmt hat, und lange in Frieden mit ihr leben! Mir werden in wenigen Stunden ein Paar Fuß Erde genügen. Mein Vater und meine Mutter und alle unsere Verwandte und Freunde mögen in diesem Unglück sich wenigstens dies zu einigem Trost gereichen lassen, daß ich der Schande völlig unschuldig bin, die man mir aufgebürdet, und mein Wort zum Pfande nehmen, welches ich ihnen gebe, wie es einer gehorsamen Tochter Pflicht ist, denn ein besseres Zeugniß oder Pfand kann ich für jetzt in aller Welt nicht bieten.

Mein Trost ist, daß ich vor dem gerechten Richterstuhl Christi dereinst von dieser Schande werde freigesprochen werden. Und somit befehle ich dem, der sie mir gab, meine Seele, die, diesen irdischen Kerker zu verlassen begierig, den Weg zu ihm antritt.

Bei diesen Worten nahm die Gewalt des Schmerzes, der ihr Herz beklemmte, überhand und drängte sie so sehr, daß sie bei dem Versuche, ich weiß nicht was noch hinzuzufügen, anfing die Sprache zu verlieren und nur halbe Worte stammelte, welche niemand verstand. Zugleich übergoß ein kalter Schweiß alle ihre Glieder, sodaß sie mit gefalteten Händen wie todt zurücksank. Die noch anwesenden Ärzte vermochten wider diesen heftigen Anfall durchaus keine Hilfe zu leihen, verließen sie endlich für todt und entfernten sich mit der Erklärung, die Heftigkeit ihres Schmerzes sei so groß gewesen, daß er ihr das Herz abgedrückt habe. Bald darauf war Fenicia in den Armen ihrer Freundinnen und Eltern kalt geworden, ihr Puls stand still und alle hielten sie für todt. Man ließ einen der Ärzte zurückkommen und er erklärte, als er keinen Puls mehr verspürte, sie sei todt. Wie viele herzbrechende Klagen, wie viele Thränen, wie viele jammervolle Seufzer nun um sie ausgestoßen wurden, das lasse ich euch bedenken, mitleidige Frauen! Der arme weinende Vater, die trostlose sich das Haar zerraufende Mutter hätten Steinen Thränen entlocken können. Alle andere Frauen sowie alle Anwesenden überhaupt erhoben ein erbärmliches Geschrei. Schon waren fünf bis sechs Stunden seit dem Tode verflossen und nun ordnete man das Begräbniß auf den folgenden Tag an. Die Menge der Frauen hatte sich verlaufen und die Mutter, mehr todt als lebendig, behielt nur eine Schwägerin, die Frau eines Bruders des Herrn Lionato, bei sich. Sie waren nun beide allein und wollten sonst niemand bei sich, ließen Wasser ans Feuer stellen, schlossen sich in dem Zimmer ein, entkleideten Fenicia und fingen an, sie mit warmem

Wasser zu waschen. Schon seit etwa sieben Stunden hatten die erschöpften Lebensgeister Fenicia's gestockt, als die erkalteten Glieder bei dem Waschen mit warmem Wasser zu ihren Verrichtungen zurückkehrten und das Mädchen deutliche Lebenszeichen von sich zu geben und selbst die Augen ein wenig zu öffnen begann. Die Mutter und die Schwägerin waren nahe daran, laut aufzuschreien; aber doch ermuthigten sie sich, legten ihr die Hand an ihr Herz und spürten darin einige Bewegung. Darum zweifelten sie nicht länger, daß das Kind lebe. Mit warmen Gewändern und andern Reizmitteln, die sie ohne Geräusch beibrachten, bewirkten sie es endlich, daß Fenicia fast ganz zum Bewußtsein zurückkehrte, die Augen völlig aufschlug und nach einem schweren Seufzer begann: Weh mir, wo bin ich?

Siehst du nicht, sagte die Mutter, daß du bei mir bist und bei deiner Muhme? Du hattest eine so heftige Ohnmacht, daß wir dich für todt hielten; aber Gott sei gelobt, daß du am Leben bist!

Ach, wie viel besser, antwortete Fenicia, wäre es, wenn ich wirklich gestorben und so vielem Jammer entgangen wäre.

Mein liebes Kind, sagte die Mutter und die Muhme, schicke dich ins Leben, da es Gottes Wille ist! Es wird noch alles gut werden.

Die Mutter suchte die Freude, welche sie empfand, zu verbergen, öffnete ein wenig die Thüre des Gemachs und ließ Herrn Lionato rufen, der sogleich herbeikam. Ob er sich freute, die Tochter ins Leben zurückgekehrt zu sehen, ist keine Frage. Sie trafen nun mancherlei Verabredungen, und Messer Lionato bestimmte zuerst, daß niemand von diesem Ereignisse etwas erfahren dürfe, da er beschlossen hatte, die Tochter aus Messina weg auf das Landgut seines Bruders zu schicken, dessen Gattin hier anwesend war. Hierauf suchte er das Kind durch kräftige Speisen und köstliche Weine zu erquicken, durch

deren Genuß sie ihre frühere Stärke und Schönheit wieder erlangte, dann ließ er seinen Bruder berufen und unterrichtete ihn ausführlich von seinem Vorhaben. Die Verabredung, welche sie trafen, war folgende. Messer Girolamo (so hieß der Bruder des Messer Lionato) führte in der folgenden Nacht Fenicia in sein Haus und hielt sie hier in Gesellschaft seiner Gattin auf das strengste verborgen. Auf dem Landgute wurde sodann alles bereitet, was zu ihrem Empfange nöthig war, und eines Morgens in der Frühe schickte er seine Frau mit Fenicia und einer seiner Töchter und einer Schwester Fenicia's, welche dreizehn bis vierzehn Jahre alt war, voraus. Fenicia war sechzehnjährig. Dies geschah, damit Fenicia, wenn sie größer würde und, wie es mit der Zeit geschieht, auch die Gesichtsbildung veränderte, in zwei bis drei Jahren unter einem andern Namen verheirathet werden könnte. An dem Tage nach jenem Vorfalle, als das Gerücht von Fenicia's Tode sich durch ganz Messina verbreitet hatte, ließ Messer Lionato ihr standesgemäß Exequien halten und einen Sarg bereiten, in welchem er, ohne daß es jemand bemerkte, denn die Mutter Fenicia's schien es nicht zugeben zu wollen, daß sich ein Dritter damit beschwere, ich weiß selbst nicht was einhüllte; sodann wurde der Sarg verschlossen, vernagelt und verpicht, sodaß jeder des festen Glaubens war, daß Fenicia's Leiche sich darin befinde. Am Abend aber begleitete Messer Lionato, mit allen seinen Verwandten, in schwarzer Kleidung, den Sarg zur Kirche und Vater und Mutter bezeugten ein so übermäßiges Leidwesen, als ob sie wirklich ihre Tochter zu Grabe gebracht hätten. Der Vorfall erregte allgemeines Mitleid, da die Ursache des Todes bald ruchbar wurde, und so hielten alle Messinesen dafür, daß der Ritter jene Fabel erdichtet habe. Der Sarg wurde daher beigesetzt unter allgemeinem Bedauern der ganzen Stadt, über dem Sarg wurde ein Einsatz von Steinen gemacht und darauf das Wappen der

Lionati gemalt. Messer Lionato ließ darauf folgende Inschrift setzen:

Fenicia hieß mein Nam'; unwürdig ward
Als Braut ich einem Rohen überwiesen,
Den die Verbindung mußte bald verdrießen,
Drum zieh er eines Fehls mich schwer und hart.

Als Jungfrau war ich rein und keusch bewahrt
Und sah unbillig mich in Koth gerissen:
Ehr starb ich, als daß mich die Leute wiesen
Mit Fingern, ach, nach feiler Dirnen Art.

Kein Eisen brauchte ich zu meinem Tod,
Der herbe Schmerz war kräft'ger, als der Stahl,
Als ich vernahm den unverdienten Spott.

Im Sterben noch fleht' ich, daß doch einmal
Der Welt den Trug enthüllen möge Gott,
Da meine Treu misachtet der Gemahl.

Als die thränenreiche Leichenfeier beendigt war, sprach man allenthalben über die Ursache von Fenicia's Tod, man erschöpfte den Gegenstand von allen Seiten, aber insgemein stimmte man darin überein, daß man dem kläglichen Tode Mitleid zollte, da die Beschuldigung für erdichtet gehalten wurde. Herr Timbreo fing an, in den bittersten Schmerz zu versinken und eine gewisse Beklemmung des Herzens zu fühlen, die ihn selbst so sehr befremdete, daß er nicht wußte, was er denken sollte. Dennoch meinte er keinen Tadel zu verdienen, da er einen Menschen die Leiter habe besteigen und ins Haus schlüpfen sehen. Aber bei besonnenerem Nachdenken über das Gesehene und da sein Unwille sich etwas abgekühlt und die Vernunft ihm die Augen geöffnet hatte, mußte er sich sagen, daß jener vielleicht auch um einer andern Frau willen, oder um zu rauben, dort eingestiegen sein könne. Auch fiel ihm ein, daß Messer Lionato's Haus sehr groß und jener Flügel, wo der Unbekannte eingestiegen, unbewohnt sei, daß überdies Fenicia, welche mit ihren Schwestern hinter dem Gemach ihres Vaters und dem ihrer Mutter schlief,

in jenen Flügel nicht kommen konnte, ohne durch das Schlafzimmer ihres Vaters zu gehen; und so von seinem Gedanken bestürmt und gequält wußte er nirgend Ruhe zu finden. Auch dem Herrn Girondo, dem bei der Nachricht von Fenicia's Tod das Gewissen sagte, daß er ihr Henker und Mörder sei, wollte das Herz im Übermaße des Schmerzes zerspringen, theils weil er sie in der That heftig geliebt, theils weil er die wahre Veranlassung zu so traurigem Ereignisse gegeben hatte. Mehr als einmal war er in dieser Verzweiflung nahe daran, sich den Dolch in die Brust zu bohren. Er konnte nicht essen noch schlafen; wie ein Besessener, Bethörter ging er umher, fuhr dann plötzlich wie aus dem Traume empor und konnte nicht Ruhe noch Rast finden. Am siebenten Tage nach der Bestattung Fenicia's glaubte er endlich nicht länger leben zu können, wenn er dem Timbreo die Schandthat nicht entdeckte, die er begangen hatte. Er begab sich also gegen die Mittagsstunde nach dem Palaste des Königs und begegnete dem Herrn Timbreo, welcher eben vom Hofe weg nach Hause ging. Herr Girondo redete ihn also an: Herr Timbreo, wenn es euch nicht beschwerlich ist, so erzeigt mir den Gefallen, mit mir zu kommen.

Dieser, der den Herrn Girondo als seinen Waffenbruder liebte, begleitete ihn, über dies und jenes sprechend, und nach wenigen Schritten kamen sie zu der Kirche, in der Fenicia's Grab befindlich war. Daselbst verbot am Eingange Herr Girondo seinen Dienern, ihm weiter in die Kirche zu folgen, und ersuchte Herrn Timbreo, auch die seinigen zurückzulassen. Dieser gab sogleich dazu Befehl, und nun gingen beide zusammen allein in die Kirche, in der niemand war, und Herr Girondo führte seinen Begleiter nach Fenicia's Grabkapelle. Als sie darin waren, kniete Herr Girondo vor der Gruft nieder, zog einen Dolch, den er an seiner Seite trug, und gab ihn entblößt Herrn Timbreo in die Hand, der voller

Verwunderung erwartete, was daraus werden solle, und noch gar nicht wahrgenommen hatte, vor wessen Grab sein Begleiter niedergekniet war. Darauf sprach Herr Girondo weinend und schluchzend solchergestalt zu Herrn Timbreo: Großherziger, edler Ritter, ich habe dich zwar nach meinem Dafürhalten tödtlich beleidigt, aber ich bin nicht hierher gekommen, um dich um Vergebung zu bitten, da mein Verbrechen der Art ist, daß es keine Vergebung verdient; wenn du aber deiner Ehre würdig handeln, eine ritterliche That vollbringen, ein Gott und der Welt wohlgefälliges Werk verrichten willst, so stoß den Dolch, den du in der Hand hast, in diese ruchlose, verbrecherische Brust, und bring der geweihten Asche der unschuldigen und unglücklichen Fenicia mein lasterhaftes, verabscheuungswürdiges Blut zum Opfer, denn in diesem Gewölbe ward sie vor wenigen Tagen begraben und ich allein war der boshafte Urheber ihres frühen unverschuldeten Todes. Und bist du mitleidiger gegen mich, als ich selbst, und versagst mir diese Bitte, so werde ich selbst mit eigener Hand Rache an mir vollziehen und meinem Leben ein Ende machen. Sofern du aber noch der edle großherzige Ritter bist, der du immer gewesen, der nie den leisesten Schatten eines Fleckens auf seiner Ehre duldete, so wirst du für dich und zugleich für die unglückliche Fenicia die gebührende Rache nehmen.

Als der Herr Timbreo hörte, daß der Leichnam der schönen Fenicia hier versenkt sei, und die Worte des Herrn Girondo vernahm, gerieth er außer sich und wußte nicht, was er von der Sache zu denken habe. Von unbekannten Gefühlen ergriffen hub er bitterlich zu weinen an und bat den Herrn Girondo, aufzustehen und ihm den Zusammenhang zu erklären. Zugleich schleuderte er den Dolch weit von sich. Herr Girondo verstand sich endlich dazu, sich von den Knieen zu erheben, und erwiderte unter häufigen Thränen Folgendes: Du mußt wissen, Herr, daß Fenicia auf das feurigste und zwar in so

hohem Grade von mir geliebt wurde, daß, wenn ich hundert Menschenalter litte, ich nie Hilfe noch Trost zu finden hoffe, weil meine Liebe dem unseligen Mädchen den bittersten Tod bereitet hat. Denn, als ich die Gewißheit erlangt hatte, von ihr nie einen freundlichen Blick noch den geringsten Wink, der mit meinen Wünschen übereinstimmte, zu erhalten, da ich hörte, daß sie dir zur Gemahlin beschieden sei, ließ ich mich von meinem zügellosen Verlangen genugsam verblenden, mir einzubilden, wenn ich nur Mittel und Wege auffände, ihre Verbindung mit dir rückgängig zu machen, so würde sie ihr Vater auf meine Bewerbung leichten Kaufs mir selber zugestehen. Meine inbrünstige Liebe wußte keinen andern Rath, und ohne also etwas weiteres zu bedenken, erfand ich den verwegensten Anschlag von der Welt und ließ dich betrügerischerweise in jener Nacht in einem meiner Diener einen in ihr Haus einsteigenden Liebhaber sehen. Ebenso war auch derjenige, welcher zu dir kam und dir anzeigte, daß Fenicia ihre Liebe einem dritten zugewandt habe, durchaus von mir unterrichtet und bestochen, dir jene Nachricht zu bringen. Dies vermochte dich am folgenden Tage Fenicia zu verschmähen. Die Unglückliche grämte sich darüber zu Tode und hier ist ihr Begräbniß. Ich war ihr Mörder, ihr Henker, ihr grausamer Würger, und für diese Unbild gegen dich und gegen sie beschwöre ich dich mit gekreuzten Armen ...

Hier warf er sich von neuem vor ihm auf die Kniee.

... die meiner Schandthat würdige Rache an mir zu nehmen; denn das Bewußtsein, so viele Greuel veranlaßt zu haben, macht mir das Leben zur unerträglichsten Last.

Als Herr Timbreo diese Worte vernahm, weinte er bitterlich; doch sah er wohl ein, daß der begangene Fehler nicht ungeschehen zu machen, da Fenicia todt sei und sie niemand ins Leben zurückrufen könne. Er beschloß darum, sich an Girondo nicht zu vergreifen, sondern ihm alle

seine Schuld zu verzeihen und nur darauf zu denken, wie Fenicia's Ruf wieder herzustellen und ihre Ehre von den Flecken zu reinigen sei, die sie so ungerechterweise betroffen hatten. Er bat also Girondo, aufzustehen, und sprach zu ihm nach vielen heißen Seufzern und bittern Thränen also: Wie viel besser wäre es für mich, mein Bruder, wenn ich nie geboren oder doch taub zur Welt gekommen wäre, daß ich so Schreckliches, Herzzerreißendes nie gehört hätte; denn nun kann ich nie wieder froh werden, weil ich mir sagen muß, daß meine Leichtgläubigkeit diejenige ermordet hat, deren Liebe, deren seltene Tugenden und bewundernswürdige Gaben wol einen andern Lohn von mir verdient hätten, als Schimpf, Verleumdung und frühzeitigen Tod. Gott, gegen dessen Willen sich kein Blatt auf dem Baume regt, hat es freilich also zugelassen, und da vergangene Dinge leichter zu tadeln, als besser zu machen sind, so will ich keine weitere Rache an dir nehmen; denn wenn ich so Freund über Freund verlöre, so hieße das nur Schmerz auf Schmerz häufen, und bei alle dem würde ja doch Fenicia's seliger Geist nicht in ihren engelkeuschen Körper zurückkehren, der seinen Lauf vollendet hat. Nur über eines will ich dich tadeln, damit du nicht wieder in einen ähnlichen Fehler verfällst, und das ist, daß du mir nicht deine Liebe entdeckt hast, da du wußtest, daß ich in sie verliebt war und nichts von dir wußte, denn statt sie von ihrem Vater zu begehren, wäre ich in diesem Liebesunternehmen dir gerne gewichen, und wie großherzige und edle Geister thun, hätte ich, mich selbst überwindend, eher auf unsere Freundschaft, als auf meine Begierde gehört; vielleicht auch wärest du, nachdem du meine Gründe vernommen, von dem Unternehmen abgestanden und es wäre nicht das entsetzliche Ereigniß daraus entsprungen, wie jetzt. Doch jetzt ist es geschehen und nichts auf der Welt kann es ungeschehen machen. Darum wünsche ich, daß du mir den Gefallen erzeigtest, zu thun, was ich dir sagen werde.

Befiehl mir, mein Gebieter, sagte der Herr Girondo, ich werde dir ganz ohne Ausnahme Folge leisten.

Ich wünsche, fuhr Herr Timbreo fort, daß wir es unsere erste Sorge sein ließen, Fenicia, die wir so ungerecht gelästert haben, ihre Ehre und unbescholtenen Ruf wiederzugeben, zuerst bei ihren trostlosen Verwandten und dann bei allen Messinern; denn da das Gerücht verbreitet hat, was ich ihr sagen ließ, so könnte leicht die ganze Stadt glauben, sie sei eine feile Dirne. Thäten wir dies nicht, so müßte ich ewig ihren erzürnten Schatten vor mir zu sehen glauben, der zu Gott wider mich um Rache riefe.

Girondo antwortete ihm alsbald und immer unter Thränen: Du hast zu befehlen, mein Gebieter, ich gehorche. Erst war ich dir durch Freundschaft verbunden, jetzt bin ich es durch die Unbilde, die ich dir zugefügt, und da du als allzugroßmüthiger und edler Ritter mir treulosem gemeinem Mann so hochherzig verziehen hast, bleibe ich ewig dein Diener und Sklave.

Nach diesem Gespräche knieten beide bitterlich weinend vor dem Grabe nieder und baten Fenicia und Gott mit demüthig gekreuzten Armen um Verzeihung, der eine für die begangene Schandthat, der andere für die allzugroße Leichtgläubigkeit. Sodann trockneten sie sich die Augen und Herr Timbreo wünschte, daß Herr Girondo mit ihm nach dem Hause des Messer Lionato gehe. Sie gingen daher miteinander in das Haus und fanden Messer Lionato, der soeben mit einigen seiner Verwandten zu Mittag gegessen hatte, von der Tafel aufstehend, der, als er hörte, daß die beiden Ritter mit ihm sprechen wollten, ihnen voll Verwunderung entgegenging und sie willkommen hieß. Die beiden Ritter sahen Messer Lionato und seine Gattin in schwarzen Kleidern, sie fingen bei dieser grausen Erinnerung an Felicia's Tod an zu weinen und konnten kaum zu Worte kommen. Es wurden ihnen nun zwei Stühle gereicht, sie setzten sich zusammen nieder,

und nach einigen Seufzern und tiefen Athemzügen erzählte Herr Timbreo vor allen Anwesenden die klägliche Geschichte, welche den bittern und frühzeitigen Tod Fenicia's, wie er meinte, veranlaßt hatte; dann warf er sich mit Herrn Girondo auf die Kniee und bat ihre Eltern um Vergebung für dieses Verbrechen. Messer Lionato weinte vor Rührung und Freude, umarmte sie beide liebevoll, verzieh ihnen alle Schuld und dankte Gott, daß er die Unschuld seiner Tochter ans Licht gebracht habe. Nach mancherlei Gesprächen wandte sich Herr Timbreo zu Messer Lionato und sagte zu ihm: Herr Vater, da das Unglück meinen heißen Wunsch, euer Eidam zu werden, vereitelt hat, so bitte und beschwöre ich euch, so dringend ich kann, über mich und das Meinige zu verfügen, als wäre ich wirklich euer Schwiegersohn geworden, denn ich werde euch ewig die Ehrerbietung und den Gehorsam erzeigen, den ein liebevoller Sohn dem Vater schuldig ist. Würdigt mich eurer Befehle und ihr werdet finden, daß meine Handlungen meinen Worten entsprechen; denn wahrlich, ich weiß in der Welt nichts, und wäre es auch noch so schwer, das ich um euretwillen nicht thun wollte.

Mit liebreichen Worten dankte der gute Alte dem Herrn Timbreo und sagte endlich: Da ihr mir aus gutem Herzen ein so uneigennütziges Anerbieten macht und der Himmel mich eurer Verwandtschaft nicht für würdig hält, so wage ich es, eine Bitte an euch zu richten, die ihr mir leicht gewähren könnt. Bei dem Edelmuthe, der euch beseelt, und bei aller der Liebe, die ihr je zu der armen Fenicia trugt, bitte ich euch nämlich, wenn ihr euch dereinst vermählen wollt, mir es gefälligst anzuzeigen, und wenn ich euch dann eine Gattin gebe, die euch ansteht, sie aus meinen Händen zu nehmen.

Herr Timbreo hielt dafür, daß der bedauernswürdige Greis in Ansehung seines schweren Verlustes hiermit doch nur eine äußerst geringe Entschädigung anspreche,

reichte ihm die Hand und entgegnete, ihn auf den Mund küssend, Folgendes: Herr Vater, ihr verlangt so gar wenig von mir, daß ich mich euch nur desto mehr verpflichtet fühle. Und um euch meine Dankbarkeit zu bethätigen, will ich nicht nur nie ohne euer Vorwissen eine Frau nehmen, sondern sogar keiner andern mich vermählen, als derjenigen die ihr mir empfehlt und zuführt. Dies verspreche ich euch Angesichts aller dieser edeln Herren.

Herr Girondo brachte bei Messer Lionato auch seine guten Worte an und stellte sich unbedingt zu seiner Verfügung. Hierauf gingen die beiden Ritter zu Tisch, die Kunde von dem Vorfall aber verbreitete sich alsbald durch Messina und es wurde jedermann klar, daß Fenicia unverdientermaßen war beschuldigt worden. An demselben Tage noch wurde Fenicia von ihrem Vater durch einen ausdrücklich abgesandten Boten von allem Geschehenen benachrichtigt. Sie war darüber im höchsten Grade erfreut und dankte Gott mit frommem Herzen für ihre wieder erlangte Ehre. Etwa seit einem Jahre befand sich jetzt Fenicia auf dem Landgute, wo man sie so geheim gehalten hatte, daß niemand ahnen konnte, daß sie noch lebe. Inzwischen hatte Herr Timbreo in dem vertrautesten Verhältniß zu Messer Lionato gelebt und dieser unterrichtete nun Fenicia von seinem Vorhaben und bereitete in der Stille Alles vor, was zur Ausführung desselben gehörte. Fenicia war unterdessen über allen Glauben schön geworden, sie hatte eben ihr siebzehntes Jahr erreicht und war so groß geworden, daß sie niemand mehr für Fenicia erkannt hätte, um so mehr, als man diese schon todt glaubte. Ihre Schwester, welche ihr Gesellschaft leistete, war jetzt etwa funfzehn Jahre alt und hieß Belfiore; auch glich sie in der That der schönsten Blume und gab an Reizen ihrer ältern Schwester wenig nach. Dieser Umstände versah sich Messer Lionato, der die beiden Jungfrauen häufig besuchte, und er beschloß dann seinen Gedanken unverzüglich ins Werk zu richten.

Als er eines Tages mit den beiden Rittern zusammen war, sagte er nämlich lächelnd zu Herrn Timbreo: Es ist jetzt die Zeit gekommen, Herr, daß ich euch der Verpflichtung, die ihr gegen mich einzugehen die Gewogenheit hattet, entledige. Ich bin der Meinung, euch zu eurer Gattin eine schöne und anmuthige Jungfrau ausgefunden zu haben, die euch meiner Ansicht nach, wenn ihr sie gesehen habt, gewiß befriedigen wird. Und wenn ihr auch weniger Liebe für sie empfändet, als einst für Fenicia, so kann ich euch jedenfalls versichern, daß sie nicht minder schön, edel und anmuthig ist, als diese. Sie ist mit andern weiblichen Gaben und anmuthigen Sitten Gott sei Dank in Fülle versehen und geschmückt. Ihr sollt sie sehen und sodann immer noch ihretwegen thun und lassen können, was euch beliebt. Sonntag Morgen komme ich mit einer Begleitung aus meinen Verwandten und Freunden zu euch: Haltet euch mit Herrn Girondo bereit, denn wir müssen auf ein etwa drei Meilen von Messina entferntes Landgut gehen. Dort hören wir die Messe, dann besuchen wir das Mädchen, von dem ich euch gesagt habe, und wir speisen darauf miteinander zu Mittag.

Herr Timbreo nahm die Einladung und die Verabredung an und bereitete sich am nächsten Sonntag in der Frühe mit Herrn Girondo, um über Land zu reiten. Und siehe da kam Messer Lionato mit einer Schaar von Edelleuten, nachdem er auf dem Landgute bereits alles Nothwendige anständig hatte rüsten lassen. Sobald Herr Timbreo von der Ankunft des Messer Lionato benachrichtigt war, stieg er mit Herrn Girondo und seinen Dienern zu Pferd, und nachdem sie sich gegenseitig guten Morgen gesagt, verließen sie alle miteinander die Stadt. Unter mancherlei Gesprächen, wie dies bei dergleichen Ritten zu geschehen pflegt, kamen sie, ehe sie sichs versahen, auf dem Landgute an und wurden ehrenvoll empfangen. Sie hörten in einer dem Hause nahe gelegenen

Kirche die Messe, und als diese vorbei war, verfügten sich alle in den Saal, der mit alexandrinischen Teppichen und Tapeten anständig geziert war. Als sie daselbst versammelt waren, siehe da traten aus einem Zimmer viele Edelfrauen heraus, unter welchen Fenicia mit Belfiore, und Fenicia war recht eigentlich dem Monde zu vergleichen, wenn er in seinem vollsten Schimmer am Sternhimmel aufgeht. Die beiden Herren nebst den andern Edelleuten empfingen sie mit ehrerbietiger Begrüßung, wie stets jeder Edelmann gegen Frauen zu thun verpflichtet ist. Messer Lionato nahm sodann den Herrn Timbreo bei der Hand und führte ihn zu Fenicia, die, seit man sie auf das Land gebracht hatte, immer Lucilla genannt worden war.

Seht, Herr Ritter, sagte er, dies ist das Fräulein Lucilla, die ich euch zur Gattin auserkohren; wenn sie euch gefällt, und wenn ihr meiner Ansicht beipflichtet, so ist sie eure Verlobte.

Herrn Timbreo hatte die in der That sehr schöne Jungfrau gleich auf den ersten Blick ausnehmend wohl gefallen. Er hatte schon bei sich beschlossen, Messer Lionato zu folgen, und sprach daher nach kurzem Bedenken: Herr Vater, ich nehme nicht nur diese an, die ihr mir zuführt und die mir eine wahrhaft königliche Jungfrau scheint, sondern ich hätte auch jede andere, die mir von euch gezeigt worden wäre, angenommen. Und damit ihr seht, wie sehr ich verlange, euch zu befriedigen, und erkennet, daß mein euch gegebenes Versprechen ernstlich war, nehme ich diese und keine andere zu meiner rechtmäßigen Gattin, wofern ihr Wille mit dem meinigen übereinstimmt.

Darauf versetzte die Jungfrau und sprach: Herr Ritter, ich bin hier bereit, Alles zu thun, was Messer Lionato mir befiehlt.

Und ich, schönes Mädchen, fügte Messer Lionato bei, ermahne euch, den Herrn Timbreo zum Gatten zu nehmen.

Um die Sache nun nicht weiter zu verzögern, wurde einem anwesenden Doctor ein Wink gegeben, daß er die gewöhnlichen Worte sprechen solle nach dem Gebrauch der heiligen Kirche. Der Herr Doctor that dies in bester Art und Herr Timbreo vermählte sich auf der Stelle mit seiner Fenicia, in der Meinung, eine Lucilla zu heirathen. Gleich zuerst, als Herr Timbreo das Mädchen aus dem Zimmer treten sah, hatte er in seinem Herzen ein leises Beben empfunden, weil es ihm bedünken wollte, in ihren Gesichtszügen eine gewisse Ähnlichkeit mit seiner Fenicia wahrzunehmen. Er konnte sich nun nicht satt an ihr sehen und fühlte bereits, wie sich alle seine alte Liebe zu Fenicia nun auf diese Jungfrau übertrug. Unmittelbar nach der Vermählung wurde Handwasser herumgereicht, oben an den Tisch setzte man die Braut, ihr zur Rechten an der Seite kam Herr Timbreo, ihm gegenüber Belfiore, auf welche sodann der Ritter Girondo folgte, und auf diese Weise ging es in bunter Reihe abwärts. Es kamen köstliche und aufs schönste geordnete Speisen, das ganze Gastmahl war prachtvoll und ruhig und aufs beste bedient. Gespräche, Scherze und tausend andere Unterhaltungen fehlten nicht. Als nun zuletzt die Früchte, welche die Jahreszeit bot, herumgereicht wurden, und Fenicia's Tante, die fast das ganze Jahr über auf dem Lande bei ihr gewesen war und bei Herrn Timbreo am Essen saß, sah, daß das Gastmahl zu Ende ging, fragte sie scherzend ihren Nachbar, als hätte sie nie etwas von den früheren Vorfällen vernommen: Herr Bräutigam, seid ihr nie vermählt gewesen?

Auf diese Frage aus dem Munde einer solchen Frau füllten sich seine Augen mit Thränen, welche herabfielen, ehe er noch antworten konnte. Dessenungeachtet überwand er die Weichheit seiner Natur und sagte: Frau Tante, eure gütige Frage erinnert mich an einen Gegenstand, der mir stets im Herzen lebt und um dessen willen ich bald meine Tage zu beschließen glaube. Denn wiewol

ich mit Frau Lucilla völlig zufrieden bin, so empfinde ich doch um einer andern willen, die ich liebte und noch jetzt nach ihrem Tode mehr als mich selber liebe, einen ununterbrochenen und so schmerzlichen Herzenskummer, daß ich fühle, wie er allmälig den Faden meines Lebens zernagt, da ich höchst pflichtwidrig Veranlassung zu ihrem bittern Tode geworden bin.

Herr Girondo wollte ihm in die Rede fallen, er wurde jedoch lange Zeit von Schluchzen und einen reichlich hervorstürzenden Thränenstrom verhindert. Am Ende sagte er mit halb erstickter Stimme: Ich, mein Herr, ich bin der strafbare Urheber und Vollstrecker des Todes der unglücklichen Jungfrau, deren seltene Vorzüge sie eines längeren Lebens so würdig machten; ihr habt nicht die mindeste Schuld daran.

Über diese Reden begannen auch der Braut die Augen sich mit einem Thränenregen zu füllen im Andenken an ihr vergangenes bitteres Leiden. Die Tante der Braut fuhr dann fort und richtete folgende Frage an den Neffen: Ach, Herr Ritter, seid doch so gut, da das Geschehene nun nicht zu ändern ist, erzählt mir doch das Ereigniß, das euch und diesen andern ehrenwerthen Herrn noch gegenwärtig in solche Rührung und Thränen versenkt.

Wehe mir, antwortete Herr Timbreo, ihr verlangt, Frau Tante, daß ich den verzweifeltsten und grausesten Schmerz erneuere, den ich noch je erlitten, und der mir schon, wenn ich im Entferntesten daran denke, alle Kraft und alles Bewußtsein entzieht. Indessen will ich, euch zu Gefallen, euch meinen ewigen Schmerz und die Schande meiner Leichtgläubigkeit ausführlich erzählen.

Er hub nun an von Anfang bis zu Ende nicht ohne die heißesten Thränen und mit der innigsten Theilnahme und Verwunderung der Zuhörer die betrübte Geschichte vorzutragen. Als er geendet hatte, sprach die Matrone zu ihm: Ihr erzählt mir da eine wundersame furchtbare Geschichte, Herr Ritter, dergleichen wol noch nie auf

Erden vorgekommen. Aber sagt mir, so wahr Gott euch helfe, wenn ich euch, bevor ihr euch diesem Fräulein verlobtet, eure erste Geliebte wieder hätte auferwecken können, was würdet ihr gethan haben, um sie wieder ins Leben zu bekommen.

Herr Timbreo erwiderte unter Thränen: Ich schwöre bei Gott, gnädige Frau, ich bin sehr zufrieden mit meiner jetzigen Gemahlin und hoffe es in kurzem noch mehr zu werden; aber hätte ich vorher die Gestorbene wieder kaufen können, so hätte ich die Hälfte meines Lebens hingegeben, um sie wieder zu bekommen, außer all dem Geld, das ich während desselben ausgegeben haben würde; denn ich liebte sie so aufrichtig, als nur ein Mann eine Frau lieben kann, und wenn ich tausend und aber tausend Jahre dauerte, werde ich sie, todt wie sie ist, immer lieben und aus Liebe zu ihr alle ihre Verwandten stets lieb und werth halten.

Hier vermochte nun Fenicia's getröſteter Vater nicht länger die Freude seines Herzens zurückzuhalten und er sagte, zu seinem Eidam gewandt, vor überströmender Wonne und Rührung weinend: Mein Sohn und Eidam, denn so darf ich euch nennen, eure Werke vollbringen nicht, was eure Worte besagen; denn ihr habt euch mit eurer so innig geliebten Fenicia vermählt, habt den ganzen Morgen an ihrer Seite zugebracht und kennt sie noch nicht? Wohin hat sich eure inbrünstige Liebe verirrt? Hat sich ihre Gestalt, haben sich ihre Züge so sehr verändert, daß ihr sie nicht wieder erkannt habt und sie doch neben euch sitzt?

Auf diese Worte erschlossen sich allmälig die Augen des verliebten Ritters und er warf sich seiner Fenicia an den Hals, küßte sie tausend mal, und konnte in seinem grenzenlosen Entzücken nicht aufhören, sie unverwandt zu betrachten. Dabei weinte er fortwährend voll Rührung und konnte kein Wort hervorbringen, nannte sich aber selbst in sich blind. Messer Lionato erzählte ihm dem-

nächst, wie sich Alles zugetragen, und alle waren äußerst verwundert und sehr heiter beisammen. Herr Girondo sprang jetzt von der Tafel auf, warf sich heftig weinend Fenicia zu Füßen und bat sie demüthigst um Verzeihung. Diese hub ihn sogleich freundlich auf und verzieh ihm mit liebreichen Worten die erlittenen Unbilden. Darauf wandte sie sich zu ihrem Gatten, der sich selbst bei der Sache für schuldig erklärte, und bat ihn mit den zärtlichsten Worten, nie wieder in diesem Sinne zu sprechen, denn er brauche nicht für eine Schuld um Verzeihung zu bitten, die er nicht begangen habe. Dann küßten sie sich und tranken, vor Freude weinend, ihre heißen Thränen im Übermaß des Entzückens und der Wonne. Während sich nun alle der angenehmsten Freude hingaben und zu Tänzen und Festlichkeit anschickten, nahte sich der Ritter Girondo dem Messer Lionato, welcher so vergnügt war, daß er den Himmel mit dem Finger zu berühren wähnte, und bat ihn, ihm eine sehr große Gnade erzeigen zu wollen, wodurch er ihn unendlich glücklich machen werde. Messer Lionato antwortete ihm, er möge nur fordern, denn wenn es in seiner Macht stehe, seine Bitte zu gewähren, so werde er sie gern und freudig erfüllen.

So verlange ich denn, fuhr Herr Girondo fort, euch, Herr Lionato, zum Vater und Schwäher, Frau Fenicia und Herrn Timbreo zu Geschwistern und Fräulein Belfiore hier zu meiner rechtmäßigen und geliebten Gattin.

Der gute Vater fühlte sein Herz von neuer Freude überwältigt. Wie von Sinnen über ein so großes unverhofftes Glück wußte er nicht, ob er träume oder ob es Wahrheit sei, was er sah und hörte. Als er endlich doch erkennen mußte, daß er nicht schlief, dankte er Gott von Herzen für so vielen unverdienten Segen und antwortete, zu Herrn Girondo gewandt, diesem freundlich, er sei mit Allem zufrieden, was in seinem Belieben stehe. Da es nun so weit war, rief er Belfiore zu sich und sagte: Du siehst, meine Tochter, wie es geht: dieser

Herr Ritter bewirbt sich um deine Hand. Willst du ihn zum Gatten haben, so bin ich es zufrieden; du hast alle möglichen Gründe, es auch zu sein; also sage mir deine Meinung frei heraus!

Das schöne Mädchen antwortete ihrem Vater mit leiser bebender Stimme voll Schaam, daß sie bereit sei zu thun, was er verlange. Und so steckte Herr Girondo, um die Sache nicht weiter zu verzögern, mit Einwilligung aller Verwandten unter den gewöhnlichen und geziemenden Äußerungen des Anstandes der schönen Belfiore den Ring an, worüber Messer Lionato und alle die Seinigen äußerst vergnügt waren. Und weil Herr Timbreo seine theure Fenicia unter dem Namen Lucilla geheirathet hatte, vermählte er sich nunmehr von neuem feierlich mit ihr unter dem Namen Fenicia. So ging der ganze Tag unter Tänzen und Vergnügungen hin. Die schöne liebenswürdige Fenicia war in den feinsten Damast gekleidet, weiß wie der reinste Schnee. Das Gebände, welches ihr Haupt schmückte, ließ ihr wunderbar reizend. Sie war für ihre Jahre ziemlich groß von Wuchs und prangte in genügender Fülle der Glieder; doch konnte sie bei ihrer Jugend noch zu wachsen hoffen. Unter der verrätherischen Hülle der feinsten und edelsten Seide zeigte sich etwas erhaben der Busen, zwei runden Äpfeln gleich vordringend, eine Brust in reizender Entfernung von der andern. Wer die holde Farbe ihres Angesichts sah, der erblickte eine reine, liebliche Weiße, von süßer jungfräulicher Schaam übergossen, welche nicht die Kunst, sondern die Meisterin Natur, dem Wechsel der Geberden und der Umstände gemäß, in glühenden Purpur tauchte. Die schwellende Brust glich an Weiße und Frische dem lebendigsten weißen Alabaster, der runde Hals glänzte wie Schnee. Wer den holden Mund, wenn er die süßen Worte bildete, sich öffnen und schließen sah, der konnte zuversichtlich sagen, er habe ein unschätzbares Kleinod sich öffnen sehen, umschlossen von den feinsten Rubinen und

voll der reichsten und schönsten Perlen, wie sie nur je das gewürzreiche Morgenland uns gesandt. Sah er aber diese schönen Augen, diese funkelnden Sterne, diese blitzenden Sonnen, die sie so meisterlich hin- und herstrahlen ließ, so konnte man wol beschwören, daß in diesen reizenden Flammen die Liebe wohne und in diesem hellen Glanz ihre scharfen Pfeile wetze. Und wie lieblich flatterten die krausen losen Locken umher, welche, die reine freie Stirn umspielend, gesponnener Seide und glänzendem Golde gleich, sich bei dem leisesten Hauch eines Lüftchens kosend umherschaukelten. Ihre Arme waren so ebenmäßig, ihre beiden Hände so zierlich gebildet, daß der Neid selbst daran nichts hätte ändern können. Überhaupt ihre ganze Gestalt war so anmuthsvoll und lebendig, so liebenswürdig von der Natur gebildet, daß ihr gar nichts fehlte. Sodann bewegte sie sich so leicht und heiter, je nach den Umständen, mit dem ganzen Körper oder theilweise, daß jede ihrer Handlungen, jeder Wink, jede Bewegung voll unendlicher Anmuth war und es schien, sie dringe mit offener Gewalt in die Herzen der Beschauer ein. Wer sie daher Fenicia nannte, der entfernte sich nicht von der Wahrheit, denn sie war in der That ein Phönix, der alle andere Jungfrauen unendlich weit an Schönheit übertraf. Und nicht weniger schön war das Ansehen Belfiorens; nur hatte sie als ein jüngeres Kind noch nicht die Hoheit, den mächtigen Reiz in ihren Geberden und Bewegungen. Der ganze Tag also wurde in festlicher Freude hingebracht und die beiden Bräutigame schienen sich an dem Anblick und der Unterhaltung mit ihren Frauen nicht ersättigen zu können. Herr Timbreo besonders schwelgte in Seligkeit und Entzücken und wollte sich fast selber nicht glauben, daß er wirklich da sei, wo er sich befand, denn immer fürchtete er nur zu träumen, oder alles sei ein holder Sinnentrug, den die Kunst eines Zauberers ihm vorspiegele. Am folgenden Tage schickten sie sich an, nach Messina zurückzukehren und dort die

Hochzeit mit jener Feierlichkeit zu begehen, die sich für den Rang der beiden Ritter geziemte. Die beiden Ehemänner hatten schon durch einen Eilboten einen ihrer Freunde, der das Vertrauen des Königs besaß, von ihren Schicksalen unterrichtet und ihm aufgetragen, was sie wünschten, daß er für sie thun möchte. Daher ging dieser noch desselben Tages zu König Pedro, ihm im Namen der beiden Ritter aufzuwarten, und erzählte ihm die ganze Geschichte ihrer Liebe und was sich von Anfang bis zu Ende mit ihnen begeben habe. Der König bewies hierüber eine nicht geringe Freude. Er ließ die Königin herbeirufen und befahl dem Vermittler, noch einmal in ihrer Gegenwart die ganze Geschichte zu erzählen. Dies that er denn auch gewissenhaft und zur größten Genugthuung und nicht geringen Verwunderung der Königin, welche, da sie von Fenicia's kläglichem Schicksale vernahm, aus Mitleid für das Mädchen zu Thränen gerührt wurde. Da nun der König Pedro freisinniger herrschte, als irgend ein Fürst seiner Zeit, und besser als andere das Verdienst zu belohnen wußte, und da auch die Königin höflich und freundlich war, eröffnete ihr der König seine Gesinnung und was er zu thun Willens war. Als die Königin einen so großmüthigen Vorsatz hörte, rühmte sie sehr die Ansicht und den Willen ihres Herrn und Gemahls. Er ließ daher in aller Eile festliche Zubereitungen am Hofe treffen, den ganzen Adel von Messina, Herren und Frauen, einladen, und verordnete, daß die vornehmsten Barone des Hofes mit zahlloser Begleitung anderer Ritter und Edeln, unter Führung und Leitung des Infanten Don Giacomo Dongiavo seines Erstgeborenen stracks den neuvermählten Schwestern vor Messina hinaus entgegenritten. Dieser sein Beschluß wurde in schönster Ordnung ausgeführt, sie ritten zur Stadt hinaus und waren noch nicht eine Meile weit gekommen, als sie den beiden Bräuten begegneten, die mit ihren Gatten und vielen

andern Personen in frohem Zuge auf Messina zukamen. Als sie zu einander kamen, hieß der Infant Don Giacomo die Ritter wieder aufsitzen, welche abgestiegen waren, um ihm ihre Ehrerbietung zu bezeugen, und beglückwünschte sie und die schönen Schwestern im Namen seines Vaters höflich wegen ihrer Vermählung; er selbst aber wurde von allen mit der größten Ehrerbietung empfangen. Auch alle Hofbeamte und andere Theilnehmer an dem Zuge, der aus Messina gekommen war, empfingen die beiden Ehepaare nicht minder zuvorkommend und höflich. Die beiden Ritter mit ihren Frauen andererseits dankten auf das Schmeichelhafteste, und vor Allem sagten sie dem Infanten Don Giacomo den verbindlichsten Dank für die ihnen erwiesene Ehre. Hierauf setzte sich die ganze Gesellschaft gegen die Stadt in Bewegung unter fröhlichen Gesprächen und Scherzen, wie es bei dergleichen Lustbarkeiten herzugehen pflegt. Don Giacomo unterhielt sich sehr lange und freundlich bald mit Frau Fenicia, bald mit Frau Belfiore. Der König, welcher mehrmals durch Boten von dem Vorrücken des Zuges unterrichtet war, stieg, als es ihm Zeit schien, mit der Königin und einer ansehnlichen Gesellschaft von Rittern und Edelfrauen zu Pferde und begegnete am Eingang der Stadt dem schönen eben anlangenden Zuge. Alle stiegen sogleich ab, um den König und die Königin zu begrüßen, wofür sie von diesem gnädig empfangen wurden. Der König ließ alsdann alle wieder aufsitzen und nahm seinen Platz zwischen Messer Lionato und Herrn Timbreo ein, während die Königin die schöne Fenicia an ihre rechte und Belfiore an die linke Seite nahm. Der Infant Don Giacomo ließ sich von Herrn Girondo begleiten. Ebenso stellten sich die übrigen Herren und Frauen vom Adel, alle gingen paarweise in der schönsten Ordnung und bewegten sich so, nach des Königs Willen, gegen den königlichen Palast. Daselbst wurde ein prächtiges Mittagsmahl eingenommen, zu dessen Schluß auf Befehl des

Königs in Gegenwart der ganzen Tischgesellschaft Herr Timbreo die ganze Geschichte seiner Liebe erzählte. Als dies vorbei war, fing man an zu tanzen, und die ganze Woche über hielt der König offenen Hof und befahl, daß alle in diesen Tagen im königlichen Palaste speisen sollten. Als die Feste zu Ende waren, rief der König Messer Lionato zu sich und fragte ihn, welche Aussteuer er seinen Töchtern zugedacht und wie er sie ihnen ausfolgen wolle. Messer Lionato antwortete dem König, über die Aussteuer sei noch gar nicht gesprochen worden, er werde ihnen aber eine seinen Kräften angemessene anständige Mitgift zukommen lassen. Der König sagte darauf: Wir wollen euren Töchtern selbst eine Aussteuer geben, wie sie ihnen und meinen Rittern angemessen ist, und wollen nicht, daß ihr ferner irgend für sie zu sorgen habt.

Und also ließ der großherzige König, der deshalb nicht allein von allen Sicilianern, sondern von jedermann, der es hörte, höchlich gepriesen wurde, die beiden neuvermählten Paare zu sich kommen, forderte sie auf, feierlich ihren Ansprüchen an das Vermögen des Messer Lionato zu entsagen, und fügte sogleich den königlichen Befehl hinzu, welcher diese Verzichtleistung bestätigte. Unverzüglich darauf stattete er sie, nicht wie Bürgerstöchter, sondern wie seine eigenen, auf das Ehrenvollste aus und erhöhte den Jahrsgehalt, den die beiden Ritter von ihm bezogen. Die Königin, nicht minder aufwandliebend, großmüthig und freigebig, als der König, ernannte beide Frauen zu ihren Hofdamen, warf ihnen von ihren eigenen Einkünften einen ansehnlichen jährlichen Gehalt aus und hielt sie immer lieb und werth. Sie, die in der That äußerst liebenswürdig waren, wußten bald durch ihr Benehmen die Hochschätzung aller Hofbeamten zu erwerben. Auch dem Messer Lionato gab der König ein ehrenvolles Amt in Messina, das ihm keine geringen Einkünfte brachte. Weil er aber schon bei Jahren war, so brachte er es dahin,

daß der König einen seiner Söhne darin bestätigte. So also erging es dem Herrn Timbreo mit seiner redlichen Liebe. Das Böse, das ihm Herr Girondo hatte zufügen wollen, schlug zum Guten aus und beide genossen noch lange ihrer Frauen und lebten in Glück und Frieden. Noch oft durften sie sich mit Vergnügen der Leiden erinnern, welche die schöne Fenicia überstanden hatte. Dieser Herr Timbreo war der Stammvater des hochedeln Geschlechts und Hauses Cardona, welches noch heute in Sicilien und Neapel viele geachtete Männer zählt. Auch in Spanien blüht dieses hochedle Blut der Cardona und bringt Männer hervor, die vom Adel ihrer Ahnen nicht ausarten, weder in den Waffen noch in der Toga. Aber was sage ich von den zwei hochedeln Brüdern Don Pietro und Don Giovanni von Cardona, wahrhaft mannhaften und erlauchten Herren und Kriegern? Ich sehe hier einige unter euch, die den Herrn Don Pietro Grafen von Colisano Großconnestabel und Admiral von Sicilien gekannt haben, welchen der Herr Prospero Colonna, der unvergleichliche Mann, so sehr geehrt und sich seines weisen Rathes bedient hat. Und in der That war der Graf von Colisano ein ganz außerordentlicher Mann. Er starb in einem Gefecht bei Bicocca zum allgemeinen Schmerz der ganzen Lombardei. Aber Don Giovanni sein Bruder, Markgraf von la Palude, kam ziemlich unter Ravenna in der Schlacht zwischen den Franzosen und Spaniern, wo er sich mannhaft gehalten, ums Leben. So bin ich indeß unversehens vom Erzähler zum Lobredner geworden.

---

77. Die einäugige Amme.

(1, 23.)

Man hat meines Bedünkens mit Recht die Vermuthung geäußert, daß Römer und Gothen die ersten waren, welche diese unsere Vaterstadt erbaut haben, die sodann von den Longobarden erweitert wurde zur Zeit, da der longobardische König Luitprant den Leib des heiligen Augustin zur See von der Insel Sardinien nach Genua und von Genua nach Pavia bringen ließ. Über die Erbauung gibt Sanct Cassiodorus Zeugniß und von der Erweiterung sieht man neben den uralten Schriften, die ich in der Hand des Enrico Bandello sah, die alles aufs Genaueste erzählen, auch noch Spuren der alten Gräben und einiger Brücken. Derselbe Enrico zeigte mir auch die authentische Vollmachtsurkunde Kaiser Otto's des ersten, wo er, als er zu Pavia war, Aluida zur Frau nahm, die in erster Ehe den König Lothar von Italien zum Manne gehabt hatte. In diesem Privilegium sieht man, wie Otto der bandellischen Familie außer den sechs Streifen ihres Wappens den Adler schenkte und sie außerdem zu Herren der Ortschaft Sale und Casella machte, welche Herrschaft sie friedlich behaupteten, bis die Bürgerkriege kamen zwischen den Vesconti und denen von la Torre. Und da eine Madonna Agnese Bandellā an Messer Bernardo von la Torre verheirathet war, folgten nunmehr die Bandelli der Partei der Turrianer; diese Turrianer wurden von den Vesconti aus dem Gebiete der Lombardei verjagt und so kamen auch die Bandelli um die Herrschaft ihrer Grundbesitzungen, die sie nie wieder erlangten. Vor kurzem führte mich Bruder Girolamo Beladuccio vom minderen Orden, Magister der heiligen Gottesgelahrtheit, als ich in San Francesco war, in den Klostergarten und dann in seine Zelle. Dort ließ er mich, da er die Schlüssel zu den

Klosterarchiven hatte, eine auf Pergament geschriebene Urkunde sehen, die in demselben Jahre, wo Sanct Franz canonisirt worden, ausgestellt war, und worin gesagt ist, daß sieben edle Bandelli, die daselbst namentlich aufgeführt sind, als domini und condomini von Castelnuovo, Sale und Casella aus voller Gewalt und Machtvollkommenheit dem Bruder Ruffino, dem ehemaligen Genossen des Sanct Franz, das ganze Grundstück schenken, worauf heutiges Tages die Kirche und das Kloster dieser minderen Brüder steht, und außerdem schenkten sie ihm achttausend Pfund Kaisergeld zum Aufbau des Klosters. Es war mir sehr lieb, diese alten Urkunden zu sehen und ich habe bereits darüber mit Enrico Bandello gesprochen und ihm angegeben, wie er es anzufangen habe, um die besagte Urkunde wieder zu erlangen. Soviel wollte ich euch sagen in Bezug auf die Verhandlungen, welche über das Alter dieses Orts zwischen euch und den Familien desselben Statt gefunden haben, mit der Absicht, euch eine Liebesgeschichte zu erzählen, die in dieser unserer Heimat zur Zeit der Erbauung des Orts sich zugetragen; denn mir scheint, diese Stunde des Tages muß mit heiteren Gesprächen hingebracht werden, nicht mit Disputationen. Ich fand diese Geschichte auch aufgezeichnet in einer sehr alten Handschrift, welche Mancherlei über die Alterthümer unserer Gegend enthielt; das Buch gehörte dem vortrefflichen uns allen wohl bekannten Doctor der Rechte Herrn Gasparo Grasso. Also im Anfang der Gründung unseres Ortes, da die herumliegenden Felder noch an ausgediente Soldaten vertheilt waren, welche theils von den Römern, theils von den Ostgothen sich allda befanden, war unter andern von gothischem Stamme daselbst ein sehr geachteter und tapferer Mann Namens Velamiro. Er hatte lange unter Theodorich gedient, sich immer gut gehalten und verdiente, bei der Länderverteilung den andern vorgezogen zu werden, sodaß er sehr reich geworden war. Bei seinem Tode hinterließ er sein

ganzes Vermögen seinem einzigen Sohne, welcher Bandelchil hieß und von welchem die Familie der Bandelli abstammt. Der junge Bandelchil war einer der edelsten Männer seines Volkes. Sein Vater hatte ihm außer dem Grundbesitz viel Geld und große Beute hinterlassen, die er in ganz Italien erworben hatte; er war in seinen Ausgaben nicht karg und versorgte die armen Gothen sehr oft mit dem Nöthigen. Man liebte und ehrte ihn deswegen sehr und sah ihn gleichsam als das Haupt seines Volkes an. Eines Tages erblickte er ein junges Mädchen von funfzehn bis sechszehn Jahren, welche über die Maßen schön war. Sie gefiel ihm so wohl und er verliebte sich so sehr in sie, daß er sein Auge gar nicht mehr von ihr wegwenden konnte; unvermerkt wurde er so übermannt von der Freude ihres Anblicks, er fühlte sich so gefangen von ihren Reizen, daß er seinen Sinn gar nicht anderswohin wenden konnte. Sie waren in einer Kirche, als er sie zum erstenmal sah. Sobald das schöne Kind weg war, blieb Bandelchil voll mannichfaltiger Gedanken zurück, denn er hatte zuvor nie die süßen Gefühle der Liebe empfunden. Als er nachher zu Hause und allein in seiner Kammer war, dachte er wieder an die Reize des Mädchens, das er gesehen, und die er mehr für göttlich, als für menschlich hielt; und er fühlte sich so überströmt von unendlicher Lust, wenn er ihrer gedachte, daß gar kein anderer Gedanke mehr in seiner Seele Raum hatte. Die Stunde des Mittagessens war längst vergangen und als die Leute des Hauses sahen, daß ihr Herr seine Schlafkammer nicht verließ, waren sie ungewiß, was sie thun sollten. Einer von ihnen ging aber endlich hinein und ließ ihn wissen, die Stunde des Mittags sei vorbei und das Essen gehe zu Grunde. Bandelchil ging heraus, wusch seine Hände und setzte sich zu Tisch. Aber wie? Er war so vertieft in seine verliebten Gedanken, daß er nichts oder nur wenig aß. Es war sonst seine Gewohnheit, während des Mittag- und Nachtessens sich der Fröhlichkeit

zu überlassen und die ganze Gesellschaft zu unterhalten. Von nun an aber sprach er kein Wort mehr, nahm nur einige Bissen zu sich, stand von der Tafel auf und ging in seine Kammer zurück, indem das Bild des gesehenen Mädchens ihm immer vor den Augen der Seele schwebte. Seine Hausleute waren voll Verwunderung, eine so ungewöhnliche Lebensart an ihm zu sehen, und konnten sich nicht anders denken, als er müsse krank sein. Doch wagte es keiner ihn zu fragen, was er habe oder was ihm fehle. Er ging an dem ersten Tage gar nicht aus dem Zimmer und machte es beim Abendessen wie am Mittage. Die folgende Nacht, in welcher er gar nicht schlafen konnte, sondern immer mit Sinn und Gedanken beschäftigt war, das schöne Kind zu beschauen, sprach er bei sich selbst: Wie kommt es nur, daß ich in die Schönheit des Mädchens versenkt bin, welches ich heute früh in der Kirche sah, sodaß ich auf nichts anderes mehr meinen Sinn wenden kann? Ich weiß nicht, wer das Mädchen ist, ob edel oder nicht, ob Gothin oder Römerin. Doch was spreche ich Thörichter? Darf ich je daran zweifeln, daß sie die edelste ist? O gewiß sie kann nur von den edelsten Eltern geboren sein. Wie könnte der Schöpfer so viel Schönheit, so wunderbare Gaben in ein niedriges Wesen gelegt haben? Und wenn sie auch von unedeln Eltern stammte, wenn Gott sie so geadelt und mit so vielen Tugenden ausgestattet hat, wer dürfte sich erkühnen, sie unedel zu nennen? Wenn sie eine Römerin ist und aus römischem Blute stammt, so ist dies genug, um ihr den höchsten Adel zu verleihen; ist sie aber gothischer Abkunft, so kann sie nur Tochter eines Soldaten sein, und das Kriegswesen adelt jeden, der den Waffen folgt und sie rühmlich trägt; ich darf also keine Schande fürchten, wenn ich sie liebe.

So dachte der verliebte und aufgeregte Jüngling bei sich, denn bei den Gothen war es anerkannte Sitte, daß kein Adeliger sich mit einer nicht Adeligen vermählen durfte;

ja es wurde für eine große Schmach angesehen, wenn ein aus adeligem Stamme Entsprossener überhaupt sich mit einer Person von niedriger Abkunft fleischlich zu thun machte. Der gequälte junge Mann brachte also die ganze Nacht in langem mannichfaltigem Nachdenken zu, und jemehr er sann, um so mehr fühlte er sich in Liebe für das Mädchen, das er gesehen hatte, entbrennen. Als der Tag anbrach, wünschte er zu erfahren, wer ihr Vater sei, und das Glück begünstigte seine Wünsche. Denn als er eben auf dem Felde lustwandelte, sah er seine Geliebte am Fenster in der Straße der Tavernellen; kaum aber hatte er sie erblickt, als sie sei es zufällig oder aus welchem Grunde immer sich zurückzog. Er kannte das Mädchen sogleich, fragte, wem das Haus gehöre, und erfuhr, der Besitzer sei ein Gothe und heiße Clisterdo, das Mädchen aber heiße Aloinda. Es gefiel dem Jüngling sehr, zu erfahren, daß sie edelgeboren sei und ihr Vater in großer Achtung stehe und sich derzeit bei Theodor in Ravenna befinde. Er fing nun an, häufig durch die Straße zu gehen, und wenn er sie an der Thüre oder an den Fenstern sah, so zeugten seine Augen von der hohen Glut, in welcher er für sie entbrannt war. So verharrte er lange Zeit, ohne sie jedoch, was auch die Ursache sein mag, für sich zu bewegen oder ihr durch Boten und Sendungen entdecken zu können, was er für sie fühle. Sie schien auch gar nichts von seiner Liebe zu bemerken noch sich um ihn zu bekümmern, weswegen denn der Liebhaber sich in der mismuthigsten Stimmung befand. Aber er wagte es nicht, sich dem Mädchen zu entdecken, aus Furcht, sie möchte zürnen und sich dann nicht mehr sehen lassen; und doch gereichte schon ihr Anblick dem Jüngling zur höchsten Wonne und er hätte lieber sterben, als sie auch nur im Geringsten beleidigen mögen. So entbrannte er von Tag zu Tag mehr in Liebe zu seiner Aloinda und beschloß endlich nach vielem

Nachdenken, einem vertrauten Freunde seine ganze Liebe zu entdecken und bei ihm Rath und Hilfe in diesem Unternehmen zu suchen. Er hatte einen Freund Namens Teialac, es war ein edler Jüngling, aber von Jugend auf immer kränklich. Dies war die Veranlassung, daß er sich nicht mit den Waffen, sondern stets mit den Wissenschaften und der Litteratur, mehr der griechischen, als der lateinischen, beschäftigt hatte, wie denn überhaupt das Volk der Gothen vorzüglich viel auf die griechischen Studien hielt. Ja, in unserer Heimat haben sich noch jetzt viele griechische Wörter erhalten und werden von Männern und Frauen gebraucht, sodaß sie förmlich zur italiänischen Volkssprache gehören. Bandelchil war also eines Tages mit Teialac zusammen, erzählte ihm die ganze Geschichte seiner Liebe und bat ihn, daß er ihm in dieser Qual einigen Rath gebe, denn er sehe ein, daß er sich in diesem Kummer nicht erhalten könne und von Tag zu Tage mehr jede Lust zu Schlaf und Essen verliere. Nachdem Teialac den Antrag seines Freundes angehört und sorgfältig geprüft hatte, antwortete er: Ich muß mich nur wundern über dich, daß du, da du dich in die Netze der Liebe verstrickt sahst, niemals suchtest dich entweder ganz davon loszumachen, oder wenn du dich von dem Vogelleim der Liebe nicht mehr befreien kannst, daß du nicht nach allen möglichen Heilmitteln trachtest. Du versicherst mich, es sei über ein Jahr, daß du dies peinigende Leben führst, und nichts desto weniger hast du nie versucht, Aloinda deine Liebe zu wissen zu thun. Wie willst du, daß sie deine Liebe errathe, wenn du ihr nie Boten und Briefe santest oder dich selbst bei ihr einstelltest. Deine Aufgabe ist es, ihr zu dienen, sie zu ehren, zu verfolgen und mit der Liebe bekannt zu machen, die du für sie fühlst. Wer weiß, ob sie sich, wenn sie deine Liebe kennt und erfährt, nicht zur Gegenliebe neigt, ja, daß sie sich geehrt fühlt, wenn sie sieht, daß einer deines Gleichen sie so hoch achtet.

Es ist die Art der Frauen, daß sie geehrt, geachtet, erhoben, ja fast möchte ich sagen angebetet werden; und wenn sie auch lieben und etwas verlangen, so stellen sie sich, als verlangen sie es nicht, und wollen gebeten, ja gezwungen sein zu etwas, was sie doch gerne freiwillig thun möchten. Deswegen ist meine Meinung, du thust ihr durch Briefe oder einen vertrauten Boten deine Liebe kund; wenn es sich zeigt, daß es ihr angenehm ist, sich von dir geliebt zu sehen, so wird es nicht an Mittel und Wegen fehlen, dein Unternehmen zum Ziele zu führen; denn wenn die Theile zusammenstimmen, geschieht es selten, daß das Ganze sich nicht füge, sich zusammen schicke und die gewünschte Vollendung erreiche. Wenn sie deine Botschaften nicht anhören wollen oder deinen Wünschen sich widersetzlich zeigen wird, so werden wir auf andere Auskunft denken. Zuerst wollen wir also dies versuchen und dann wird für das Übrige wol Rath werden.

Als Bandelchil den Rath seines Freundes angehört hatte und derselbe ihm günstig schien, so fing er an, sich mit ihm über die Mittel zu berathen, die er ergreifen müsse, ob er eine Frau mit mündlichen Aufträgen an Aloinda schicken oder ob er ihr schreiben solle. Nach reiflicher Überlegung beschlossen sie als das sicherste und beste Mittel, ihr alles zu schreiben. Als er sich besonnen hatte, durch wen er ihr den Brief schicken wolle, schrieb der Liebende einen solchen auf, worin er ihr auf passende Weise seine glühende Liebe offenbarte und sie bat, daß sie ihm, der ihr treuester Diener sein werde, ihr Mitleid schenken wolle. Der Liebhaber hatte einen Edelknaben, welcher klüger und älter an Erfahrung war, als man ihm ansah, denn er war klein von Gestalt, dabei aber so klug und listig und so geschickt und gewandt bei Fragen und Antworten und leugnete mit so unverändertem Gesicht eine offenbare Wahrheit, daß er den Teufel selbst hinters Licht geführt hätte. Diesen

unterrichtete Bandelchil genau, wie er seinen Wunsch erfüllt wissen wolle, und gab ihm den Liebesbrief. Der Liebende pflegte jeden Tag auf dem Felde zu lustwandeln, bald zu Fuß und bald zu Pferde, und dabei ging es immer an dem Hause seiner Geliebten vorbei, was keinen Verdacht erregen konnte, da sie an einer offenen Straße wohnte. Einst zog er auch des Weges mit einigen andern, der listige Knabe ging hart an der Mauer von Aloinda's Hause hin und als er an eine Fensteröffnung kam, welche dem Weinkeller Helle zu geben bestimmt und gegen die Straße mit einem Eisengitter geschlossen war, ließ er ein Paar Sporen, die er in der Hand hielt, fallen, ließ ohne Weiteres seinen Herrn mit seiner Gesellschaft fortreiten und ging auf die Hausthüre zu. Er fand sie offen, trat hinein und zeigte sich scheinbar ganz schüchtern und verdutzt. Zufällig erblickte er das Mädchen, das neben dem Eingang mit Arbeiten beschäftigt saß, und sagte zu ihr: Madonna, ich bitte euch um Gottes willen, seid so gut und laßt mir euren Keller öffnen, denn indem ich meinem Herrn folgte, der eben durch die Straße reitet, sind die Sporen, die ich in der Hand trug, mir durch das Gitter in euer Kellergewölbe gefallen, und wenn ich sie nicht nach Hause bringe, so gibt mir mein Herr Schläge genug.

Unter diesen Worten kam Aloinda's Mutter herbei und sagte, da sie das Begehren des Edelknaben gehört hatte: Geh, Tochter, und führe ihn mit dir hin, daß er die Sporen suche.

Die beiden gingen nun in den Keller und als der Edelknabe sah, daß ihm niemand folgte, fing er an, dem Mädchen kürzlich die Liebe seines Herrn von Anfang an zu erzählen, und gab ihr den Brief. Aloinda nahm ihn, ohne zu antworten, der Knabe nahm seine Sporen und sie gingen hinauf. Hier dankte der Edelknabe der Mutter und kehrte zu seinem Herrn zurück. Aloinda las bei guter Weile, was ihr der Liebhaber ge-

schrieben hatte, und die liebevollen Worte drangen ihr so ins Herz, daß sie ganz sich von Liebe entzündete. Sie verlangte nun nichts mehr, als den Geliebten zu sehen und mit ihm zusammen zu kommen. Sobald sie sich daher denken konnte, er werde durch die Straße kommen, ging sie, wenn es sich thun ließ, an das Fenster und entdeckte ihm so lächelnd und mit freundlichem Gesichte ihren Willen. Als der Liebhaber dies bemerkte und sah, daß sein Brief von Erfolg gewesen, ging er nun mit dem Gedanken um, wie er Gelegenheit finde, zu ihr zu kommen, und Aloinda dachte ebenfalls an nichts anderes. Nun trug es sich zu, daß eine Verwandte von Aloinda's Mutter sich verheirathete, und da das Mädchen wußte, daß ihre Mutter zur Hochzeit gehen werde, so suchte sie dies den Geliebten wissen zu lassen. Sie schrieb ihm daher, was er thun solle, wußte jedoch nicht, wie sie ihm den Brief zustellen könne. Während sie darüber nachdenkend an dem Fenster lag, sah sie den Edelknaben ganz allein die Straße daher kommen. Sie ging schnell hinunter und als der Edelknabe an der Thüre vorbeiging, gab sie ihm, ohne daß es jemand bemerkte, den Brief und eilte schnell wieder hinauf. Bandelchil las den Brief und war nun der glücklichste Mensch auf Erden. Er war vor Entzücken ganz außer sich und erwartete ungeduldig den Tag der Hochzeit. Die Mutter ging zu dem Mahle und ließ Aloinda allein zu Hause mit einer Alten, welche nur ein Auge hatte. An jenem Tage nun trat der Liebhaber, wie man ihm angeordnet hatte, durch den Garten in das Haus und versteckte sich in einem Zimmer unter dem Bette. Aloinda, welche ihre Amme auf einer andern Stelle hingehalten hatte, lief nun um die verabredete Stunde durch das Haus auf und ab. Sie war schnell und die Liebe lieh ihr Flügel; die Amme konnte ihr nicht nachkommen und so gelangte das schöne Kind in das Gemach, wo der Liebste verborgen war, und schloß sich ein. Da die Alte dies

merkte und wußte, daß das Zimmer eiserne Gitter an den Fenstern hatte, dachte sie, da es Sommer war, das Mädchen wolle schlafen. Die beiden Liebenden aber umarmten und küßten sich wol tausend mal und als Bandelchil die letzte Wonne der Liebe genießen wollte, sprach Aloinda zu ihm: Mein Herr, den ich mehr als mein Leben liebe, wenn ihr mich so ernstlich liebt, wie ihr mir sagt und mir geschrieben habt, so werdet ihr es einrichten, daß wir lange beisammen sein können, und dies wird geschehen, wenn ihr mich zur Frau nehmt.

Der Liebhaber war auf das Höchste von ihr entzückt und sah sie über die Maßen schön; daher versprach er ohne Zögern, sie zu ehelichen, und genoß mit ihr lange Zeit die höchste Wonne der Liebe. Nachdem sodann Alles geordnet war, was er zur Feier der Hochzeit für nöthig hielt, hörte Aloinda die Amme klopfen und rufen. Daher sagte sie zu dem Geliebten: Ich werde nun die Thüre öffnen, mich der häßlichen Alten an den Hals werfen und mit einer Hand ihr das gute Auge bedecken. Sobald ich mich räuspere, schlüpft ihr dann geschickt hinaus und geht auf dem Wege zurück, den ihr hergekommen seid.

Aloinda öffnete nun die Thüre, warf sich der schmählenden Alten um den Hals, und indem sie ihr zu liebkosen schien, schloß sie ihr mit der Hand das Auge und sagte zu der Amme, indem sie sich räusperte, sie lasse sie nicht eher, als bis sie sich beruhige und ihr verspreche, der Mutter nichts zu sagen, sie habe sich nur hier eingeschlossen, um ruhig zu schlafen.

Unterdessen schlüpfte der Liebhaber leise aus dem Zimmer, ohne von jemand gesehen zu werden, und Aloinda sprach nun zu der Alten: Mein liebes Mütterchen, ich bin doch eure liebe Tochter.

Und so noch ähnliche Plaudereien, bis endlich die Alte sich zufrieden gab. Wenige Tage nachher warb Bandelchil bei ihrem Vater um ihre Hand und erhielt

sie, sie zeugten viele Kinder und lebten immer im größten Frieden. Als man später die barbarischen Worte durch die italiänische Aussprache milderte, nannten sich die Abkömmlinge Bandelchil's Bandelli, wie sie noch heutiges Tages heißen.

---

78. Antonio Bologna.

(1, 26.)

Antonio Bologna aus Neapel lebte, so lange er in Mailand verweilte, im Hause des Herrn Silvio Savello. Nach Herrn Silvio's Abgang machte er sich an Francesco Acquaviva Markgrafen von Bitonto, welcher in der Schlacht von Ravenna gefangen in die Hand der Franzosen fiel und in die Burg von Mailand gebracht wurde; gegen sichere Bürgschaft kam er jedoch aus der Burg los und lebte lange Zeit in der Stadt. Nachher bezahlte dieser Markgraf eine starke Entschädigungssumme und kehrte nun in das Königreich Neapel zurück. Jener Bologna blieb nun im Hause des Ritters Alfonso Vesconte mit drei Dienern und lebte in Mailand ganz anständig, hatte schöne Kleider und Pferde. Es war ein sehr galanter und tugendhafter Edelmann, und außerdem, daß er ein sehr schönes Äußeres hatte und ein wackerer Mann war, galt er auch für einen sehr gewandten Reiter. In schönen Wissenschaften war er mehr als gewöhnlich bewandert und sang anmuthig, die Laute in der Hand. Ich weiß, daß manche unter uns ihn noch singen gehört haben, oder vielmehr nicht singen, sondern singend den Zustand beweinen, in welchem er sich befand, indem Frau Ippolita Sforza und Bentivoglia ihn zu spielen und zu singen zwang. Als er nun von Frankreich zurück-

gekehrt war, wo er fortwährend dem unglücklichen Friedrich von Aragonien gedient hatte, welcher aus dem Königreich Neapel vertrieben sich dem König Ludwig dem zwölften von Frankreich in die Arme geworfen hatte und von diesem liebevoll aufgenommen worden war, begab sich Bologna nach Neapel in sein Heimwesen und blieb daselbst. Er hatte dem König Friedrich viele Jahre lang als Oberhofmeister gedient. Nun wurde er nach kurzem von der Herzogin von Malfi, Tochter Heinrich's von Aragonien und Schwester des aragonesischen Cardinals angegangen, ob er nicht als Oberhofmeister in ihre Dienste treten wolle. An das Hofleben gewöhnt und der aragonischen Partei ergeben nahm er ihren Vorschlag an und ging hin. Die Herzogin war frühzeitig Witwe geworden und hatte in ihrer Ehe einen Sohn geboren, dessen Vormundschaft sie nun sowie die über das Herzogthum Malfi führte. Jung, rüstig und schön, wie sie war, und an ein weichliches Leben gewöhnt, war sie zwar nicht gesonnen, sich zum zweiten Male zu verheirathen, wo dann sie ihren Sohn hätte fremder Obhut übergeben müssen, aber sie gedachte, bei sich darbietender Gelegenheit, sich einen rüstigen Liebhaber zu wählen und mit ihm ihre Jugend zu genießen. Sie sah viele Männer, von ihren Unterthanen, wie Fremde, die ihr anmuthig und gesittet schienen; sie beobachtete bei allen auf das Genaueste ihr Wesen und Betragen; sie glaubte aber keinen zu finden, der ihrem Oberhofmeister gleichkomme; er war auch in der That ein sehr schöner Mann, groß und wohlgestaltet, von schönem und anmuthigem Betragen und mit vielen Vorzügen ausgerüstet. Daher verliebte sie sich heftig in ihn, von Tag zu Tag lobte sie ihn mehr, und sein schönes Betragen gewann entschiedener ihren Beifall, sodaß sie am Ende ganz für ihn glühte und nicht leben zu können meinte, ohne ihn zu sehen und bei ihm zu sein. Bologna war auch keine alberne Schlafhaube, und wiewol er den Abstand zwischen

sich und der Hoheit der Dame wohl fühlte, konnte er sich dennoch nicht erwehren, sobald er ihrer Liebe zu ihm sich erst recht bewußt geworden war, sie in die Geheimnisse seines Herzens dergestalt aufzunehmen, daß er fürder keinem andern Gefühle, als der Liebe zu ihr darin Raum gestattete. So waren also die Liebenden beide einander zugethan. Die Herzogin aber faßte, von neuen Vorstellungen überkommen, den Entschluß, theils um Gott nicht allzusehr zu beleidigen, theils um jeder etwaigen übeln Nachrede wegen ihrer Liebe zu begegnen, ohne jedoch sonst jemand von ihrer Liebe in Kenntniß zu setzen, nicht die Geliebte Bologna's, sondern seine Gattin zu werden und in der Stille seiner Liebe sich zu freuen, bis etwa die Umstände sie nöthigten, ihre eheliche Verbindung kund zu thun. Sobald sie mit sich selbst über diesen Vorsatz im Reinen war, ließ sie Bologna eines Tages in ihr Zimmer kommen, trat mit ihm in ein Fenster, wie sie jedesmal zu thun pflegte, wenn sie mit ihm über ihr Hauswesen berieth, und redete ihn folgendermaßen an: Spräche ich mit irgend einem andern Menschen, als mit dir, Antonio, so würde ich gegenwärtig nicht wissen, wie ich meine Worte anbringen sollte. Da ich dich aber als einen verschwiegenen, mit hohem Verstande begabten Edelmann kenne, der an den königlichen Höfen Alfonso's des zweiten, Ferdinand's und Friedrich's meiner Verwandten aufgewachsen und gebildet worden ist, so bin ich geneigt zu glauben, daß du nach Anhörung dessen, was ich dir jetzt zu eröffnen habe, mit mir übereinstimmend denken wirst. Sollte ich dich nichts desto weniger anders finden, so würde sich mein Vertrauen in die tiefe Einsicht, die man dir allgemein zuschreiben will, allerdings nicht bewähren. Ich bin, wie du weißt, durch das Ableben des Herrn Herzogs meines Gemahls seligen Angedenkens in ziemlich jungen Jahren Witwe geworden, und habe seither als solche ein Leben geführt, daß auch der strengste und härteste Sittenrichter in Betreff der Ehr-

barkeit auch nicht ein Pünktchen an mir auszusetzen finden könnte. Ebenso habe ich der Regierung des Herzogthums mit solcher Sorgsamkeit vorgestanden, daß ich hoffen darf, wenn die Zeit der Volljährigkeit meines Herrn Sohnes gekommen sein wird, ihm dasselbe in erwünschterem Zustande zu übergeben, als ich es bei dem Tode des Herrn Herzogs selbst übernahm. Denn nicht allein habe ich funfzehntausend Ducaten Schulden bezahlt, welche der Hochselige in den letzten Kriegen hatte machen müssen, ich habe auch noch überdies eine einträgliche Baronie in Calabrien käuflich erworben, mich vollkommen schuldenfrei gemacht und mein ganzes Hauswesen auf das Vollkommenste wohl bestellt. Nun hatte ich zwar bei mir beschlossen, fortwährend im Witwenstande zu beharren und meine Residenz bald in diesem Landsitz, bald auf jener Burg, bald in Neapel aufzuschlagen und meine Zeit der Sorge für das Herzogthum zu widmen; ich habe mich aber allerdings bewogen gefunden, meinen Vorsatz zu ändern und ein neues Leben zu beginnen. Ich wünschte mir nämlich lieber einen neuen Gatten zu erwählen, als etwa gleich andern Frauen zu thun, welche Gott zum Hohne und der Welt zum ewigen Tadel sich Liebhabern preisgeben. Ich weiß wohl, was man von einer Herzogin in diesem Königreich sagt, obgleich einer der ersten Barone ihr begünstigter Liebhaber ist, und weiß, daß du mich verstehst. Um nun aber auf meine Angelegenheiten zurückzukommen, so siehst du, daß ich noch bei jungen Jahren bin und weder lahm noch schielend; ich sehe nicht aus, wie die Gassenjungen, die sich unter andern Leuten nicht zeigen dürfen. Ich lebe, wie du ferner täglich siehst, in Wohlstand und Üppigkeit, um deren willen ich verliebten Gedanken wohl oder übel Gehör geben muß. Wollte ich mir einen Gemahl erwählen, der dem ersteren an Stande gleichkäme, so wüßte ich nicht, wie ich dies bewirken sollte; ich müßte mich denn mit einem Knaben vermählen, der bald meiner überdrüßig mich aus seinem

Bette verjagte und meinen Platz von verworfenen Dirnen einnehmen ließe; denn es lebt gegenwärtig bei uns kein vornehmer Mann, dessen Alter dem meinigen entspräche und der ledigen Standes wäre. Ich bin also nach reiflichem Erwägen und Bedenken dieser Sache dahin mit mir einig geworden, daß ich einen ausgezeichneten Edelmann zu meinem ehelichen Gemahl erheben will. Um aber die Lästerungen des gemeinen Volkes zu vermeiden und um nicht mit meinen vornehmen Verwandten und besonders mit dem Herrn Cardinal meinem Bruder Ungelegenheiten zu haben, wünschte ich die ganze Sache freilich so lange verborgen zu halten, bis sie sich mit weniger Gefahr für mich gelegentlich einmal veröffentlichen ließe. Derjenige, den ich zum Manne zu nehmen beabsichtige, hat etwa tausend Ducaten Einkünfte, und ich habe von meiner Mitgift neben dem Zuschuß, den mir der Herr Herzog bei seinem Abscheiden zugewiesen, über zweitausend, außer dem Hausgeräthe, welches mir gehört; und wenn ich den Rang einer Herzogin nicht behaupten kann, so will ich mich bescheiden, als Edelfrau zu leben. Ich möchte nun aber von dir erfahren, was du mir räthst.

Als Antonio diese lange Anrede der Herzogin vernommen hatte, wußte er nicht, was er darauf erwidern sollte; denn da er sich versichert hielt, von ihr geliebt zu sein, und ihr selbst mit nicht geringer Liebe zugethan war, so konnte er natürlicherweise nicht wünschen, sie sich wieder verheirathen zu sehen, um noch Hoffnung zu erhalten, dereinst das Ziel seiner Liebe zu erreichen. Er blieb stumm ihr gegenüber stehen, wechselte im Gesicht die Farbe und seufzte tief statt aller Antwort. Sie errieth die Gedanken ihres Geliebten, und da es ihr nicht misfiel, an diesem Zeichen zu erkennen, wie inbrünstig sie von ihm wieder geliebt werde, so sprach sie zu ihm, um ihn nicht länger in Ungewißheit und Besorgniß zu lassen: Antonio, sei getrosten Muths und erschrick nicht! Wenn du es

selber willst, so gedenke ich jedenfalls deine Gattin zu werden.

Diese Worte führten den Liebenden vom Tode zum Leben zurück und er konnte gar nicht aufhören, den Entschluß der Herzogin zu preisen, indem er sich ihr nicht zum Gatten, sondern zu ihrem getreuesten Diener erbot. Eines hierauf des andern versichert, unterredeten sie sich lange miteinander und kamen überein, so bald und so geheim als möglich sich zusammenzufinden. Die Herzogin hatte eine Tochter derjenigen, die ihr die erste Nahrung an ihrer Brust gereicht, bei sich und dieselbe bereits mit ihren Gedanken vertraut gemacht. Sie rief sie daher zu sich und ohne daß sonst jemand, als sie drei, anwesend war, verlobte sie sich in Gegenwart ihrer Kammerfrau mit Bologna. Ihre Vermählung blieb Jahre lang geheim, obgleich sie fast jede Nacht miteinander zubrachten. In Folge dieser Ehe wurde die Herzogin zu ihrer und ihres Gatten großer Freude gesegneten Leibes und gebar mit der Zeit ein Knäblein. Sie wußte auch Alles so geschickt anzustellen, daß niemand am Hofe es bemerkte. Bologna ließ das Kind mit vieler Sorgfalt ernähren und legte ihm in der Taufe den Namen Federico bei. - Demnächst bei der Fortdauer ihres Liebesverkehrs wurde die Herzogin zum andern mal schwanger und gebar ein wunderschönes Töchterlein. Diese zweite Schwangerschaft konnte aber allerdings nicht so geheim gehalten werden, daß der Zustand der Herzogin und ihre Niederkunft nicht vielen Hofleuten kund geworden wäre. Wie zu erwarten stund, wurde diese Sache verschiedentlich besprochen und das Ereigniß kam den beiden Brüdern zu Ohren, nämlich dem Cardinal von Arragon und einem andern*). Als diese hörten, daß ihre Schwester niedergekommen sei, entschlossen sie sich, diese Schande ihrer Schwester eben nicht zu einer öffentlichen Ange-

*) E. v. Bülow, Novellenb. 3, 18: Markese Karl von Teracc.

legenheit zu machen; nichts desto weniger aber fingen sie an, jeden Tritt und Schritt der Herzogin insgeheim beobachten zu lassen. Da nun dieses Geflüster am Hofe ging, und alle Tage Leute von den Brüdern der Herzogin kamen, welche sich alle Mühe gaben, der Sache auf die Spur zu kommen, fürchtete Bologna, die Kammerzofe möge sich zuletzt verleiten lassen, zur Verrätherin der ihr wohl bekannten Wahrheit zu werden, und so sagte er eines Tages im Gespräche mit der Herzogin: Ihr wißt, meine theure Gebieterin, daß eure Herren Brüder von dieser eurer zweiten Niederkunft Wind bekommen haben und eifriges Verlangen tragen, zu erforschen, was eigentlich Wahres an der Sache sei. Ich besorge nicht ohne Grund, daß sie einigen Verdacht auf mich geworfen haben und mich eines Tages werden tödten lassen. Ihr seid besser, als ich, mit ihrer Natur bekannt und wißt, wie einer von ihnen seine Hände gebrauchen kann. Ich denke, gegen euch selbst würden sie niemals ihre Wuth kehren, und bin überzeugt, wenn sie mich hätten umbringen lassen, wäre alles abgethan. Ich habe deswegen bei mir beschlossen, nach Neapel zu gehen, dort meine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, und mich dann nach Ancona zurückzuziehen, wohin ich mir meine Einkünfte werde schicken lassen. Ich bleibe dort so lange, bis man sieht, daß dieser Verdacht euren Herren Brüdern aus dem Sinne ist. Zeit wird dann auch Rath bringen.

Die Beiden wechselten noch Worte genug über diesen Gegenstand und am Ende schied er zum größten Leidwesen seiner Gattin von ihr. Seinem Vorsatze gemäß ordnete er seine Angelegenheiten, überließ die Sorge dafür einem leiblichen Vetter und verfügte sich sofort nach Ancona, wo er ein seinem Stande gemäßes Haus machte. Er hatte seinen Sohn und seine Tochter mitgenommen und erzog sie mit größter Sorgfalt. Die Herzogin, welche zum dritten Mal schwanger zurückgeblieben war und das Leben ohne ihren theuren Gatten nicht aushalten konnte,

war in so düsterer Stimmung, daß sie nahe daran war, den Verstand zu verlieren. Nachdem sie also zu wiederholten Malen reiflich über ihre Lage nachgedacht hatte, und nicht mehr umhin konnte, zu befürchten, wenn diese dritte Niederkunft verlautbare, werden ihre Brüder einen schlimmen Spaß anfangen, nahm sie sich vor, lieber ihrem Gatten nachzugehen und mit ihm als einfache Edelfrau zu leben, als um den Preis fortwährender Trennung von ihm der herzoglichen Würde theilhaftig zu bleiben. Wer möchte hiernach nicht behaupten wollen, daß die Liebe allmächtig ist? In der That ihre unleugbar höchste Gewalt übersteigt auch die kühnste Einbildungskraft. Sieht man nicht jeden Tag die Liebe die seltensten und wunderbarsten Wirkungen von der Welt hervorbringen und Alles überwinden? Aber man pflegt zu sagen, daß man nicht mit Maß lieben kann. Wenn die Liebe will, macht sie Könige, Fürsten, die höchsten Edelleute, ich sage nicht zu Liebhabern, nein selbst zu Sklaven der niedrigsten Weiber. Doch kehren wir zu unserer Geschichte zurück und lassen diese Untersuchungen beiseit. Die Herzogin hatte beschlossen, nach Ancona zu gehen, um ihren Gatten aufzusuchen, und setzte ihn insgeheim davon in Kenntniß. Andererseits ließ sie Geld und Geldeswerth so viel als möglich nach Ancona schicken. Hierauf machte sie bekannt, sie habe gelobt, nach Loreto zu wallfahrten, bestellte ihr Haus, sorgte für die Herrschaft, übertrug die Erziehung ihres Sohnes, der dereinst Herzog werden sollte, sichern Händen und machte sich mit zahlreicher und ehrenvoller Begleitung auf den Weg. Sie langte mit einem großen Zug Maulthiere in Loreto an, ließ daselbst eine feierliche Messe lesen und brachte jenem ehrwürdigen hochachtbaren Tempel reiche Gaben dar. Als nun alle die Ihrigen an die Rückkehr in ihr Reich dachten, sagte sie: Wir sind nur funfzehn Meilen von Ancona entfernt, und da wir hören, daß diese Stadt sehr alt und schön ist, so will uns gut dünken, dahin zu reisen und einen Tag dort zu verweilen.

Ihre Begleiter fügten sich in den Willen der Herzogin und es setzte sich der ganze Zug gegen Ancona in Bewegung, wohin das Gepäck vorausgeschickt worden war. Bologna, von alle dem zu rechter Zeit benachrichtigt, hatte Vorbereitungen getroffen, die Herzogin und ihr Gefolge in seinem trefflich ausgerüsteten Hause auf das Prachtvollste mit Prunk und Überfluß zu empfangen. Er hatte seinen Palast an der Hauptstraße, sodaß sie ihm nothwendigerweise an der Thüre vorüberkommen mußten. Der Küchenmeister war schon in aller Frühe angekommen, um das Frühstück anzuordnen, Bologna hatte ihn ins Haus geführt und ihm gesagt, er habe der Frau Herzogin die Herberge bereitet. Der Küchenmeister wußte dagegen nichts einzuwenden, weil Bologna nur aus unbekannten Gründen den Hof verlassen hatte und überdies von allen daselbst gern gesehen wurde. Sobald es Bologna an der Zeit schien, stieg er mit einer stattlichen Schaar anconitischer Edelleute zu Pferde und ritt der Herzogin fast drei Meilen Wegs vor die Stadt hinaus entgegen. Als die Begleiter der Herzogin ihn sahen, riefen sie ihr freudig zu: Ei, seht da, Frau Herzogin, unsern Herrn Antonio Bologna!

Und sie beeiferten sich alle, ihn zu bewillkommen. Er stieg ab, küßte seiner Gemahlin die Hände und lud sie mit ihrem Gefolge nach seinem Hause ein. Sie nahm die Einladung an und er führte sie, noch nicht wie seine Gemahlin, sondern wie seine Gebieterin, in sein Haus. Nachdem dort alle das Frühstück eingenommen hatten, wollte die Herzogin, da sie wußte, daß es dahin doch einmal kommen müsse, die Maske fallen lassen; sie berief daher alle die Ihrigen in den Saal und sprach zu ihnen also: Es ist nunmehr Zeit, meine Edelleute und ihr übrigen Diener, der ganzen Welt zu offenbaren, was einst vor Gott im Stillen geschehen ist. Mein Witwenstand hat mir nachgerade den Wunsch eingegeben, mich zu vermählen und zwar einen Mann zu nehmen, der

ganz nach meinem Sinne wäre. Ich verheirathete mich also schon vor mehreren Jahren in Gegenwart dieser hier anwesenden Kammerfrau dem Herrn Antonio Bologna, den ihr vor euch seht; er ist mein rechtmäßiger Gatte und bei ihm will ich als die Seinige fernerhin bleiben. Bisher bin ich eure Herzogin und Gebieterin gewesen und ihr waret mir pflichtgetreue Vasallen und Dienstleute. Inskünftige liegt es euch nun ob, dem Herrn Herzog meinem Sohne Gehorsam zu leisten und pflichtschuldigst treu und hold zu sein. Diese meine Frauen werdet ihr nach Malfi begleiten, wo ich vor meiner Abreise ihre Aussteuer in der Bank Paolo Tolosa's niederlegte und die nöthigen Schriften über Alles der Äbtissin des Frauenklosters Sanct Sebastian übergab; ich will fortan von meinen Frauen nur noch diese meine Kammerfrau beibehalten. Die Frau Beatrice meine bisherige Ehrendame ist, wie sie weiß, bereits von mir zufriedengestellt worden. Nichts desto weniger wird sie in der eben genannten Schrift finden, daß ich ihr noch eine erhebliche Summe ausgesetzt habe, mit welcher sie eine ihrer ledigen Töchter verheirathen kann. Ist unter meinen Dienern einer, der ferner bei mir bleiben will, so soll ihm von mir eine gute Behandlung sicher sein. Für das Übrige wird bei eurer Rückkehr in Malfi der Oberhofmeister in gewohnter Weise Sorge tragen. Und so erkläre ich dann schließlich nochmals, wie ich entschlossen bin, von nun an mit meinem Gemahl Herrn Antonio meiner herzoglichen Würde ledig im Privatstande zu leben.

Die ganze Versammlung hatte vor Erstaunen und Bestürzung über diese Anrede fast alle Fassung verloren. Wie sich aber nach und nach ein jeder überzeugte, daß er recht gehört habe und daß Bologna seinen Sohn und seine Tochter habe kommen lassen, die er mit der Herzogin erzeugt, und die Herzogin dieselben als ihrer beider Kinder umarmte und küßte, so beschlossen ihre Begleiter insgesammt, nach Malfi zurückzukehren, mit Ausnahme

der Kammerfrau und zweier Reitknechte, welche bei ihrer lang gewohnten Gebieterin blieben. Der Worte wurde zuvor die Menge gewechselt und ein jeder gab sein Theil dazu. Sie brachen also alle aus Bologna's Hause auf und begaben sich in eine Herberge; denn keiner wagte aus Furcht vor dem Cardinale und seinem Bruder bei ihr auszuhalten, nachdem er erfahren, wie die Sache stund; vielmehr beredeten sie sich unter einander, gleich am folgenden Morgen solle einer der Edelleute mit Postpferden nach Rom an den Cardinal abgehen, wo auch der Bruder sich aufhielt, und jenen von allem unterrichten. Dies geschah und die andern alle machten sich auf den Rückweg in das Königreich. Also blieb die Herzogin bei ihrem neuen Gatten und lebte mit ihm in äußerster Zufriedenheit. Wenige Monate später gebar sie ihm einen zweiten Sohn, welchem sie den Namen Alfonso beilegten. Während nun diese sich in Ancona aufhielten, bei immer zunehmender gegenseitiger Liebe, bewirkte der Cardinal von Aragon und sein vorgenannter Bruder, welche beide einen solchen Ehebund ihrer Schwester auf keine Weise bestehen lassen wollten, durch Vermittelung des Cardinals von Mantua Gismondo Gonzaga, welcher unter dem Papste Julius dem zweiten Legat von Ancona war, daß die Anconitaner Antonio Bologna mit seiner Gattin aus der Stadt verwiesen. Sie hatten etwa sechs bis sieben Monate in der Stadt zugebracht, und wiewol der Legat auf ihrer Entfernung hartnäckig bestand, gelang es Bologna dennoch, die Sache durch Unterhandlungen in die Länge zu ziehen. Bologna wußte allerdings, daß er am Ende doch werde weggeschickt werden, und, um deswegen nicht gar zu sehr überrascht zu sein, suchte er durch einen Freund, den er in Siena hatte, bei der Obrigkeit in jener Stadt um sicheres Geleit an, das ihm denn auch zugestanden wurde mit der Erlaubniß nebst seiner ganzen Familie sich daselbst niederzulassen. Mittlerweile hatte er bereits seine Kinder weggeschickt und

seine Angelegenheiten so geordnet, daß er an demselben Tage, wo er von den Anconitanern den Befehl empfing, binnen vierzehn Tagen ihr Gebiet zu räumen, mit seiner Gemahlin und Dienerschaft zu Pferde steigen und nach Siena abreisen konnte. Als die beiden Brüder aus Aragonien dies vernahmen und sich in ihrer Hoffnung getäuscht sahen, die Reisenden unterwegs in ihre Gewalt zu bekommen, bewogen sie den Cardinal von Siena Alfonso Petrucci, durch Herrn Borghese den Bruder des Cardinals, der das Oberhaupt der Regierung von Siena war, Bologna auch den Aufenthalt in Siena versagen zu lassen. Nach reiflicher Überlegung, wohin er sich flüchten könne, beschloß er daher mit seiner ganzen Familie nach Venedig zu gehen. Er machte sich daher auf den Weg, reiste durch das florentinische Gebiet nach der Romagna und wollte sich dort einschiffen, um nach Venedig zu segeln. Schon waren sie in der Nähe von Forli angelangt, als sie mit einem Male viele Reiter bemerkten, die ihnen folgten und von welchen sie einigermaßen Wind hatten. Voll Angst und rathlos wußten sie nicht, wie sie mit dem Leben davonkommen sollten, und waren mehr todt als lebendig; jagten aber, von der Angst angetrieben, dennoch mit beflügelter Eile weiter, um wo möglich eine unfern von ihnen gelegene Ortschaft zu erreichen, in welcher sie Rettung zu finden hofften. Bologna ritt einen starken türkischen Renner und hatte seinen ältesten Sohn gleichfalls auf ein sehr gutes türkisches Pferd gesetzt. Sein zweites Söhnchen und seine kleine Tochter waren beide in einer Sänfte und seine Gemahlin saß auf einem guten Zelter. Er und sein Sohn hätten sich mit leichter Mühe retten können, weil sie trefflich beritten waren; aber die Liebe zu seiner Gattin ließ ihm keine Flucht zu. Dagegen war sie selbst der festen Überzeugung, daß ihre Verfolger es nur auf ihren Gemahl abgesehen haben, sodaß sie denselben unter fortwährenden Thränen anflehte, auf seine Rettung Bedacht

zu nehmen, und zu ihm sagte: Mein theurer Herr, o eilt von dannen, denn meine Herren Brüder werden mir und unsern Kindern gewiß kein Leids zufügen. Wenn sie aber euch bekommen können, so werden sie ihre Wuth an euch auslassen und euch ums Leben bringen.

Sie drückte ihm nach diesen Worten eine volle Börse mit Ducaten in die Hand und bat ihn fortwährend aufs Dringendste, sich zu flüchten, weil ja vielleicht dennoch der Himmel zuließe, daß ihre Herren Brüder sich besänftigten. Der arme Ehemann erkannte aus der Nähe seiner Verfolger die Unmöglichkeit, sein Weib zugleich mit sich zu erretten, und so ergab er sich endlich, bis auf den Tod betrübt, in ihren Willen, nahm unter unzähligen Thränen von ihr Abschied und setzte seinem Türkenrosse die Sporen ein, indem er den Seinigen zurief, es möge ein jeder fliehen, so gut er könne. Als der Sohn den Vater fliehen sah, sprengte er ihm mit verhängtem Zügel rüstig nach, und so geschah es, daß Bologna mit seinem ältesten Knaben und vier wohlberittenen Dienern glücklich entkam. Dabei gab er seinen Gedanken auf, sich nach Venedig zu wenden, und alle sechs verfügten sich nach Mailand. Diejenigen, welche ausgesandt waren, um ihn zu tödten, bemächtigten sich an seiner Statt der Frau, seiner zwei Kinder und seines übrigen Gefolges. Der vorderste der Häscherschaar, mochte er nun von den Herren Brüdern der Frau dazu beauftragt sein, oder aus eigenem Antriebe wünschen, sie ohne großes Aufsehen zu fangen und fortzubringen, sagte zu ihr: Frau Herzogin, eure Herren Brüder haben mir befohlen, euch in euer Land und in euren Palast zurückzuführen, damit ihr die Vormundschaft eures Sohnes des Herrn Herzogs von neuem übernehmt und nicht länger bald hierhin bald dorthin in der Welt umherschweifet. Herr Antonio Bologna war der Mann darnach, wenn er euer überdrüßig gewesen wäre, euch wol gar einmal in Elend und Dürftigkeit zu verlassen und seines eigenen Weges zu gehen. Seid

also getrosten Muthes und nehmt euch euer gegenwärtiges Schicksal weiter nicht zu Herzen.

Die Frau schien sich über diese Worte wirklich zu beruhigen, denn sie glaubte annehmen zu dürfen, daß sie wahr gesprochen seien und daß ihre Brüder gegen sie und ihre Kleinen nichts Feindseliges beginnen werden. Dieser Hoffnung lebte sie einige Tage, bis sie auf einem der Schlösser des Herzogs ihres Sohnes ankam, wo sie mit ihren Kindern und der Kammerfrau bewacht und in den Festungsthurm gelegt wurden. Was daselbst aus allen vieren geworden war, verlautete nicht alsobald. Alle übrigen wurden in Freiheit gesetzt; die Frau aber mit der Kammerfrau und den zwei Kindern starben, wie man späterhin auf das Gewisseste gehört hat, des elendiglichsten Todes durch Mord. Der beklagenswerthe Gatte und Liebhaber langte mit seinem Sohne und seinen Dienern in Mailand an, wo er einige Tage unter dem Schutze des Herrn Silvio Savelli weilte, welcher gerade damals die Franzosen im Castell von Mailand belagerte, um die Feste im Namen Maximilian Sforza's einzunehmen, was ihm hernach durch Capitulation gelang. Als demnächst Savello mit seinem Heere nach Crema *) fortzog, wo er einige Tage blieb, begab sich Bologna zu dem Markgrafen von Bitonto, und da der Markgraf fort war, hielt er sich im Hause des Herrn Ritters Vesconte auf. Die aragonischen Brüder hatten es inzwischen in Neapel dahin gebracht, daß der Staatsschatz die Güter Bologna's einzog. Bologna selbst dachte einzig und allein daran, die Brüder mit sich zu versöhnen, weil er dem Gerüchte von der Ermordung seiner Gemahlin und Kinder auf keine Weise Glauben beimessen wollte. Er wurde mit der Zeit verschiedene Male von Edelleuten gewarnt, sich vorzusehen; es sei in Mailand keine Sicherheit mehr für

---

*) Östlich von Mailand.

ihn. Aber er versagte diesen wohlgemeinten Zuflüsterungen alles Gehör, und das wahrscheinlich, weil man ihm unter der Hand, um ihn desto mehr einzuschläfern und an etwaiger Flucht zu hindern, Hoffnung gemacht hatte, seine Gemahlin wieder mit ihm zu vereinigen. Von dieser eiteln Hoffnung erfüllt und von heute auf morgen lebend blieb er über ein Jahr in Mailand. Während dieser Zeit trug es sich zu, daß einer der Hauptleute der fremden Kriegsvölker, die damals im Herzogthum Mailand lagen, diese ganze Geschichte unserem Delio erzählte und ihn überdies versicherte, es sei ihm zwar aufgetragen worden, diesen Bologna zu ermorden, da er aber andern zu Gefallen nicht zum Schlächter werden möge, so habe er denselben auf eine gute Art warnen lassen, ihm nicht in den Weg zu kommen, und ihm auch die Nachricht mitgetheilt, daß seine Frau mit den Kindern und der Kammerfrau ganz gewiß schon erwürgt worden seien. Als Delio eines Tags bei Frau Ippolita Bentivoglia war, schlug Bologna eben die Laute und sang dazu ein rührendes Lied, welches er über sein Unglück selbst gedichtet und in Musik gesetzt hatte. Als Delio, der ihn bisher nicht gekannt hatte, erfuhr, daß er der Gemahl der Herzogin von Malfi sei, wurde er von solchem Mitleiden mit ihm ergriffen, daß er ihn beiseit rief, ihn des Todes seiner Gemahlin versicherte und ihm eröffnete, er wisse gewiß, daß in Mailand Mörder für ihn gedungen seien. Er dankte Delio und sagte zu ihm: Ihr seid falsch berichtet, Delio, denn ich habe Briefe aus Neapel von meinen Freunden, die mir versichern, der Staat werde in kurzem meine Güter wieder herausgeben, und auch von Rom aus habe ich gute Hoffnung, der erlauchte und hochwürdige Cardinal zürne mir nicht mehr so sehr und noch weniger sein Bruder, und ich werde meine geliebte Gemahlin unfehlbar wieder bekommen.

Delio durchschaute die List, womit man ihn umstrickt

hatte, sagte ihm, was ihm zweckmäßig schien, und ging von dannen. Diejenigen, welche ihn zu tödten suchten, sahen am Ende ein, daß sie ihren Zweck mit ihm durch den Kriegsmann, den sie zu seinem Morde angestellt hatten, nicht erreichen würden, weil er seinen erhaltenen Auftrag ziemlich lässig behandelte, und vertrauten sich einem andern Hauptmanne aus der Lombardei an, den sie zu der Unthat, die sie ihm zur Pflicht gemacht hatten, aufs Ernstlichste anfeuerten. Delio hatte dem Herrn L. Scipione aus Atella *) den ganzen bisherigen Verlauf der Geschichte erzählt und sagte, er wolle sie in seine Novellensammlung aufnehmen, da er doch gewiß wisse, daß der arme Bologna werde ermordet werden. Als L. Scipione und Delio eines Tages in Mailand bei dem großen Kloster sich zufällig begegneten, kam eben Bologna auf einem ausgezeichnet schönen spanischen Pferde heran auf dem Wege nach San Francesco **) zur Messe, vor ihm her zwei Diener, von welchen der eine Speerwaffe, der andere die Stundengebete unserer lieben Frau in der Hand hatte. Delio sagte sogleich zu dem Attellanen: Das ist Bologna.

Dem Attellanen aber kam es vor, als sei Bologna ganz verstört im Gesichte, und er sagte zu ihm: Bei Gott, er thäte besser, in seiner schlimmen Lage statt des Gebetbuchs sich noch eine zweite Lanze vorauf tragen zu lassen. Der Attellane und Delio waren nun noch nicht bis zu San Giacomo gelangt, als sie einen großen Lärm hörten; denn Bologna war noch nicht bis San Francesco gekommen, so ward er von dem Hauptmann Daniele von Bozolo mit drei wohl bewaffneten Spießgesellen angefallen und mit einem ihm den Leib durch und durch bohrenden Stiche elendiglich getödtet worden, ohne daß ihm irgend jemand hätte Hilfe leisten können. Die-

*) In Toscana.

**) Wohl die jetzige Caserma di S. Francesco?

jenigen also, welche ihn nach ihrer Gemächlichkeit umgebracht hatten, zogen nach vollbrachter That ungehindert ihres Wegs weiter, und es dachte kein Mensch daran, sie darum etwa auf dem Rechtswege zu verfolgen.

---

79. Die blonde Ginevra.

(1, 27.)

Nachdem wir heute eine gute Zeit von dem letzten Kriege gesprochen und viele Kriegslisten erzählt haben, durch welche sowol die Feinde als die Unsrigen den Sieg zu gewinnen strebten, auch der unglückliche Tod jenes braven ehrenfesten und angesehenen Greisen, des Nestors unseres Heeres, Grafen von Collisano, erwähnt worden, welcher uns alle stets von neuem betrübt, befehlt ihr mir nunmehr, mein gnädiger Herr, durch eine anmuthige Erzählung die Gesellschaft wieder aufzuheitern, da fast allen diese traurige Erinnerung die Thränen in die Augen gelockt hat. Und da ich weiß, daß ich mich bei euch nicht entschuldigen darf noch kann, will ich eurem Befehle gehorchen und somit eine Novelle erzählen; ob sie euch aber wird aufheitern können, das muß ich darauf ankommen lassen. Jedenfalls hoffe ich, wird, was ich euch biete, durch die Abwechselung euch unterhalten können. In Spanien also, in der Nähe der Pyrenäen, lebte auf ihrem Schlosse die Witwe eines Ritters aus sehr vornehmem Geschlechte aus dieser Gegend, welche von ihm nur eine einzige sehr schöne und reizende Tochter hatte und bei sich mit vieler Sorgfalt erzog. Das Kind wurde von jedermann die blonde Ginevra genannt, weil sie so lichtes Haar hatte, daß es blanken glänzenden Goldfäden glich. Vielleicht eine halbe Tagreise von dem Orte,

wo die blonde Ginevra wohnte, lag die Burg eines jungen Ritters, der auch vaterlos war, und nach dem Willen seiner Mutter lange Zeit in Barcelona verweilt hatte, um dort zu studiren und zugleich gute, feine Sitten und eine adelige Erziehung sich anzueignen. Er war nicht allein höflich und anmuthig geworden, sondern hatte sich neben den Wissenschaften auch dem Waffenwesen so ergeben, daß ihm von den ritterlichen Jünglingen in Barcelona nur wenige darin gleich kamen. Als nun die Barceloner zu Ehren des Königs Philipp von Österreich, welcher durch Frankreich nach Catalonien zog, um seine Königreiche in Spanien in Besitz zu nehmen, ein Turnier anstellten, und zu dem Ende einige junge Männer auswählten, war einer der hauptsächlichsten unter ihnen Don Diego, von welchem wir reden. Er bat daher seine Mutter, ihn mit dem, was für das Turnier vonnöthen sei, zu versehen, damit er, wie es sich ziemte, anständig bei dieser Festlichkeit sich zeigen könne. Die Mutter, welche eine verständige Frau war und ihren Sohn wie ihren Augapfel liebte, sendete ihm Geld die Fülle und stattliche Diener, mit dem Bedeuten, nichts zu sparen, was die Ehre dieses Festes fordere. Er versah sich also mit Waffen und mit Pferden zur Genüge, und übte sich unter Leitung eines geschickten Fechtmeisters täglich ein. Der König Philipp kam und wurde von den Barcelonern ehrenvoll empfangen, ja Alles, was in den Kräften der Stadt lag, dazu aufgeboten, denn er war der Eidam Ferrando's des katholischen Königs, welcher seiner Zeit wegen des Todes der Königin Isabella nach dem Königreich Neapel geschifft war, und als dieser katholische König starb, erbte Philipp von Österreich das Ganze. Das Lanzenstechen fand statt, und es kämpften dabei lauter edle Jünglinge mit, welche noch nie zuvor Waffen getragen hatten. Es fiel sehr schön aus und Don Diego trug den Preis davon. Als der König Philipp nun den neunzehnjährigen Jüngling sah, machte er ihn

zum Ritter, lobte ihn sehr in Gegenwart der ganzen Stadt und ermahnte ihn, standhaft immer höher zu streben. Als der König Philipp nach Castilien abgereist war, ordnete Don Diego seine Angelegenheiten in Barcelona, und da er nach so langer Zeit seine Mutter wieder einmal zu sehen wünschte, verließ er die Stadt und begab sich auf seine Besitzungen. Seine Mutter nahm ihn dort liebevoll auf, und er brachte seine Tage auf der Hirsch- und Eberjagd zu, von welchem Wilde es einen Überfluß in jener Gegend gab. Manchmal aber verstieg er sich wohl auch in das Gebirge und erlegte einen Bären. Da geschah es eines Tags, daß er seinen Hunden folgend, die die Spur einiger Rehkälber ausgewittert hatten, in dem Dickicht ein Rudel Hirsche antraf, von denen einer heraussprang und vor ihm vorbeilief. Sobald er den Hirsch sah, gab er die Spur der Rehkälber auf, um auf ihn Jagd zu machen, befahl einigen der Seinen, ihm zu folgen, und setzte dem edeln Thiere mit verhängtem Zügel nach. Vier berittene Jäger aus seinem Gefolge sprengten zwar hinter ihrem Gebieter her, aber ihre Eile dauerte nicht lange, da der Ritter einen vortrefflichen spanischen Renner ritt, weshalb sie ihn bald aus dem Gesichte verloren; Don Diego aber, welcher dem behenden Laufe des Hirsches folgte, entfernte sich immer weiter und weiter von den Seinen. Er mochte schon eine gute Strecke zurückgelegt haben, als es ihm nach einer Weile däuchte, sein Roß verliere den Athem und der Hirsch entfliehe dagegen immer schneller, weshalb er sehr unwillig wurde. Der Hirsch kam ihm aus dem Gesichte, und weil er keinen der Seinigen mehr um sich sah, setzte er sein Hifthorn an den Mund und fing an, stark darein zu blasen, um den Seinigen ein Zeichen zu geben, wo er sei. Die Entfernung zwischen ihm und den Jägern war jedoch so groß, daß er von ihnen nicht mehr gehört werden konnte. Als er nun von keiner Seite eine Antwort vernahm, fing er an,

Schritt für Schritt zurückzureiten, verfehlte aber den Weg, da er dieser Gegend des Waldes unkundig war. Indem er nun nach Hause zu kommen meinte, näherte er sich dem Schlosse der blonden Ginevra, die mit ihrer Mutter und ihren Lehensleuten an diesem Tage auf die Hasenjagd ausgezogen war und auf den Ritter zukam. Als dieser das Jagdgeschrei des Gefolges der blonden Ginevra hörte, nahm er seinen Weg darauf zu; je näher er kam, desto deutlicher war der Lärm; doch wollte es ihm scheinen, als wären es nicht die Seinigen, und so wußte er nicht, was er thun sollte. Der Abend dämmerte schon herein, die sinkende Sonne warf längere Schatten, und wie Don Diego erkannte, daß sein Pferd sich kaum noch aufrecht zu erhalten im Stande war, eilte er, um nicht die Nacht allein unter freiem Himmel zubringen zu müssen, so gut er konnte, dem Lärmen nach. Noch ein Stück Wegs vorwärts gekommen, erblickte er mit einem Male in der Entfernung einer kleinen halben Stunde ein sehr schönes Schloß vor sich, in seiner Nähe aber bemerkte er eine Schar Männer und Frauen, die in demselben Augenblicke einen Hasen getödtet hatten. Als die Dame, welche Don Diego für die Herrin des Schlosses hielt, des Ritters ansichtig wurde und an seiner Kleidung und an seinem Pferde seinen vornehmen Stand erkannte und bemerkte, daß der Ritter von Müdigkeit überwältigt nicht mehr weiter konnte, schickte sie einen ihrer Leute an ihn ab, um zu erforschen, wer es sei. Als sie es erfahren hatte, ging sie ihm entgegen, empfing ihn sehr höflich und bezeugte ihre Freude darüber, ihn zu sehen, sowol wegen des guten Rufs, den sie von ihm und seiner Tapferkeit vernommen, als auch aus Rücksicht auf seine Mutter, mit welcher sie wegen der nachbarlichen Verhältnisse gute Freundschaft hielt. Da es schon Abend war, lud man Don Diego ein, die Nacht auf der Burg zuzubringen, und schickte alsbald jemand an seine Mutter ab, damit

diese, wenn sie ihn heute Nacht nicht nach Hause kommen sehe, sich nicht beunruhige. Don Diego küßte Mutter und Tochter die Hand, dankte ihnen sehr für ihre Höflichkeit und nahm ihre Einladung an. Darauf machten sie sich mit einander auf den Weg nach dem Schlosse der Frauen, nachdem man Don Diego ein frisches Pferd gegeben hatte, und ließ den spanischen Renner, der ganz außer Athem war, ruhig nebenher gehen. Unterwegs führten sie verschiedene Gespräche, und als Don Diego, ein sehr schöner reizender Jüngling, dabei einst die Augen aufschlug, begegnete er den Blicken der blonden Ginevra, welche fest auf ihm ruhten. Dieser wechselseitige Blick war so gewaltig und zündend, daß Don Diego zu ihr und sie zu ihm in heftiger Liebe entbrannten und einander sich zu eigen gaben. Der glühende Liebhaber betrachtete nunmehr die schöne Jungfrau, die zwischen sechszehn und siebzehn Jahre alt sein konnte und gewandt einen mit Sammet bedeckten Zelter ritt. Sie trug auf ihrem Haupte einen zierlichen Hut mit Federbusch, wodurch ein Theil ihrer Haare bedeckt ward; die übrigen wallten zu beiden Seiten des Gesichts in krausen Locken herab und schienen dem Beschauer zu sagen: Hier hat Amor mit den drei Grazien seinen Sitz aufgeschlagen, und sonst nirgends.

In ihren Ohren hingen zwei der feinsten Juwelen, in deren jedem man eine kostbare morgenländische Perle beobachtete. Darunter entdeckte man eine breite hohe Stirn in den richtigsten Verhältnissen, auf deren Mitte ein sehr feiner in Gold gefaßter Diamant funkelte, gerade wie man oft am heitern Himmel holde Sterne strahlen sieht. Die wie Ebenholz schwarzen strahlenden Augenbrauen, umspannt von den kleinsten kurzen Haaren, dehnten sich in angemessener Entfernung über den beiden schönen Augen aus, deren Anblick jeden Beschauer so sehr entzündete, daß er sich ganz in loderndem Feuer stehen fühlte, und den, der sie fest ansah, so blendete,

wie wenn einer fest in die glühende Sonne sehen will, wenn sie im Juni mitten am unbedeckten Himmel flammt. Mit diesen Blicken konnte sie jeden tödten und, wenn sie wollte, wieder vom Todte erwecken. Die feine Nase, dem übrigen liebreizenden Gesicht angemessen gebildet, vertheilte gleichmäßig die rosigen Wangen, welche mit lebhaftem Weiß und sittsamem Roth besprengt in der That zwei Rosenäpfel zu sein schienen. Das kleine Mündchen hatte zwei Lippen, welche zwei glänzenden feinen Korallen glichen. Wenn sie nun sprach oder lächelte, enthüllten sich dazwischen zwei Schnüre morgenländischer Perlen, aus welchen man eine so holde Harmonie mit so anmuthiger Rede hervordringen hörte, daß die rohesten und wildesten Herzen dadurch weich und angenehm geworden wären. Was soll ich aber von der Schönheit des anmuthigen Kinns sagen, von dem elfenbeinweißen Hals, von den marmornen Schultern und dem alabasternen Busen, wo sie unter einem ganz feinen Schleier zwei zarte feste runde Brüstchen barg? Ihr jungfräulicher Busen war noch nicht hoch gewölbt, aber zeigte in aller Sittsamkeit die dem zarten Alter des Mädchens angemessenen Reize. Das Übrige der schlanken und ebenmäßigen Gestalt durfte nicht minder schön sein, wie man leicht schließen konnte, da man nirgends einen Fehler bemerkte. Ich schweige von den schlanken Armen mit den wunderschönen Händen, deren Länge, Weiße und Weichheit man sah, wenn sie die duftenden Handschuhe abzog. Auch machte sie es nicht, wie manche Mädchen, die, indem sie sich sittsam aufführen wollen, traurig und schwermüthig erscheinen. Vielmehr zeigte sie sich immer mit einem gemäßigt heitern Gesicht, wohlwollend, höflich und bescheiden. Den geraden weißen Hals umgab ein Goldkettchen von der feinsten Arbeit, welches, vorn auf den Busen herabhängend, in den engen Pfad herabfiel, welcher die Elfenbeinhügel trennte. Das Kleid war von weißem Zendel, durchweg kunstreich ausgeschlitzt, sodaß

ein reicher Goldstoff darunter hervorleuchtete. Während sie nun also gegen die Burg ritten, machte sich Don Diego nach Landessitte an die rechte Seite der blonden Ginevra, führte sie am Zügel und sprach mit ihr über dies und das. Der Ritter war ein nicht minder schöner Jüngling, als sie ein schönes Mädchen. In der Wohnung angekommen forderte die Mutter der blonden Ginevra den Ritter auf, ein wenig der Ruhe zu pflegen, und ließ ihn in ein reich geschmücktes Zimmer führen, wo er die Stiefel auszog. Er hatte zwar kein großes Bedürfniß zu ruhen, doch, um der Hausfrau nicht zu widersprechen, nahm er die Jagdkleider ab und zog andere reiche Gewande an, die sie ihm bringen ließ. Immer dachte er dabei an die himmlischen Reize der Jungfrau, die ihm eine Schönheit däuchte, wie er noch nie etwas Ähnliches gesehen hatte. Auf der andern Seite konnte auch die blonde Ginevra nicht umhin, während er mit einigen Dienern der Dame auf seinem Zimmer sich befand, das Bildniß des Ritters im Sinne zu behalten, der ihr in der kurzen Bekanntschaft schon als der schönste, artigste und mannhafteste Jüngling erschienen war, den sie je gesehen hatte. Auch fühlte sie im Gedanken an ihn eine wunderbare noch nie gekannte Wonne. Ohne es zu merken fühlte sie sich am Ende heftig in ihn verliebt; und er, der gleicherweise an sie dachte und bald dies, bald jenes an ihr bewunderte, sog unvermerkt das Liebesgift ein und kam zu dem Schlusse, daß, während er einen Hirsch habe umbringen wollen, er selbst von der schönen Jungfrau mit dem Pfeile der Liebe tödtlich getroffen worden sei. Nachdem Don Diego's Diener ihn lange gesucht hatten, ohne eine Spur von ihm zu finden, kehrten sie nach Hause, in der Meinung, er werde auf einem andern Wege nach dem Schlosse zurückgekehrt sein. Als sie nun bis auf eine halbe Meile zum Schlosse gekommen waren, trafen sie auf den Boten, den man an Don Diego's Mutter abgesandt hatte,

um sie zu benachrichtigen, daß sie ihn heute Abend nicht erwarten dürfe. Und weil es schon etwa die zweite Nachtstunde war, wollte die Mutter, welche wohl wußte, daß ihr Sohn in einer guten Herberge versorgt sei, in dieser Nacht nicht, daß noch jemand hingehe. Die beiden neu Verliebten hatten noch nicht allzulange ihren Gedanken an einander nachgehangen, als das Abendessen fertig war, das in einem Saale aufgetragen wurde. Der Ritter wurde dahin geführt, Mutter und Tochter empfingen ihn artig und höflich und unterhielten ihn mit anmuthigen Gesprächen. Man brachte Wasser, womit sich auf die Aufforderung der Hausfrau alle drei die Hände wuschen, und Don Diego mußte wider seinen Willen oben an der Tafel seinen Platz einnehmen. Die Hausfrau setzte sich ihm zur Rechten, die blonde Ginevra zur Linken und die andern Tischgenossen nahmen neben einander der Reihe nach Platz. Das Abendessen bestand aus vielen verschiedenartigen sehr schmackhaften Speisen; doch aßen die beiden Liebenden wenig davon. Die Dame hatte die köstlichsten Weine heraufholen lassen, wiewol sie und ihre Tochter keinen Wein tranken. Es ergab sich jedoch, daß auch Don Diego niemals Wein genossen hatte, da er von Kindheit auf so gewöhnt war, sodaß sie alle drei Wasser tranken. Wäre ich dabei gewesen, so hätte ich es mit den andern gehalten, welche Wein tranken. Denn meine Meinung ist die, daß alle Speisen der Welt, wenn man keinen Wein dabei hat, geschmacklos sind; und je besser der Wein, desto besser schmecken gewiß auch die Speisen. Die nichts weniger als schweigsame Edelfrau wußte den Ritter, den sie vielfach zum Essen nöthigte, bald von diesem, bald von jenem zu unterhalten; und da auch die blonde Ginevra Antheil an dem Gespräche nahm, kam man immer weiter und der Ritter fühlte sich wie im Paradiese. Was er sagte, ermangelte auch nicht des Beifalls der Damen, und solcher Gestalt wurde unter Gesprächen und einem

ausgesuchten Mahle die Zeit des Abendessens heiter hingebracht. Nach dem Essen, bis die Schlafenszeit herankam, sprach der Ritter noch viel mit seiner Geliebten, wagte aber niemals ihr seine glühende Liebe zu entdecken, sagte ihr indes im Allgemeinen, er sei ihr Diener und wünsche, daß sie ihm befehle, da er dies als eine große Gunstbezeigung betrachten würde. Das Mädchen wurde hierüber bald blaß, bald roth und dankte dem Ritter bescheiden für seinen Antrag; und wenn sie auch aus seinen Geberden und Worten zu erkennen glaubte, daß er sie mehr als gewöhnlich liebe, so gab sie sich doch den Anschein, als ob sie es nicht merke, um ihn in Zukunft desto besser ergründen zu können. Als es nun Schlafenszeit geworden war, wünschten sie sich nach der allgemeinen Sitte gute Nacht, und alle legten sich zu Bette. Wie aber die beiden neuen Liebenden geschlafen haben mögen, kann sich jeder leicht vorstellen, der sich je in einem ähnlichen Labyrinthe befunden. Sie schliefen nicht und brachten die ganze Nacht in Gedanken hin, zwischen Furcht und Hoffnung, bald sich Vorwürfe machend, bald sich ermunternd, das Unternehmen zu verfolgen. Die blonde Ginevra meinte in dem Benehmen des Ritters ein gewisses Etwas wahrgenommen zu haben, was ihr als Zeichen und Pfand seiner Liebe galt und sie versicherte, daß sie ihrerseits nicht vergebens lieben würde. Mit diesen Gedanken unterstützte und hegte sie den schon begonnenen Liebesbrand. Don Diego fand in seinem Sinne die Jungfrau artig, verständig und so reizend und schön, als er sich nur vorstellen mochte, und fühlte sich überall glühen; kurz er war genöthigt sie zu lieben, wenn er auch nicht wollte. Doch schien ihm, obgleich er sich ihr einigermaßen enthüllt hatte, daß er in ihr keine entsprechende Gesinnung, wie er gewünscht, gefunden habe, und war deshalb über seine Liebe im Zweifel. Er tröstete sich jedoch damit, daß sie noch sehr jung sei und daß in der Regel die jungen Mädchen sehr sittsam sein

müssen und dem Gerede junger Männer nicht so leicht Glauben schenken dürfen; dabei hoffte er durch treue Dienste sie schon noch zu gewinnen. Dies waren die Gedanken der beiden neu Verliebten in dieser Nacht. Sobald es wieder Tag geworden war, kamen Don Diego's Diener, um ihn nach Hause zu begleiten. Die Edelfrau, die bereits aufgestanden war, hatte aber angeordnet, daß bei Zeiten ein anständiges Mittagsmahl bereitet werde, weil sie nicht wollte, daß der Ritter schon des Morgens scheide. Er ließ sich gerne bereden, da er nur immer hätte die blonde Ginevra sehen mögen. Als sie diesen Morgen aufstand, kleidete sie sich, um ihrem Geliebten Freude zu machen, sehr reich und zierlich, sodaß Alles an ihr zu lachen schien. Sie beschaute sich wieder und wieder im Spiegel und ging auch mit ihrem Mädchen zu Rath, damit gar nichts Tadelnswerthes an ihr bliebe. So trat sie aus ihrem Gemach und ging in einen Garten, wo ihre Mutter im Gespräche mit dem Ritter auf und ab ging. Sobald er sie sah, grüßte er sie ehrerbietig und betrachtete sie genau. Wenn sie ihm nun den Tag zuvor äußerst schön vorgekommen war, so schien ihm heute die größte Schönheit, die man an einem Weibe verlangen könne und die je Dichter ersonnen, in ihr verwirklicht, sodaß er seine Augen gar nicht von ihr losmachen konnte. Auch ihr schien es, der Ritter sei doch der schönste und anmuthigste Jüngling, den man finden könne. So weideten sich ihre liebenden Augen an diesem holden Anblick. Nach dem Essen, als die Pferde Don Diego's in Ordnung waren, sagte er der Gebieterin des Schlosses den größten Dank, den er wußte und konnte, küßte ihr die Hände und bot sich ihr immer zu bereitwilligsten Diensten an. Dann wandte er sich zu der blonden Ginevra, küßte ihr demüthig die Hände und wollte ihr Mancherlei sagen; aber vor übergroßer Liebe wußte er kein Wort hervorzubringen und vermochte eben so wenig ihre zarte Hand loszulassen.

Dies war der Jungfrau ein sicheres Zeichen, daß der Ritter sie innig liebe. Sie war darüber sehr vergnügt und sagte fast mit zitternder Stimme: Herr Don Diego, ich bin ganz die eure.

Darauf nahm er, so gut er konnte, von allen Abschied, stieg mit den Seinigen zu Pferde und kehrte zu seiner Mutter zurück, der er von der freundlichen Aufnahme und der großen Ehre erzählte, die ihm erwiesen worden war. Zwischen den beiden Witwen bestand ein altes Freundschaftsverhältniß; sodaß sie sich oft zu besuchen und bei einander zu speisen pflegten. Als Don Diego dies von seiner Mutter erfuhr, beschloß er ein Fest zu veranstalten und auch die blonde Ginevra nebst ihrer Mutter einzuladen, und so geschah es. Das Fest war sehr schön und unterhaltend, es war Musik zubereitet und angesehene und schöne Frauen eingeladen. Der Ritter tanzte mit der blonden Ginevra einige Tänze, wurde nach und nach vertrauter mit ihr und fing nun an, mit schicklichen Worten ihr seine Liebe und die Pein, die ihm diese Leidenschaft verursache, zu enthüllen. Sie wollte zwar einige Zeit spröde mit ihm thun, aber sie vermochte es nicht; woraus denn der Ritter leicht merkte, daß sie nicht weniger für ihn empfinde. Nach dem Tanze wurden einige Spiele gespielt, und der Ritter versäumte nichts, was die Gesellschaft vergnügen und die blonde Ginevra und ihre Mutter ehren konnte. Indem nun die zwei Liebenden die Flammen zu dämpfen strebten, von welchen beide glühten, fachten sie sie nur noch mehr an, und eines sog vom andern durch den Anblick das Liebesgift ein. Da also der junge Ritter diesen Umgang fortsetzte und seine Geliebte auch oft im Hause besuchte und sie in sein Haus einlud, merkten die beiden Mütter ihre Liebe und misbilligten dieses Verhältniß auch gar nicht; denn die Mutter des Ritters hätte die blonde Ginevra gerne zur Schwiegertochter angenommen, und die andere Witwe Don Diego nicht minder gern zum Eidam erhal-

ten. Wie es aber häufig zu geschehen pflegt, daß gewisse Rücksichten, welche die Menschen tragen, tausend schöne Plane vereiteln, so wollte keine von den beiden Freundinnen die erste sein, die diese Angelegenheit zur Sprache brächte. In der Nähe dieser Burgen lag die Wohnung eines reichen mit Don Diego sehr befreundeten Ritters. Mehrmals stund Don Diego auf dem Punkte, ihm diese Liebe zu offenbaren und ihn um Rath anzugehen; und doch hielt er sich immer wieder zurück, indem er fürchtete, seine Geliebte zu beleidigen. Die Vertraulichkeit zwischen den beiden Liebenden war nun so weit gediehen, daß Don Diego fast täglich auf das Schloß der Frau kam, dort drei bis vier Stunden sich unterhielt, oft noch zu Nacht speiste und dann nach Hause zurückkam, sodaß jedermann diese ihre Liebe merkte. Beide Verliebte wünschten nichts sehnlicher, als sich durch das Band der Ehe vereinigt zu sehen, aber die blonde Ginevra wagte nicht, ihrer Mutter ihr Verlangen zu offenbaren, und ebenso sagte der Ritter nichts zu seiner Mutter. Die Mütter dachten auch, die beiden seien noch jung genug und es sei noch lange Zeit, sie zu vermählen; deswegen sagten sie auch weiter nichts und freuten sich über diesen Umgang. Während die Sachen so standen, begab es sich, daß ein sehr schönes Mädchen, die Tochter eines Landedelmannes, die häufig in das Schloß der blonden Ginevra kam, sich heftig in Don Diego verliebte und sich die größte Mühe gab, seine Gegenliebe zu erringen. Der Ritter aber, dessen Sinn allein auf die blonde Ginevra gerichtet war, kümmerte sich ganz und gar nicht darum, was sie that. Da brachte diese Ginevra*) einst einen vortrefflichen Sperber in ihren Besitz, und sendete denselben, wohl wissend, wie großes Gefallen Don Diego an derlei Raubvögeln fand, dem Ritter zum Geschenke. Der Ritter dachte an weiter nichts

*) Später heißt sie Isabella. Vielleicht ist hier auch so zu lesen.

und nahm ihn an, gab dem Überbringer ein Paar Strümpfe zum Geschenk und ließ der Jungfrau unter tausend Danksagungen dafür seine Gegendienste entbieten. Es war gerade an der Zeit, Rebhühner zu jagen; der Vogel erwies sich als einer der zu diesem Gebrauch am besten abgerichteten, und so ist nicht zu verwundern, daß Don Diego ihn äußerst lieb gewann. Er hatte der blonden Ginevra schon zwei mal Rebhühner zugesandt, und wie er zu ihr zum Besuche kam, führte er den Sperber auf der Faust mit sich, sprach von seiner Vortrefflichkeit und sagte, er habe ihn so lieb, wie seinen Augapfel. Es ist schon angedeutet worden, daß jedermann sich der Liebe der beiden versah. Als man nun eines Tags im Hause der blonden Ginevra in ihrer Gegenwart von Don Diego sprach und er von allen als tugendhafter vollkommener Ritter gelobt wurde, sagte ein Ser Graziano, es sei wahr, daß Don Diego ein tugendhafter junger Mann sei, aber er komme ihm vor wie der Esel des Töpfers, der an jede Thür seinen Kopf stößt. Die blonde Ginevra wunderte sich über diese Vergleichung und bat ihn sich deutlicher zu erklären. Dieser, der sich sehr viel auf seine Weisheit einbildete, sagte: Fräulein, die Töpfer, wenn sie Töpfe, Schüsseln und anderes irdenes Geschirr verkaufen, gehen, reiten auf einem Esel durch die Straßen und halten an jeder Thüre. Gerade so macht es der Ritter Don Diego. Er fängt Liebschaften an mit allen Mädchen, die er sieht, und so ist er jetzt glühend verliebt in die Tochter des Herrn Ferrando von la Serra; von der hat er einen Sperber bekommen, den er höher hält als sein Leben.

Ich weiß nicht, ob jener thörichte Mensch aus eigenem Antrieb, oder auf fremde Veranstaltung diese Worte sprach. So viel aber ist gewiß, daß sie großes Unheil stifteten, wie ihr hören werdet. Die blonde Ginevra hatte sie nämlich kaum angehört, so entfernte sie sich und zog sich in ihr Zimmer zurück, wo ein solcher Zorn und eine

solche Eifersucht über sie kam, daß sie fast verzweifelt wäre. Ja, sie erbitterte sich nach und nach dergestalt, daß ihre vorher so große Liebe zu Don Diego sich in den bittersten Haß verwandelte, der sie nicht entfernt daran denken ließ, daß jener aus Neid oder Bosheit so gesprochen haben könne. Kurze Zeit nach jenem Ereigniß kam der Ritter seiner Gewohnheit gemäß zum Besuche zu seiner oder vielmehr nicht mehr seiner blonden Ginevra, die, sobald sie hörte, daß er im Schlosse abgestiegen sei, sich in ihr Zimmer verfügte und verschloß. Der Ritter kam in den Saal, fing an mit der Mutter des erzürnten Mädchens zu sprechen, unterhielt sich mit ihr eine gute Weile und erzählte ihr die Wunder seines Sperbers, den er auf der Faust hielt. Als sich die blonde Ginevra gar nicht wie ehedem vor ihm sehen ließ, fragte er nach ihr und erhielt die Antwort, sie sei bei seiner Ankunft in ihr Zimmer gegangen. Er antwortete hierauf weiter nichts; doch als es ihm Zeit schien, verabschiedete er sich von der Witwe und ging weg. Im Hinabgehen auf der Treppe begegnete er einer Zofe des Fräuleins, zu welcher er sagte, sie möge in seinem Namen ihrer Gebieterin die Hände küssen. Diese Dienerin war in das Liebesverständniß beider eingeweiht, wußte aber noch nichts von dem Ärger mit dem Sperber und entledigte sich ihres Auftrags an das Burgfräulein. Die blonde Ginevra hatte bereits erfahren, daß Don Diego mit dem Sperber auf der Faust gekommen sei und ihn außerordentlich gelobt habe. Da sie nun vollkommen überzeugt war, daß er mit jenem andern Mädchen eine Liebschaft habe, hielt sie sich durch dieses Betragen für verhöhnt und verspottet; sie entrüstete sich dadurch nur um so ärger über ihn und setzte sich ihre Grille so fest in den Kopf, daß nichts in der Welt im Stande gewesen wäre, sie wieder daraus zu entfernen. Die Zofe trat nun in das Zimmer und richtete die Botschaft des Ritters aus.

O du treuloser Liebhaber, rief sie noch mehr entrüstet aus, Verwegener, daß du, nachdem du mich verrathen und um eine andere mir keineswegs gleiche verlassen hast, noch wagst, mir wieder zu nahen und zur Vergrößerung meines Hohns mir Handküsse zuzuschicken. Aber ich will dir bei Gott die Ehre widerfahren lassen, die du verdienst.

Sie erzählte hierauf ihrer Zofe die ganze Geschichte mit dem Sperber und Don Diego's Liebschaft mit der Tochter des Herrn Ferrando. Als die Kammerfrau diese Fabel hörte und sie für durchaus wahr hinnahm, lobte sie ihre Gebieterin sehr über ihren Vorsatz und goß noch Öl ins Feuer. Eben dieses Mädchen war in einen jungen Menschen im Hause verliebt, der, ich wüßte nicht zu sagen, aus welchem Grunde, Don Diego'n höchst übel wollte und dem dessen muthmaßliche Verbindung mit der blonden Ginevra ein Dorn im Auge war. Wie er nun von dem Unwillen des Fräuleins Kunde erhielt, sann er sich alsbald eine Lüge aus und gab gegen seine Geliebte vor, von einer glaubwürdigen Person gehört zu haben, Don Diego würde ohne die Rücksicht, welche er auf seine Mutter zu nehmen hätte, das Fräulein mit dem Sperber schon geheirathet haben. Die Zofe mußte diese zweite Lüge ihrer Herrin zuflüstern, welche ihr leider ein nur allzu geneigtes Ohr lieh. Und da sie entschlossen war, dieses Verhältniß zu zerreißen und Don Diego's fernere Besuche zu verhüten, so gab sie einem Edelknaben das Geheiß, nächstfolgenden Tags vor das Schloß hinaus an eine gewisse Stelle zu gehen, und wenn Don Diego komme, auf ihn zuzutreten und ihm zu sagen: Herr Don Diego, die blonde Ginevra schickt mich zu euch und läßt euch sagen, ihr möget nur dahin gehen, woher ihr euren so werthen Sperber erhalten habt; denn hier werdet ihr weder Rebhühner noch Wachteln mehr fangen.

Der Edelknabe ging zur rechten Zeit an den ihm an-

gewiesenen Ort und blieb dort stehen, bis Don Diego nach seiner Gewohnheit hinkam. Sobald ihn der Knabe erblickte, ging er ihm entgegen und sagte ihm, was seine Gebieterin ihm aufgetragen. Der kluge und einsichtige Ritter verstund gut den Sinn dieser räthselhaften Worte und kehrte sehr misvergnügt nach Hause. Dort angekommen, begab er sich auf sein Zimmer und schrieb einen für die Umstände passenden Brief, nahm den Sperber, brachte ihn um und sandte ihn nebst dem Briefe durch einen Diener zu Pferde an die blonde Ginevra. Als der Diener zu ihr kam, wollte sie aber weder Brief noch Sperber annehmen und sagte nur mündlich zu dem Boten: Guter Gesell, sage deinem Herrn, er möge mir nicht mehr vor die Augen kommen, denn ich bin nun über ihn ganz im Klaren und danke Gott von ganzem Herzen, daß er mir zu rechter Zeit noch die Augen geöffnet über seine Treulosigkeit.

Der Bote kehrte mit dieser heftigen Antwort zu seinem Herrn zurück und meldete ihm Alles der Reihe nach. Wie sehr diese Botschaft ihn erschreckte und in Staunen versetzte, wie er jammerte über sein Unglück und sich härmte, ist nicht zu sagen. Er versuchte tausend Wege, um sie aufzuklären und ihr zu wissen zu thun, daß sie von bösen Zungen betrogen worden sei; aber Alles war umsonst. Sie wollte sich durchaus nicht besänftigen lassen und den gerechten Entschuldigungen ihres aufrichtigen Liebhabers kein Ohr verleihen. Ihre vorgefaßte irrige Meinung hatte schon so tiefe Wurzeln in ihr Herz geschlagen, daß sie dieselbe nicht mehr ausrotten konnte. Daher wollte sie auch weder Briefe noch Botschaften mehr von ihm annehmen. Als sich der unglückliche Liebhaber ohne seine Schuld so behandelt sah, und einen so großen Kummer nicht ertragen konnte, auch weder Mittel noch Wege wußte, seine Flamme zu löschen, die immer weiter zu greifen schien, verfiel er in eine Schwermuth, die ihm fast tödtlich wurde. Die Krank-

heit des Ritters war leicht zu beurtheilen, da er von seiner Gewohnheit, das Fräulein zu besuchen, ganz abgelassen hatte. Die beiden Witwen lachten darüber und meinten, es sei nur ein kindischer Zwist. Nachdem aber Don Diego die Überzeugung gewonnen, daß er alle Mittel und Wege, die ihn zu einem Ziele führen konnten, umsonst versucht habe, ward er des Lebens überdrüssig. Doch wollte er sich nicht selbst umbringen und beschloß daher, einen andern Weg zu versuchen, nämlich von der Ursache seines Kummers sich zu entfernen und einige Zeit in der Welt umherzuschweifen, in der Hoffnung, dieser herbe Schmerz werde sich mit der Zeit lindern. In diesen grausamen Vorsatz wählte er von seinen Sachen aus, was ihm mitzunehmen nöthig schien, und unter anderem ließ er Einsiedlerkleider machen für sich und einen Begleiter, den er überall hin mit zu nehmen beabsichtigte. Dann schrieb er einen Brief, den er einem seiner Diener mit den Worten gab: Ich entferne mich von hier in gewissen Angelegenheiten und will nicht; daß meine Mutter oder irgend wer erfahre, wohin ich gehe. Wenn ich fort bin und meine Frau Mutter fragt nach mir, so sagst du, du wissest nicht, wo ich sei, ich habe aber gesagt, ich komme in drei Wochen zurück. Wenn ich dann vier Tage fort bin, nicht früher, trägst du diesen Brief, den ich dir hier gebe, an die blonde Ginevra, und wenn sie ihn nicht annehmen will, so übergibst du ihn ihrer Mutter. Hüte dich aber, so lieb dir dein Leben ist, von diesem Befehle in nichts abzuweichen!

Der Diener antwortete, er solle ruhig sein, er werde alles genau nach seiner Verordnung besorgen. Als dies geschehen war, rief Don Diego einen andern vertrauten Diener zu sich, welcher ein rechtschaffener und welterfahrener Mann war; diesem eröffnete er sein ganzes Herz mit seinem Plane. Der redliche Mann tadelte diesen unvernünftigen Vorsatz heftig und bemühte sich mit triftigen Gründen ihm diese Tollheit auszureden; aber es

half Alles nichts, denn sein Entschluß stund fest. Als der treue und ihm herzlich ergebene Diener dies bemerkte, dachte er bei sich, es sei noch das geringere Übel, wenn er mitgehe; mit der Zeit könne er ihm schon diese Grille aus dem Kopfe treiben und, wenn er bei ihm bleibe, ihn von andern noch schlimmeren Dingen abhalten. Er sagte also, er werde mitgehen und ihn nie verlassen. Als sie nun eins geworden waren, trafen sie die nöthigen Anordnungen, in der folgenden Nacht stiegen beide zu Pferde, Don Diego auf seinen trefflichen spanischen Klepper, der wundervoll trabte, und der Diener auf einen rüstigen Gaul, der auch das Felleisen tragen mußte. Es war etwa drei Uhr nach Sonnenuntergang, als sie abreisten. Sie ritten die Nacht durch rüstig fort, und als es anfing zu tagen, schlugen sie, um von niemanden gesehen zu werden, unbetretene Nebenwege ein, auf denen sie bis zum Mittag weiter drangen. Es war im Monat September und nicht sehr warm. Der Ritter hielt dafür, nunmehr eine gute Strecke von seiner Wohnung entfernt zu sein und den Pferden eine Erholung gönnen zu können. Er kehrte daher in ein von allen Straßen abgelegenes Bauerngehöft ein und kaufte dort, was für sie und ihre Pferde nöthig war; sie aßen und ließen die Pferde etwa drei Stunden ausruhen, was sie sehr bedurften. Sodann wieder aufsteigend, setzten sie drei Tage auf gleiche Weise ihre Wanderschaft fort, bis sie an den Fuß eines hohen Berges kamen, welcher viele Meilen von der Landstraße entfernt lag. Die Gegend war wild und öde, mit mannichfaltigen Bäumen bewachsen und mit Kaninchen und Hasen und anderem kleinen Wild bevölkert. Es lag hier eine für viele Menschen geräumige Höhle, bei welcher ein frischer klarer Quell aus dem Boden rieselte. Als der Ritter diesen Ort sah, der ihm unendlich wohlgefiel, sagte er zu dem Diener: Bruder, hier soll mein Aufenthalt sein, so lange mir dieses kurze Leben währt.

Sie stiegen darauf beide ab, nahmen den Pferden Sattel und Zaum ab und ließen sie laufen, wohin sie wollten; auch erfuhr man nichts mehr von ihnen, denn, da sie Gras abweidend sich von der Höhle entfernten, steht zu glauben, daß sie den Wölfen zur Beute wurden. Der Ritter ließ Sattel und Zeug und das übrige Gepäck in der Grotte zur Seite stellen, legte seine alltäglichen Kleider ab und hüllte sich wie sein Diener in die Einsiedlergewande, worauf sie den Eingang der Grotte dergestalt mit Ästen verrammelten, daß kein wildes Thier eindringen konnte. Die Grotte war sehr geräumig und ganz in trockenen Grund ausgehöhlt. Hier bereiteten sie sich von Buchenlaub, so gut es gehen konnte, zwei dürftige Lagerstätten und brachten auf diese Weise viele Tage zu, indem sie ihren Hunger an wilden Thieren stillten, die der Diener mittelst einer mitgebrachten Armbrust erlegte, häufig aber auch von Wurzeln, Kräutern, wildwachsenden Früchten, Eicheln und dergleichen, und den Durst mit Brunnenwasser stillten, was dem Ritter keine große Entbehrung war, da er keinen Wein trank. Solch ein elendes Waldleben führte Don Diego, welcher nichts anderes that, als daß er die Härte und Grausamkeit seiner Dame beweinte, und wie ein wildes Thier den ganzen Tag einsam durch die Bergschluchten irrte und vielleicht gerne einem Bären begegnet wäre, daß dieser ihm das Leben nehme. Der Diener ließ es sich angelegen sein, so viel er konnte, Wildpret zu erbeuten, und ermahnte seinen Herrn jederzeit, wenn es die Gelegenheit mit sich brachte, diese unmenschliche Lebensweise zu verlassen und nach Hause zurückzukehren und die blonde Ginevra als eine Thörin zu behandeln, was sie auch war, da sie ihr Glück nicht verstand und nicht verdiente, daß ein so edler und reicher Ritter sie liebte. Wenn dann die Rede auf diese Dinge kam, so mochte Don Diego doch nicht leiden, daß von ihr übel gesprochen wurde, und er gebot seinem Gefährten, von etwas anderem zu

reden, indem er wieder anhub zu weinen und zu seufzen. Er verlor auf diese Weise bald seine gesunde Gesichtsfarbe und wurde täglich mehr mager und abgezehrt, sodaß er einem Wilden ähnlicher sah, als einem Menschen. Desgleichen hatte ihn sein aschgraues Gewand mit der Kapuze hinten, sein langgewachsener Bart, sein verworrenes Haar und seine täglich mehr einsinkenden Augen so außermaßen entstellt, daß von seinen früheren Zügen auch keine Spur übrig geblieben war. Wie Don Diego's Mutter ihn am nächsten Morgen nicht zu Tische kommen sah, fragte sie nach ihm. Der Diener, welchem der Ritter den Brief an die blonde Ginevra gegeben hatte, berichtete der Mutter, daß er mit einem einzigen Diener ausgeritten sei und hinterlassen habe, er werde binnen drei Wochen zurückkehren. Die gute Mutter beruhigte sich damit. Als die vier Tage nach des Ritters Abreise um waren, brachte der Diener der blonden Ginevra den Brief und händigte ihr, die er gerade mit ihrer Mutter im Saale traf, mit der schuldigen Ehrerbietung denselben ein. Sobald sie merkte, daß der Brief von Don Diego kam, warf sie ihn zu Boden und sagte voll Zorns und mit ganz entfärbtem Gesichte: Ich habe ihm doch sagen lassen, daß ich von seinen Briefen und Sendungen nichts will.

Die Mutter lachte und sagte: Das ist doch ein gewaltiger Zorn. Gib mir diesen Brief her, ich will ihn lesen.

Einer der Dienstleute des Hauses hob den Brief auf und überreichte ihn seiner Gebieterin. Diese öffnete ihn und las Folgendes: Dieweil also, meine Gebieterin, meine Unschuld keine gute Statt in eurem Herzen findet, wo sie sich durch Eröffnung der Wahrheit rechtfertigen möchte, und da ich aus unzweideutigen Zeichen erkennen muß, euch nicht nur lästig zu sein, sondern auch tödtlich von euch gehaßt zu werden, es aber nicht ertragen kann, daß ich euch in irgend einem auch noch so unbedeutenden Stücke Anlaß zum Misvergnügen werde, habe ich be-

schlossen, so weit von hier wegzugehen, daß weder ihr noch sonst jemand jemals von mir wieder hören soll, damit ihr, wenn auch ich noch so unglücklich bin, vergnügt leben könnt. Es ist mir sehr hart und über die Maßen qualvoll, mich von euch verschmäht zu sehen; aber ungleich härter und qualvoller ist es mir, zu wissen, daß ihr über mich oder über etwas, was ich thue, wenn es auch gut gemeint war, euch erzürnt oder kränkt. Mir ist jede Strafe geringer, als die, die mir euren Unwillen zu Wege bringt. Mein schwaches Leben wird nicht lange so harte Martern ertragen, wie die sind, die ich jede Stunde erdulde. Ehe es also, was bald geschehen wird, zu Ende geht, habe ich euch in diesem meinem letzten Briefe die einfache Wahrheit meiner Angelegenheiten vorstellen wollen, nicht etwa um euch zu beschämen, sondern als ein Zeugniß meiner Unschuld. Denn da ich nicht in eurer Ungnade leben will, soll wenigstens die Welt wissen, daß ich euch, wie nur immer ein Mann eine Frau lieben kann, geliebt habe, liebe und ewig lieben werde, und die feste Hoffnung habe, wenn ich todt bin, werdet ihr, obschon zu spät, für mich Mitleid fühlen; denn ihr werdet am Ende einsehen, daß ich nie, auch nicht in Gedanken, etwas begangen habe, was euch vernünftiger Weise betrüben könnte. Ich liebte euch, wie ihr wißt, nicht, um euch eure jungfräuliche Ehre zu rauben, sondern um euch, wenn es euch gefiele, zur Gemahlin zu bekommen, und dafür habe ich kein besseres Zeugniß, als euch selbst. Da ihr nun um keiner andern Ursache willen, als wegen des mir dieser Tage zum Geschenk gemachten Sperbers, mir zürnt, so sage ich euch, daß Isabella, die Tochter des Herrn Ferrando, mir den besagten Vogel zum Geschenk übersandte, und daß ich geglaubt haben würde, eine große Unhöflichkeit zu begehen, wenn ich ihn nicht angenommen hätte, weil dies unter Adeligen gebräuchliche Geschenke sind. Mit Isabella aber habe ich nie und nirgends, als in eurem

Hause und in eurer Gegenwart gesprochen. Ob sie mich auf die Weise geliebt hat, wie ihr euch einbildetet, weiß ich nicht, weil sie gegen mich selbst kein Wort darüber äußerte. Hätte sie dies je gethan, so würde sie bald klar darüber geworden sein, daß ich nur ein Herz habe, das nicht mehr frei war, da ich schon euch damit ein unwiderrufliches Geschenk gemacht hatte. Wenn sie nun erfährt, daß ich aus Rücksicht auf euch ihren Sperber erwürgt und den Hunden zu fressen gegeben habe, so denke ich, wird sie versichert sein, daß ich sie nicht liebe; und daraus hättet ihr gleichfalls meine Unschuld erkennen mögen. Nichts desto weniger hat der düstere dichte Schleier heftigen und ungerechten Zorns eure Augen so sehr umfangen und geblendet, daß er euch die Wahrheit nicht durchschauen läßt. Ich wüßte euch kein anderes Zeugniß für meine Unschuld zu geben, als mein Herz, das bei euch weilt. Es sei darum, da es euch so wohlgefällt. Seitdem ihr mich haßt, kann ich nicht umhin, mich selbst zu hassen; und da ich sehe, daß euch mein Tod angenehm ist, so werde ich sterben. Nur das allein schmerzt mich, daß, während ich schuldlos bin, ihr schuldig werdet. Mein Tod wird nur der kurze Aushauch eines Seufzers sein, aber die Grausamkeit, die ihr gegen mich geübt, wird euch unabläßig vor Augen schweben. Ich bitte Gott, euch ebenso fröhlich zu machen, als ihr mich traurig wünscht. Gott sei mit euch!

Die Witwe war vom höchsten Erstaunen erfüllt, als sie diesen Brief gelesen hatte. Sie schalt ihre Tochter ernstlich aus, einen so artigen und ehrenfesten Ritter auf das Äußerste gebracht zu haben, und sagte ihr viele böse Worte. Diese aber war so erzürnt und haßte den Ritter so sehr, daß es ihr ein Genuß schien, zu vernehmen, er trage ihretwegen Leid. Die Witwe ließ sodann Don Diego's Diener wieder vor sich rufen und fragte ihn, seit wann sein Herr abgereist sei. Er sagte, es seien fünf Tage.

Wohlan denn, sagte sie, geh und empfiehl mich seiner Mutter!

Sie wollte nicht, daß außer ihrer Tochter jemand den Inhalt des Briefes erfahre, und als sie mit derselben schalt, befanden sie sich allein. Don Diego's Mutter sodann, als sie nach vierzehn Tagen und drei Wochen ihren Sohn nicht heimkehren sah, und noch weiter umsonst gewartet hatte, war ganz mismuthig und schickte an alle erdenklichen Orte hin, um Kunde von ihm zu erhalten; aber sie konnte nie etwas über ihn ausfindig machen. Da sie jedoch ein unbestimmtes Gerücht vernommen hatte von dem Zorne der blonden Ginevra in Beziehung auf ihren Sperber, ließ sie bei ihrer Mutter anfragen, ob sie nicht wisse, wo Don Diego sei; diese aber, um sie nicht in Verzweiflung zu bringen, verheimlichte ihr den Inhalt des Briefes an ihre Tochter. Wie schmerzlich das Leben der unglücklichen Mutter Don Diego's sein mußte, mag sich jeder vorstellen, welcher weiß, was die Liebe einer Mutter zu ihrem Sohn heißt, zumal, je trefflicher, wohlerzogener und an guten Sitten reicher er war. Sie weinte den ganzen Tag, schrie wie eine Rasende nach ihrem Sohne und grämte sich elendiglich. Doch starb sie nicht, denn man stirbt nicht vor Kummer, damit das ganze Leben lang die Folter nur um so größer sei. Es waren nun bereits vierzehn bis funfzehn Monate verflossen, seit der arme Don Diego sich von Hause entfernt hatte, um den wilden Thieren in Höhlen und Wäldern Gesellschaft zu leisten. Außer seinem Diener hatte er kein menschliches Wesen mehr gesehen, und durch die ununterbrochene rauhe Lebensweise, das bitterliche Weinen und die innerliche Unzufriedenheit, die stündlich an ihm zehrte, war er so entstellt, daß, wenn seine eigene Mutter ihn gesehen hätte, sie ihn nicht wiedererkannt haben würde. Nun aber fühlte das Schicksal Reue über die große Schmach, die der arme Ritter hatte unverdienter Weise erdulden müssen, und begann in seinem Grollen nachzulassen. Es

geschah nämlich, daß jener Ritter, von welchem ich früher erzählte, daß Don Diego ihn in das Geheimniß seiner Liebe habe ziehen wollen, dann aber, ich weiß nicht, warum, es unterließ und ihm nichts sagte, daß dieser aus der Gascogne heimkehrte, wo er Geschäfte halber gewesen war, und durch dieselbe öde Waldgegend kam, wo Don Diego sich häuslich niedergelassen hatte. Er verfehlte den Weg und verirrte sich zufällig an den Eingang der bewohnten Höhle. Da er dort viele Spuren menschlicher Nähe bemerkte und fast nur einen Bogenschuß davon entfernt war, glaubte er jemand hineingehen zu sehen, konnte aber nicht unterscheiden, wer es war. Es war Don Diego, welcher aus der Umgegend zurückkehrte, wo er sich oft sein Misgeschick beweinend erging und auf das Geräusch der nahenden Pferde, das er vernahm, sich jetzt in seiner Grotte zu verbergen suchte. Der reisende Ritter, welcher Roderico hieß, als er dies sah und bemerkte, daß er verirrt war, sagte zu einem seiner Diener, er solle vorauseilen und zusehen, wer dort innen sei, und nach der Landstraße fragen. Der Diener ging hin und sah den Eingang der Grotte mit Pfählen verrammelt, weshalb er nicht wagte, näher zu treten und noch weniger, nach dem Wege sich zu erkundigen, denn er fürchtete, es möchten Räuber darin sein. Er kehrte daher zu dem Herrn zurück, meldete ihm, was er gesehen hatte und was er für eine Besorgniß habe, und schwieg. Der Ritter war ein tapferer und muthvoller Mann, der überdies eine zahlreiche Begleitung bei sich hatte, und ritt daher mit seinen Begleitern auf die Höhle zu. Auf seinen Ruf, wer darin sei, sah er den Eingang eröffnen und Don Diego's Diener hervorkommen, der gegen früher so entstellt war, daß er einem Wilden glich. Herr Roderico fragte ihn, wer er sei und wie er wieder auf den rechten Weg komme, um seine Reise fortzusetzen.

Wir sind, antwortete der Diener, zwei arme Gesellen, die ihr widerwärtiges Geschick hierher verschlagen hat, wo

wir unsere Sünden büßen. Was für ein Land dies ist und wo ihr einen Weg finden mögt, bin ich nicht im Stande, euch zu sagen.

Herr Roderico bekam Lust, sich die Höhle anzusehen, stieg mit einigen seiner Begleiter ab und trat hinein. Er sah dort Don Diego auf- und abschreiten, erkannte ihn aber nicht und that an ihn dieselbe Frage, die er zuvor an seinen Diener gerichtet hatte. Derweil er nun selbst mit dem unerkannten Don Diego sprach, hatten die, die mit ihm abgestiegen waren, in der Grotte hin- und hergeforscht und Alles neugierig betrachtet. Sie fanden dort in einem Winkel zwei Sättel, von denen der eine reich verziert und besonders schön gearbeitet war, und einer von ihnen sprach scherzend zu Don Diego's Diener: Vater Einsiedler, ich bemerke hier weder Pferd noch Maulthier noch Esel. Es wird also besser sein, ihr verkauft mir diese Sättel.

Wenn sie euch gefallen, ihr Herren, antwortete der Einsiedler, so nehmt sie immerhin mit euch! Ihr braucht mir nichts dafür zu bezahlen.

Herr Roderico, der in seinem Gespräche mit Don Diego nichts weiter aus ihm herausbringen konnte, sagte nun zu den Seinigen: Wohlan denn, wir wollen gehen und diese Einsiedler ihrem Schicksal überlassen. Vielleicht finden wir anderwärts jemand, der uns den Weg zeigt.

Hierauf sprach einer der Seinigen zu ihm: Herr, hier stehen zwei Sättel, deren einer reich ausgeschmückt ist und offenbar einem kostbaren Pferde angehört hat.

Roderico ließ die Sättel vor sich bringen, und indem er den einen beschaute, traf sein Blick auf ein Sinnbild, das gar meisterlich auf den Sattelbogen gemalt war und diesen Spruch zur Inschrift hatte: Quebrantare la fe es cosa muy fea d. h. die Treue brechen ist ein schändlich Ding.

Sobald Roderico Sinnbild und Wahlspruch sah, erkannte er, daß dieser Sattel Don Diego gehörte; er ge-

dachte daher auch, einer der zwei Waldbrüder müsse er sein. Er maß daher einen wie den andern mit scharfem Blick und dennoch fand er nicht die mindeste Ähnlichkeit aus, so sehr hatte das wilde Waldleben und das unablässige Weinen seine früheren Gesichtszüge entstellt. Er fragte die Einsiedler, wie sie zu den Sätteln gekommen seien. Don Diego, welcher den Ritter seinen Freund gleich zu Anfang erkannte und sehr fürchtete, von ihm erkannt zu werden, veränderte sich bei dieser Frage im ganzen Gesicht und sagte, sie haben sie in dieser Höhle gefunden. Herr Roderico nahm die Bewegung in den Gesichtszügen des Einsiedlers wahr, betrachtete ihn noch genauer und entdeckte nun ein Muttermahl, das mit sechs oder sieben goldgelben Härchen bewachsen an seinem Halse sich zeigte. Dadurch gewann er die feste Überzeugung, daß es Don Diego sei, fiel ihm um den Hals, umarmte ihn aufs zärtlichste und rief aus: Fürwahr, ihr seid der Herr Don Diego.

Der andere Waldbruder, der den Herrn Roderico seinerseits wohl erkannt hatte, konnte, als er ihn weinen und seinen Herrn so liebevoll umarmen sah, der Rührung sich nicht erwehren und fing an laut zu schluchzen und zu weinen. Ebenso war Don Diego, der sich in den Armen eines seiner liebsten Freunde auf Erden fühlte, nicht im Stande, zu verhindern, daß sich seine Augen wider Willen mit dem Thaue seiner Thränen füllten. Er antwortete zwar immer noch nichts; aber Roderico ließ immer nicht ab, zu sagen: Ihr seid es doch, ihr seid mein Herr Don Diego.

Da ließ er eine heiße Thränenflut über sein Antlitz strömen und gab also sein natürliches Gefühl kund, das er mit Worten nicht ausdrücken konnte noch wollte. Herr Roderico erwiderte ihm daher auch: Ihr könnt euch mir nicht länger verbergen, mein Herr! Ich kenne euch und weiß, daß ihr es seid.

Am Ende wurde Don Diego auf tausend Arten

genöthigt, sich ihm zu eröffnen, und sagte: Ich bin der unglückliche Don Diego, euer aufrichtiger Freund; und dieweil euch denn das Schicksal hier in diese Einsamkeit zu mir hergeführt hat, so beschwöre ich euch, wieder von hinnen zu gehen und euch damit zu begnügen, mich gesehen zu haben und mich hier die kurze Spanne Zeit, die mir noch übrig ist, verleben zu lassen, ohne jemand zu offenbaren, daß ich noch lebe, und gleichermaßen auch euren Leuten zu befehlen, daß sie mich niemanden verrathen.

Herr Roderico antwortete ihm unter Thränen: Mein Herr, ich danke Gott, euch wiedergefunden zu haben, woran ich gar nicht dachte, denn eure Mutter und alle glaubten, ihr seid todt. Bereitet euch nun, mit mir nach der Heimat zurückzukehren und eure Mutter wieder aufzurichten, welche euer Verlust aufs Äußerste betrübt, und sie sammt euren Freunden zu trösten.

Es wurden viele Worte zwischen beiden gewechselt, Don Diego wollte aber nichts von einer Heimkehr wissen. Er führte Herrn Roderico abseits und erzählte ihm die ganze Geschichte seines Misgeschicks und seiner Entschließung ausführlich. Als der wackere Roderico dieses alles hörte, wurde er fast ohnmächtig vor Mitleiden. Er gedachte augenblicklich derjenigen, der seine eigene glühende Liebe zugethan war, und erbebte vor der Vorstellung von der Möglichkeit eines ähnlichen Unglücks. Er bedauerte Don Diego deshalb innerlich so sehr, als ob es ihn selbst betroffen hätte. Entschlossen, nicht ohne ihn wieder von dannen zu gehen, bot er seine ganze Überredungskraft auf und bemühte sich, ihm eine so rauhe, ja unmenschliche Lebensart zu verleiden. Was er ihm aber auch sagen und vorstellen mochte, so bewog er ihn dennoch nicht, von seiner Einsamkeit abzulassen, und gewann ihm keine andere Antwort ab, als die, daß er ohne die Gunst der blonden Ginevra nie von hier weichen würde. Als Herr Roderico sah, daß er sich vergebliche Mühe gab,

bat er seinen Freund, ihm wenigstens in so weit willfährig zu sein, daß er ihm verspreche, ihn zwei Monate lang an diesem Orte zu erwarten und ein anderes Leben zu führen, weil er ihm Hoffnung machte, die blonde Ginevra wieder mit ihm auszusöhnen. Don Diego war dies zufrieden und Herr Roderico ließ ihm sein Bett zurück, das er auf der Reise bei sich hatte*). Er wollte ihn auch bereden, seine Einsiedlerkleider abzulegen und seine früheren Kleider anzuziehen, welche noch in der Höhle sich befanden. Aber Don Diego weigerte sich dessen unbedingt, bevor er den Frieden wieder habe. Roderico überließ ihm außerdem auch noch zwei Diener mit ihren Pferden und mit hinlänglichem Gelde, damit bis zu seiner Rückkehr immer einer von ihnen aus benachbarten Ortschaften die nöthigen Lebensmittel herbeibringe. Dann trennte er sich von Don Diego unter vielen Thränen, setzte seine Reise fort und unterließ nicht, sich seinen Weg zu bezeichnen, damit er ihn wiederfinde. Unterwegs beschäftigte er sich in Gedanken mit nichts anderem, als dem Misgeschick seines beklagenswerthen Freundes und schalt die Grausamkeit der Jungfrau. Zu Hause wieder angelangt, verbot er den Seinen aufs Strengste, von Don Diego irgend etwas verlauten zu lassen, und begann als Nachbar und Hausfreund der blonden Ginevra dieselbe häufiger als zuvor zu besuchen und ihr Thun und Lassen genau zu beobachten. Indem er nun bald dies bald jenes von ihr hörte, merkte er bald, daß sie einem im Hause erzogenen Diener ihr absonderliches Vertrauen schenkte. Er machte sich daher mit diesem allmälig bekannter und verschaffte sich durch Geschenke seine Freundschaft. Es dauerte auch nicht lange, bis er alle Geheimnisse der blonden Ginevra von ihm erfuhr. Er erfuhr auf diese Weise, daß sie sich nach ihrer Entzweiung mit Don Diego in einen jungen Basken

*) Eine noch jetzt in Spanien nicht ganz außer Gebrauch gekommene Sitte. Vgl. auch den Don Quixote.

verliebt hatte, der in Biscaja ein kleines Gütchen auf dem Lande besaß und in ihrem Hause als Vorschneider diente, wiewol er als ein großer Wortheld sehr mit seinen Reichthümern prahlte, die ihm dereinst nach dem Tode gewisser Verwandten zufallen würden. Er war gerade damals nicht im Hause anwesend, wurde aber bald zurückerwartet und hatte mit Ginevra verabredet, gleich darauf mit einer ihrer Zofen und mit jenem im Hause auferzogenen Diener sie nach Biscaja zu entführen. Als Herr Roderico dies hörte, erstaunte er sehr über diese große Thorheit, welche die blonde Ginevra ausüben wollte, und sprach bei sich selbst: Was für ein undankbares Mädchen bist du doch und wie grausam gegen die lange treue Dienstbarkeit eines so edeln, reichen und tugendhaften Ritters, wie Don Diego, der dich mehr, als sein Leben liebt. Aber wo nur irgend meine Kräfte ausreichen, hoffe ich, sollen dir deine ungebührlichen Vorsätze nicht gelingen und du sollst Don Diego oder keinem andern zu Theil werden.

Zu dem Diener, der ihm das Geheimniß verrathen hatte, sagte er: Das Mädchen thut in der That wohl daran, sich einen Mann zu nehmen, denn ihrer Mutter ist an ihrer Verheirathung, wie es scheint, nichts gelegen. Sie ist ledig und schön, hat das passende Alter und hat sich einen Edelmann ausgesucht. Wenn der nun nicht gerade so reich ist, wie er sein sollte, so hat sie doch Vermögen für beide, da sie nach dem Tode der Mutter die Erbin von Allem ist.

Nach dieser Äußerung blieb Herr Roderico des jungen Basken gewärtig, der nach drei Tagen zurückkehrte und noch zwei kräftige Basken mitbrachte, damit sie ihn begleiten sollten, wenn er die blonde Ginevra entführe. An demselben Tage, wo der Biskajer ankam, war Herr Roderico eben auf der Burg der blonden Ginevra, und als er die Rückkehr des Liebhabers bemerkte, sagte er zu dem Dienstmanne, der ihm Alles anvertraute: Ich sehe,

daß der Liebhaber wieder da ist und daß ihr nun bald fliehen werdet. Wünschest du vor eurer Abreise noch etwas von mir, so sage es! Nimm dich aber in Acht, daß du deine Sachen klug anfängst, und plaudere sie nicht gegen jedermann aus! Mir kannst du Alles sagen, denn von mir erfährt kein Mensch etwas wieder davon. Wann geht ihr denn fort?

Soviel mir mein Fräulein vor noch nicht ganz einer Stunde gesagt hat, gehen wir heute Nacht um vier Uhr.

Als der Ritter dies vernommen hatte, kehrte er nach seinem Schlosse zurück und ordnete Alles an, was ihm zu Ausführung des Planes nöthig schien, den er entworfen hatte. Die Nacht kam, in welcher die blonde Ginevra mit ihrem Liebhaber fliehen wollte, und als es vier Uhr schlug, stieg sie mit der Zofe, die in ihrem Zimmer schlief, aus einem Fenster, an welchem schon Leitern bereit waren, hinab, so leise, daß kein Mensch es hörte. Sie ging durch den Garten, an dessen Pforte Pferde bereit stunden. Sie setzten sich darauf und fingen an zu reiten. Herr Roderico, welcher wußte, welchen Weg sie machen würden, legte sich mit einem Dutzend handfester Leute aus seinen Unterthanen jenen Abend in ein etwa sechs Meilen von jeder menschlichen Wohnung entferntes Gehölz in Hinterhalt. Es war etwa zwei Stunden vor Tag, als die Flüchtigen in der Nähe des Verstecks ankamen, in welchem sie der Ritter mit seiner bewaffneten Schaar erwartete, die für alle Fälle aufs Beste von ihm eingeschult war. Als sie vor dem Versteck anlangten, sprang Herr Roderico mit den Seinigen hervor und rief: Ha, Verräther, ihr seid des Todes!

Dabei lief er mit eingelegter Lanze auf den Liebhaber los, den er, obgleich es Nacht war, wohl erkannte, und traf ihn mit der Lanze so heftig, daß sie ihm den Hals von einer Seite zur andern durchbohrte, wodurch der Unglückliche todt zu Boden sank. Sobald die andern Basken ihren Gebieter fallen sahen, gaben sie ihren Pferden

die Sporen und zerstreuten sich, ohne zu wissen, wer den Jüngling erstochen hatte. Es war ihnen die Flucht sehr leicht, denn als die Begleiter des Ritters sahen, daß sie sich wider Erwarten nicht zur Wehr gesetzt hatten, nahmen sie die zwei Frauen und den Diener fest, welcher die Sache geoffenbart hatte, und munterten sie auf, unverzagt zu sein. Der Ritter war mit den Seinigen seltsam vermummt, um nicht so leicht erkannt zu werden. Er ließ sogleich den Todten auf sein Pferd setzen, nachdem ihm mit Tüchern die Wunde verstopft war, damit nicht noch mehr Blut herauslaufe, und so befahl er allen weiter zu reiten. Die blonde Ginevra weinte bitterlich und schrie anfänglich laut, bis einer der Bewaffneten, der einen garstigen schwarzen Bart und schielende Augen hatte und wie ein wahrer Teufel aussah, mit dem Dolch in der Hand vor sie trat und ihr mit fürchterlicher Stimme die Drohworte zurief: Ich schwöre bei Gott, daß ich dir die Gurgel durchschneide, wenn du nicht aufhörst zu schreien. Schweig, denn du hast es besser, als du verdienst, denn es wird dein Glück befördert und du erkennst es nicht.

Sie ritten weiter und kamen zu einer kleinen von der Straße abgelegenen Kirche, wo sie so schnell als möglich den Todten begruben und dann weiter ritten. Es war die vierte oder fünfte Tagesstunde, als sie in einem Gehölz in der Nähe einer Stadt Halt machten, sie schickten in dieselbe, um Lebensmittel für sich und ihre Pferde zu holen, und erfrischten sich. Die blonde Ginevra weinte fortwährend und aß wenig oder nichts, konnte aber nie erkennen, wer ihre Führer waren. In der Nacht herbergten sie in einsam stehenden Häusern und erlaubten niemand, mit ihr oder ihrer Zofe, ja, auch nur mit ihrem Diener zu reden. Als sie nun in einer Nacht in einer kleinen Stadt abgestiegen waren, welche von der Höhle, worin Don Diego hauste, etwa sieben Meilen entfernt war, schickte Herr Roderico einen der Seinen

an Don Diego und ließ ihm melden, was vorgefallen war, und daß er vor dem Mittagessen mit seinem Gefolge dort eintreffen werde. Es waren etwa funfzig Tage, seit Herr Roderico den unglücklichen Liebhaber in einiger Hoffnung, die Gunst seiner Geliebten wieder zu gewinnen, verlassen hatte. Unterdessen hatte er ziemlich gut gelebt, mehr als sonst heiterer Geselligkeit gepflogen und dadurch großentheils seine natürliche Farbe wieder erlangt, sodaß seine Schönheit und Lebensfrische fast wieder hergestellt war. Als er nun von dem Abgesandten seines Freundes erfahren hatte, wie es bisher gegangen war, stund er eine gute Weile in starrem Erstaunen und fast außer sich da. Bei dem Gedanken, daß er nun in einer Stunde diejenige sehen werde, die er so sehr liebte, fühlte er sein Blut sich erwärmen, sein Herz höher schlagen, einen kalten Schweiß alle seine Glieder überziehen und tausend andere Bangigkeiten, sodaß er gar nicht wußte, wo er bleiben, noch was er thun sollte. Unterdessen näherte sich Herr Roderico der Höhle, trat zu der blonden Ginevra, vor der er sich noch immer verborgen gehalten hatte, und sprach zu ihr, die noch immer über den Tod ihres Geliebten und das Unglück, in das sie gerathen, weinte: Ich weiß, daß ihr höchlich erstaunen werdet, mich hier zu sehen, und ihr werdet mich schwer beschuldigen, daß ich, nachdem ich immer ein Freund eures Hauses gewesen und nie von euch eine Beleidigung empfangen, euch auf offener Straße gefangen genommen habe und jetzt in diese öde Wildniß führe. Sobald euch aber der Beweggrund meines Verfahrens bekannt sein wird, zweifle ich keineswegs, daß ihr der Vernunft ihr Recht einräumen und mich loben müßt. Und da wir nun dem Ziele unserer Reise nahe sind, so erkläre ich euch hiermit, daß ich euch nicht hierhergebracht habe, um euch eure Jungfrauschaft zu rauben, ihr wißt ja, daß ich für eine andere glühe, sondern um euch eure Ehre und euren guten Ruf wieder zu verschaffen, den ihr leichtsinnigerweise durchaus zu beflecken getrachtet

habt. Ich habe für einen andern das gethan, was ich wünsche, daß man in ähnlichem Falle für mich thun möge. Herr Don Diego (um euch nicht länger in Ungewißheit zu lassen), den ihr einst so sehr geliebt habt und der euch immer so treu geliebt hat und noch liebt, ja anbetet, und der, um nicht den Ausbruch eures Unwillens länger zu erdulden, sich wie ein Verzweifelter in eine Höhle eingeschlossen hat, um wie ein Wilder zu leben und aller Hoffnung, je wieder in der Welt zu erscheinen, entsagte, er ist es, zu dem ich euch führe und begleite.

Er erzählte ihr ferner, wie er aus der Gascogne zurückkehrend ihn in der einsamen Höhle gefunden, und Alles, was er mit ihm verabredet, und bat sie sodann, die Thränen zu trocknen, den Zorn zu hemmen, zu welchem kein Grund vorlag, und Don Diego wieder in ihre alte Gunst aufzunehmen. Das verzweifelte Mädchen war bei diesen Worten so verwundert und außer sich, daß sie fast kein Wort hervorbrachte. Über den Tod ihres neuen Liebhabers war sie aber so sehr in Zorn und Schmerz, daß, wenn sie Herrn Roderico hätte die Augen auskratzen können, sie gern ihre Hände dazu geliehen hätte; und als sie den nennen hörte, den sie so bitterlich haßte, verdoppelte sich ihr Unbehagen, sodaß sie vor Wuth über ihn fast platzte. Sie sagte daher, zu dem Ritter gewandt, voll Zorn: Ich weiß nicht, wie es möglich ist, daß ich eine so schwere Beleidigung, wie ihr sie mir treuloser Weise zugefügt, euch vergebe. Glaubt nicht, daß ich als ein schwaches Weib nur mit eiteln Worten drohe! Das wäre hier nicht am Platz. Aber ich will mir es tief ins Herz verschließen, und wenn sich mir je Gelegenheit bietet, auf irgend eine Weise dafür Rache zu nehmen, so will ich euch erkennen lassen, daß ihr als Mörder und nicht als Ritter gehandelt habt. Jetzt nur so viel! Ihr habt euch nicht weiter um meine Angelegenheiten zu bekümmern, als ich es selbst thue. Ich bin frei und kann für mich thun, was mir wohlgefällt. Laßt mich also mit meinen

Leuten gehen, wohin ich mag, und macht euch meinetwegen gar keine unnöthigen Sorgen! Bekümmert euch um eure Dinge und ihr thut wohl. Denn mich dahin zu führen, wo Don Diego ist, das steht wol in eurer Gewalt, so lange ihr mich auf diese Weise gefangen haltet; nimmermehr aber könnt ihr es dahin bringen, daß ich freiwillig bei ihm bleibe, noch daß ich ihn liebe. Eher würde ich mir irgendwie einen Tod anthun, als zugeben, daß er mich genieße. Ihr thut daher nur, was sich gehört, wenn ihr mich mit diesem meinem Mädchen und meinem Diener gehen laßt, wohin ich mag.

Der Ritter gab sich viele Mühe, sie durch Gründe zur Erkenntniß dessen zu führen, was ihr Bestes sei, aber alles umsonst. Alle seine Vorstellungen scheiterten an ihrer Hartnäckigkeit und an ihrem Zorne. Unter solchen Gesprächen waren sie bei der Höhle angelangt, wo Don Diego nicht sobald seine grausame Gebieterin vom Pferde steigen sah, als er sich ihr demüthig zu Füßen warf und sie mit einem Strome von Thränen anflehte, ihm zu verzeihen, wenn er sie jemals beleidigt habe. Sie war aber ganz voll Gift und weiblicher Galle, wandte daher ihr Gesicht anderwärts und würdigte ihn nicht eines Blickes oder Wortes. Als Don Diego dies sah, erhob er sich auf seine Kniee und sprach nach tausend Bitten und heißen Thränen also: Da meine aufrichtigsten Betheurungen euch, meine Gebieterin, nicht von meiner Reinheit überzeugen können und da ich ohne eure Gewogenheit nicht ferner leben könnte, so verweigert mir wenigstens das nicht, was ich als letzte Gunst von euch erbitte, wofern noch ein Funken von Menschlichkeit und adeliger Gesinnung in euch ist; ich bitte nämlich, mit eigenen Händen die Rache an mir zu nehmen, nach der ihr zumeist verlangt. Es wird mir zur höchsten Befriedigung gereichen, wenn ich sehe, daß euer Zorn sich mit meinem Blute stillt. Und ganz gewiß wäre es für mich unendlich besser, euch sterbend genug zu thun, als in

eurer Ungnade fortzuleben, weil ich in dem Bewußtsein, daß mein Leben euch misfällig, mein Tod aber angenehm ist, mich sonst gedrungen fühlen müßte, mich um euretwillen selbst zu tödten. Dann könnte ich doch sagen, ich habe euch einmal befriedigt.

Die Jungfrau stund regungsloser, als eine Klippe im Meere da und würdigte den fußfällig Bittenden keines einzigen Wortes der Erwiderung. Als nun Herr Roderico dies sah, sagte er höchlich entrüstet über solche Grausamkeit voll gerechten Zornes und begründeten Unwillens zu dem Mädchen mit heftiger Gebärde: Ich sehe wohl, daß ich wider meinen Willen mich ferner in die Sache mischen muß. Höre mich also, Ginevra, und bedenke wohl, was ich dir sage! Entweder du verzeihst dem Ritter, der dich nie beleidigt hat, und schenkst ihm deine Gunst wieder, die er auf tausendfache Weise verdient hat, oder du gewärtigest, daß ich gegen dich und die Deinen grausam werde und dich wohl oder übel zwinge, das zu thun, was du längst aus freien Stücken hättest thun sollen. Bei Gott, es gab noch niemals ein so undankbares und grausames Weib, wie du. Kannst du in der That glauben, daß, wenn er, wie du meinst, um dich zu verhöhnen, den vermaledeiten Sperber zum Geschenk angenommen und des Herrn Ferrando Tochter mehr als dich geliebt hätte, er den Vogel getödtet und sich in diese Einöde zurückgezogen haben würde, um wie die wilden Thiere in einer unwirthbaren Höhle zu leben? Wer hätte ihn wol gehindert, jenes Mädchen zur Frau zu nehmen und mit ihr fröhlich und guter Dinge zu leben, wenn er es gewollt hätte? Vielleicht käme es dir gut, wenn er, wie du es verdienst, dich verachtete, dich den Wölfen zum Futter ließe und sich eine andere Geliebte suchte, wo du dann mit Recht Ursache zur Klage hättest. Mit allem Rechte könnte er, wenn ihn nicht seine allzugroße Liebe zu dir über die Wahrheit verblendete, Klage über dich anstellen und sich bitter beschweren.

Ja, er dürfte dich als eine grausame tödtliche Feindin hassen, und vollkommen verachten, wenn er bedächte, wie er von dir ohne Ursache schnöde verlassen wurde. Und wenn du dir nur noch einen Jüngling ausgewählt hättest, der so reich, schön, tugendhaft und edel, wie er, gewesen wäre! Aber, o einzige Wahl, die du unter so vielen Edelleuten in unserem Lande getroffen hast! An einen niedrigeren, als du, hattest du dich gehängt, indem du einen baskischen Prahlhans liebtest, der die Wahrheit niemals anders, als aus Versehen, sprach. Ich glaube, er entführte dich nach Biscaja, um dich seine Ziegen hüten zu lassen; denn man weiß ja wohl, was er besaß, und wenn er hätte zu Hause bleiben und sich nur einen Knaben zur Bedienung halten müssen, so hätte er nicht auf sechs Monate davon zu leben gehabt. Du magst aber vielleicht sagen wollen: Ich bin reich und habe Vermögen genug, um meinem Stande gemäß mit Ehren auszukommen.

Erinnere dich indessen nur, daß deine Mutter noch eine rüstige Frau ist, die noch lange leben kann und die, so lange sie lebt, über ihr Besitzthum zu gebieten hat. Hättest du dich dem elenden Basken vermählt, sie würde dich nimmer wieder haben sehen wollen, und ich weiß nicht, wie du mittlerweile hättest leben können. Du würdest gewiß die Todten beneidet haben. So viel weiß ich, wenn Don Diego sich von mir rathen ließe, so würde die Sache viel besser gehen und du würdest gewiß nicht so leicht jemand antreffen, der dich zur Frau begehrte; denn wenn man erführe, daß du einem Basken, einem Diener deines Hauses, nachgelaufen, wer müßte nicht dafür halten, daß du auch seine Buhldirne gewesen? Die Menschen sind viel geneigter, das Böse zu glauben, als das Gute. Da es denn nun aber Don Diego so haben will, so mag er seiner Neigung folgen und dich gegen alles Verdienst achten und lieben! Und du beachte deshalb, was ich dir gesagt habe, lege jetzt deine Hals-

starrigkeit und unerbittliche Strenge ab und geh in dich, damit dir nicht am Ende dennoch widerfahre, was dir gar nicht wünschenswerth sein möchte. Denn du darfst dich für versichert halten, daß ich dieses Unternehmen nicht begonnen habe, um es unvollendet zu lassen. Ich stelle also Wasser und Feuer vor dich hin und du kannst von beidem nehmen, was dir zusagt.

Das Mädchen war nunmehr nur um so härter und unbeugsamer und entgegnete dem Herrn Roderico mit stolzem, zürnendem Gesicht, nicht mehr wie ein zartes und schüchternes Mädchen, sondern wie ein mit den Schlägen eines widerwärtigen Schicksals vertrautes Weib, folgendermaßen laut: Ritter, du hast gesprochen, wie es dir gefällig war. Ob es recht oder unrecht war, darüber will ich jetzt nicht mit dir streiten; aber du sollst wissen, daß ich eher auf das härteste Leiden gefaßt, als Willens bin, diesen treulosen Verräther je wieder zu lieben. Und wenn du mir den Tod gibst, wie du drohst, so werde ich ihn mit Freuden empfangen, um in ihm mit meinem unglücklichen Liebhaber und Gatten wieder vereinigt zu werden, den du grausamerweise gemordet hast. Ja, fang du es an, wie du immer willst, du wirst mich immer standhafter finden, denn weder du noch die ganze Welt würde mich dazu bewegen, diesen Mann jemals wieder zu lieben.

Diese herbe Antwort der gereizten Jungfrau erschütterte den Herrn Roderico dermaßen, daß er, in der Einbildung, vor seiner eigenen Dame zu stehen und von ihr dergleichen zürnende Worte zu vernehmen, von übergroßem Schmerze beinahe des Bewußtseins beraubt wurde. Er mußte sich zur Erde niedersetzen, wo er lange Zeit mit seiner Schwäche und Erschöpfung kämpfte, ohne im Stande zu sein, ein Wort hervorzubringen. Unterdessen warfen die Zofe und der Diener des Mädchens, welche fürchteten, Herr Roderico möchte seiner Drohung gemäß seinen Zorn gegen sie wenden, sich ihrer Gebieterin zu

Füßen und baten sie unter Thränen, den ehrsamen Forderungen Herrn Roderico's Gehör zu leihen und sich mit Don Diego auszusöhnen. Aber sie predigten tauben Ohren. Als der weinende Don Diego die höchst grausame Antwort seiner Gebieterin vernommen hatte, sank er halb todt zu Boden; der Genosse seiner Einsamkeit lief auf ihn zu, nahm ihn in den Arm und rieb ihn, wie man in solchen Zufällen zu thun pflegt. Die andern Anwesenden umstanden die blonde Ginevra und sagten ihr, was ihnen irgend in den Sinn kommen wollte, um sie zu besänftigen, wiewol sie gegen alle Vorstellungen so unbeweglich, wie ein harter Fels im Meere blieb. Herr Roderico hatte inzwischen wieder etwas Athem geschöpft und still bei sich erwogen, was zu thun sei. Unfähig seinen Freund länger in einem Zustande so tiefer Betrübniß und schmerzlicher Qual zu sehen, sagte er zu der blonden Ginevra fortwährend weinend: Ich komme von meinem Erstaunen über dich noch immer nicht zurück und vermag nicht zu begreifen, wie in der Brust einer so zarten Jungfrau eine so wilde Gesinnung wohnen kann. Es war mir eben jetzt, als stünde ich vor meiner eigenen Geliebten und vernähme von ihr eine ebenso unfreundliche Antwort, als von dir; worüber mir denn zu Muthe wurde, als ob mir jemand mit einem spitzen Messer das Herz durchstieße und noch gegenwärtig meinen Leib mit scharfen Jagdspießen verwundete. Wie ich nun an meinem eingebildeten Schmerze die wirkliche überschwengliche Qual ermessen kann, die diesem unglückseligen Don Diego von dir fortwährend bereitet wird, ohne zu begreifen, warum sie ihn noch nicht getödtet hat, so habe ich beschlossen, dich alles Ärgernisses zu entledigen und ihn vermöge eines kurzen Schmerzes seiner vielen Leiden um deinetwillen zu entheben, in der Hoffnung, daß er mit der Zeit erkennen werde, es sei zu seinem Besten geschehen, und daß mich alle Welt darum preisen muß.

Nach diesen Worten wandte er sich zu seinen Leuten

und sprach: Führt das unmenschliche Weib hier nebenan in eine andere Grotte und gebt ihr den verdienten Tod! Damit aber unsere That verborgen bleibe, ermordet auch diese ihre Zofe und den Diener! Dann brauchen wir keinen weiteren Verrath zu besorgen.

Bei diesem grausamen Befehle stieß das entsetzte Mädchen einen lauten Schrei aus und die arme Zofe und der Diener riefen weinend um Gnade. Herrn Roderico's Diener schickten sich bereits an, dem Willen ihres Gebieters Folge zu leisten, als die blonde Ginevra ohne Thränen sprach: Ihr guten Leute, ich bitte euch, gebt mir allein den Tod und schonet der Meinigen! Warum, Roderico, willst du auch die verderben, die dich nie beleidigt haben?

In diesem Augenblicke hatte Don Diego sich wieder völlig gefunden. Er winkte allen, zu bleiben, und sprach zu Roderico: Mein Herr, wenn ich tausend Jahre zu leben hätte, so würde ich dennoch nicht die Verpflichtungen ablösen können, die du mir auferlegt hast, weil es bei weitem all mein Vermögen übersteigt. Da ich nun weiß, wie sehr ihr mich liebt, so ersuche ich euch, mir eine Gnade zu erzeigen, womit ihr, wenn es möglich ist, mich noch mehr verbinden würdet. Ihr habt mit eurem Wohlwollen bereits weit mehr für mich gethan, als ich selbst gethan haben würde. Thut mir daher den Gefallen, diese meine Gebieterin in ihre Wohnung zurückzubringen und ihr das Geleite zu geben, wie wenn sie eure Schwester wäre. Denn wiewol es mir ein schwerer Kummer ist, mich von ihr verschmäht zu sehen, die ich mehr, als mein Leben, liebe, so ist es mir doch eine weit unerträglichere Last, sie meinethalben betrübt zu wissen. Ich will also meine Leiden nicht noch durch ihre Qual erhöhen. Sie gehe, wohin es ihr gefällt! Ich werde meine wenigen Lebenstage vollends in dieser wilden Höhle endigen und zufrieden sein, wenn ich nur ihren Kummer gestillt weiß.

Bewundernswürdig sind doch die Kräfte der Liebe,

wie sie sie gebrauchen will, und oftmals werden die unmöglich scheinenden Dinge durch sie leicht und ausführbar. Der Jungfrau, die alle Dienstbarkeit und alles Elend, worin sie ihren Geliebten sah, und der Tod, der ihr vor Augen schwebte, nicht im Stande gewesen war zu beugen, öffneten jetzt Don Diego's letzte Worte die Augen und brachen ihre starre Härte. Sie erkannte die echte Treue und Beständigkeit ihres Geliebten, warf sich ihm an den Hals und blieb so bitterlich weinend eine gute Weile, ohne eines Wortes mächtig zu werden. Dann küßte sie ihn und bat ihn um Verzeihung. Wie hoch erfreut Don Diego darüber sein mußte, kann sich jeder vorstellen, der liebt und jemals einen ähnlichen Kummer erduldete. Sie waren allesammt von der größten Freude erfüllt. Im Einverständniß mit Don Diego und dem Fräulein schickte Herr Roderico einen seiner Vertrauten an die beiden Mütter ab, denen er bekannt war, und ließ ihnen sagen, was er beabsichtige. Darauf speisten sie miteinander zu Mittag, stiegen nach der Mahlzeit zu Pferde und langten nach vier Tagen auf dem Schlosse des Herrn Roderico an. Sobald die beiden Mütter die guten Nachrichten von ihren Kindern und deren Absichten vernommen hatten, erklärten sie öffentlich, Don Diego und die blonde Ginevra seien in gegenseitigem Einverständnisse abgereist und haben sich auf einem Schlosse des Herrn Roderico vermählt. Zu gleicher Zeit trafen sie Veranstaltungen zu einer prachtvollen Hochzeit, die ihrem Adel und Reichthum gemäß gefeiert werden sollte. Nachdem alles so weit in Ordnung war, begaben sich die beiden Liebenden mit Herrn Roderico auf das Schloß der Mutter des Fräuleins, wo auch Don Diego's Mutter nebst einer glänzenden und schönen Gesellschaft sich befand. Daselbst wurde die Trauung dem Gebrauche gemäß vollzogen, alles überließ sich der Freude und Lust und in der folgenden Nacht vollzogen die Neuvermählten die heilige Ehe. Sie lebten fortan immer glücklich miteinander und erinnerten sich

des öftern mit Vergnügen ihres vergangenen Leides. Doch war die blonde Ginevra in der Folge fast unfähig zu begreifen, wie sie habe so streng, halsstarrig und grausam gegen ihren Geliebten sein können, wie sie wußte, daß sie gewesen war; und jedesmal, wenn sie mit Herrn Roderico auf ihre Vergangenheit zu sprechen kam, was oft geschah, erging sie sich gegen ihn in Danksagungen für die unendlichen Verpflichtungen, die sie gegen ihn zu haben gestand. Aber freilich weiß ich auch nicht, wenn dieses Mädchen einem Peruginer unter die Hände gekommen wäre, ob dieser die Geduld gehabt hätte, welche Herr Roderico bei ihrem unbändigen Eigensinne bewährte.

---

80. Die Liebe des Verbannten.

(1, 28.)

Gerade in dem Jahre, wo Massimigliano Sforza wegen seines schlechten Regiments elendiglich die Herrschaft von Mailand verlor, wurde nach der bekannten Niederlage durch die Schweizer zwischen San Donato und Melegnano die ghibellinische Partei fast aus dem ganzen Staate vertrieben auf den Rath und Anstiften des Herrn Gian Giacomo Triulzo, dessen einziges Bestreben darauf gerichtet war, dieselbige niederzudrücken. Darum war in jener Zeit für die Flüchtlinge der Lombardei Mantua der sicherste Hafen und ein zuverlässiger Zufluchtsort, woselbst der Herr Markgraf Francesco Gonzaga, ein sehr menschenfreundlicher Mann, viele aufnahm. Und wiewol er dem allerchristlichsten König Franz dem ersten des Namens den Herrn Federico seinen Erstgeborenen als Geisel überliefert hatte, wollte er dennoch, daß Mantua jedem, der dahin gelange, eine freie Stätte

bleibe. Darum wohnte denn eine große Zahl der Ausgewanderten daselbst in der Erwartung durch den Arm des Kaisers Maximilian wieder in ihre Vaterstadt zurückgebracht zu werden. Aber das Unternehmen gelang nicht, denn Maximilian war zwar mit einem schönen Heere bis vor die Thore von Mailand gekommen, aber als man hoffte, er werde den Herzog von Bourbon Karl von Frankreich, welcher im Auftrage des allerchristlichsten Königs daselbst lag, daraus vertreiben, ließ er plötzlich das Lager aufheben und floh mit eiligen Schritten nach Deutschland hinweg. So hatten denn die Verbannten die Hoffnung verloren, ihre Heimat wieder zu gewinnen, und die einen von ihnen suchten mittelst der Gnade des Königs Franz, welcher sich auch gegen manche wirklich huldvoll erwies, die Heimkehr zu erwirken, andere gingen nach Trento unter den Schutz Franz Sforza's Herzogs von Bari, andere nach Rom, wieder andere in das Königreich Neapel und sonst wohin. Einige kehrten nach Mantua zurück, worunter Messer Cornelio (denn so will ich den Helden der Erzählung, einen sehr vornehmen und ausgezeichneten Edelmann, aus bewegenden Gründen nennen) und ich, und in Mantua ließen wir uns nieder. Der junge Mann war vierundzwanzig Jahre alt, groß, wohlgestaltet und sehr schön, rüstig von Person, mit vielen Vorzügen begabt und mit Glücksgütern reichlichst versehen. Seine Mutter war in Mailand geblieben, hatte mit Geschick ihr Erbtheil gerettet und schickte ihm zu, was er bedurfte. So hielt er denn in Mantua ein Haus, das mit Kleidern, Pferden und Dienerschaft vortrefflich ausgestattet war. Vor seinem Abgange von Mailand hatte er sich, wie das bei jungen Leuten zu gehen pflegt, in eine kaum vermählte sehr vornehme und schöne junge Frau verliebt, welche ich gleichfalls, um Ärgerniß zu vermeiden, nicht geradezu nennen zu dürfen glaube, weshalb wir sie Camilla heißen wollen. Der junge Mann war ein großer Anhänger der Sforzesken

und hatte sich sehr für das Kommen des Kaisers Maximilian verwendet, um seine Heimat wieder zu gewinnen. Sodann stand er fortwährend im engsten Verkehr mit dem Herzog Francesco Sforza, ging oft nach Trento und versäumte nicht zu zetteln was er konnte, damit der sforzische Herzog nach Mailand zurückkäme. Aber bei all diesen Unterhandlungen, Zettelungen und Bemühungen konnte er sich doch seine Dame nicht aus dem Sinne schlagen, an die er Tag und Nacht dachte; und noch viel mehr that es ihm leid, sie nicht sehen und bei ihr sein zu können, als aus Mailand verbannt zu sein. Diese Camilla, welche Cornelio liebte, war noch sehr jung, sie hatte nämlich das einundzwanzigste Jahr noch nicht erreicht und galt unter Mailands Schönen für die schönste. Und wiewol die Liebe zwischen ihr und Cornelio noch nicht zu einem Ziele gelangt war, so hatte sie doch seine lange Dienstbarkeit und echte Neigung sowie seine seltene Bescheidenheit aus vielen Zeichen deutlich erkannt und liebte ihn darum von Herzen; so war sie denn auch über sein Weggehen schmerzlich betrübt und die Trennung kostete sie häufig Thränen. Es war ihnen noch nicht gelungen, bequem miteinander von ihrer Liebe zu reden; doch hatten sie sich durch Vermittelung ihres Wagenlenkers mehrmals geschrieben: der Kutscher war einige Zeit auch im Dienste von Cornelio's Mutter gestanden und war diesem um so bereitwilliger gefällig. So hätten also, sobald sich Gelegenheit geboten hätte, die Liebenden ihre Wünsche erfüllt. Cornelio lebte nun in Mantua, und zwar, wie gesagt, nicht wie ein Verbannter, sondern in den besten Verhältnissen und angesehen, daher denn eine edle Mantuanerin sich in ihn ernstlich verliebte. Sie ließ ihm ihre Neigung offenbaren, er aber seufzte tief und antwortete der Botin, die mit ihm im Auftrage der Edelfrau sprach, auf folgende Weise: Gute Frau, ihr mögt der Dame, die euch sendet, sagen, daß ich ihr immer dankbar und verpflichtet sein werde

für diesen freundlichen und liebevollen Antrag, den sie mir macht, und woraus ich erkenne, daß ich ohne all mein Verdienst von ihr geliebt werde; ich bedauere aber unendlich, ihre Neigung nicht erwidern zu können, da ich nicht in meiner Freiheit bin und hierin nicht nach meinem Wunsche verfügen kann; denn ich bin bereits durch mein Wort so an eine Andere gebunden, daß ich mich nicht loszumachen wüßte. Sicherlich, wenn ich mir gehörte, wie ich einer Andern gehöre, würde ich mich ohne Bedenken ihr zu eigen geben; denn ihre Schönheit, ihr anmuthiges Wesen und ihr feines Betragen scheint mir würdig, nicht nur von meines Gleichen, sondern von noch viel Größeren geehrt und angebetet zu werden. Dennoch werde ich, was ich mit Gut und Blut in ihrem Dienste thun kann, vorausgesetzt, daß meine Treue gegen die, für die ich lebe und sterbe, nicht verletzt werde, immer gerne ausführen.

Die Botin kehrte mit dieser Antwort zurück und meldete der Dame Alles pünktlich. Wie hart und bitter es dieser fiel, verschmäht zu werden, mögt ihr euch vorstellen, liebenswürdige Frauen, wenn ihr euch in ihre Kleider steckt. Sie war sechs bis sieben und zwanzig Jahre alt, von den ersten Edelleuten Mantuas umworben und hatte, wie ich später mit Gewißheit erfuhr, nie einen geliebt, während sie unserem Cornelio mit leidenschaftlicher Neigung zugethan war. Ich will nun mittheilen, was ich damals zu Cornelio sagte, denn ich war zu jener Zeit eben von Trento zurückgekommen und er erzählte mir diese Geschichte.

Mein Cornelio, sagte ich, verzeiht, wenn ich allzuoffen mit euch rede, aber die brüderliche Freundschaft, die zwischen uns besteht, gibt mir den Muth, euch dies und noch Bedeutenderes zu sagen, so oft sich mir Gelegenheit dazu bietet. Ihr sagt mir, daß ihr in Mailand heftig eine hohe Minne verfolget; ich glaube es euch, denn ich weiß, wie hold und zärtlich und zur Liebe ge-

neigt unsere Edelfrauen sind. Aber ich bitte euch, glaubt ihr, daß die, die ihr liebt, ein Vorrecht vor andern besitze und daß in dieser Zeit, wo wir außer der Heimat sind, wenn ihr jemand unter die Hand kommt, der ihr gefällt, sie nicht verstanden habe, die Freude sich anzueignen, die ihr das Glück vor die Füße gelegt hat? Seid versichert, es gibt kein Weib auf der Welt, das, wenn es Gelegenheit hat, mit einem, der ihr gefällt, die Freuden der Liebe zu genießen, versäumte es zu thun, wofern nur die Sache heimlich abgemacht werden kann. Ich habe, wie ihr wißt, in Mailand viele Basen, da unsere Familie Bossa alt und zahlreich ist, und glaube auch, daß meine Schwestern und andere Verwandte von Fleisch und Bein sind, wie die übrigen, mit denen ich zu schaffen gehabt habe; denn da ich so alt bin wie ihr, habe ich schon bei Vielen Erfahrungen gemacht. Weiber, lieber Bruder, sind Weiber und benehmen sich in Allem wie Weiber. Ihr kippet mir da den ganzen Tag an eurer Sehnsucht herum, wie Vögel an einer kahlen Wand, und nehmt keinerlei Genuß an, und dabei meint ihr, eure Geliebte mache es ebenso; aber darin täuscht ihr euch meines Bedünkens gröblich. Gesetzt aber auch, sie liebt euch, sie ist euch treu und macht es wie ihr (ich glaube indeß nicht, daß sie so albern ist, sich so die Hände zu binden), was für einen Schaden, welche Schmach und Verachtung würdet ihr ihr denn zufügen, wenn ihr hier mit einer Frau euch eine Unterhaltung erlaubt? Welcher Nachtheil erwüchse denn daraus für sie? Thut hier immerhin, was euch beliebt, und macht es, wie wir Alle, die wir, um nicht einseitig zu werden, in beiden Backen kauen und uns Genüsse nehmen, wo wir sie her bekommen können; denn alle verlassenen Weiber sind verloren. Diese edle Dame hier liebt euch und sucht euch auf, statt daß ihr sie aufsuchen und sie bitten solltet. Und was zum Teufel wollt ihr weiter? Bedenkt, daß das Glück die Haare auf der Stirne trägt und hinterwärts

kahl ist. Wenn es sieht, daß ihr seine Gelegenheiten versäumt, und darüber mit euch zürnt, so könnt ihr sagen, wie die Florentiner sagten, als Giovanni Galeazzo, der erste Herzog Mailands von den Vesconti, ein Lager rings um die Mauern von Florenz geschlagen hatte, und am Tage Sanct Johannes des Täufers an den Thoren von Florenz ein Wettrennen halten ließ; die Florentiner sagten nämlich: Gesch...n haben wir's, wenn uns der Tod nicht hilft.

Damit es also nicht so weit mit euch kommt, laßt es euch wohl sein, so lange ihr könnt, und benehmt euch, so lange wir hier sind, mit dieser Edelfrau; sind wir dann wieder in Mailand, so könnt ihr euch mit einer andern erfreuen.

Ich brachte noch tausend andere Gründe vor, aber ich sang tauben Ohren. Er war ganz entschlossen, dieser seiner Geliebten Treue zu bewahren, und bat mich, ihm hierin nicht weiter zu widersprechen. Die gute mantuanische Edelfrau war über die Antwort Cornelio's sehr betreten, beschämt und unwillig. Doch machte sie aus der Noth eine Tugend, beruhigte sich und verwandelte ihre glühende Liebe in eine brüderliche Freundschaft und Vertraulichkeit, und noch heutiges Tages liebt sie Cornelio wie einen Bruder. Gleich das erste Mal, da sie mit ihm sprach, nachdem sie die Antwort erhalten hatte, lobte sie höchlich seinen getreuen Vorsatz, und versäumt nicht, täglich vor Jedermann, wenn von Liebe die Rede ist, zu sagen, Cornelio sei der treueste und gewissenhafteste Liebhaber, den man finden könne. Cornelio wies also jede andere Liebe von sich, dachte nur an seine Dame in Mailand und kannte keinen Trost, als manchmal Briefe von ihr zu erhalten, und ihr darauf zu antworten, schien ihm ein Labsal für seine Liebesleiden. Mit dieser schwachen Hilfe und dem geringfügigen Troste brachte er seine Zeit hin, so gut er konnte. In diesen Tagen wurde ihm ein Brief gebracht, den seine Geliebte ihm schrieb;

darüber kam er in mancherlei Gedanken und wußte nicht, was er anfangen sollte. Es fügte sich, daß Camillo's Gatte Mailand verlassen mußte, um auf seine Güter zu gehen und dort einige Zeit zu verweilen. Sobald sie dies erfuhr, schrieb sie Cornelio in einem ihrer gewöhnlichen Briefe unter anderem Folgendes: Seht doch, mein theurer Herr, ob ihr und ich das Glück zum Feind haben bei unseren Wünschen und ob uns ein Recht zusteht, uns über unser schlimmes Loos zu beklagen; denn mein Herr Gemahl wird Mailand verlassen, um eines unserer Güter zu besuchen, und einige Tage ausbleiben; wäret ihr hier, so hätten wir, so lange er weg ist, Muße um bei einander zu sein; jetzt aber sehe ich nicht, wie das einzurichten wäre, und werde mich darüber ewig zu beklagen haben.

Dabei standen dann noch tausend andere Liebesworte, wie junge Weiber sie zu schreiben pflegen, wenn sie glühend lieben. Sobald Cornelio den Brief gelesen hatte, kamen ihm tausend und aber tausend Gedanken durch den Kopf und er war sehr zweifelhaft und unentschlossen. Endlich suchte er seinen Delio auf, den er mehr als sich selber liebte, und der, so lange wir noch in Mailand waren, von dieser Liebschaft und Allem, was Cornelio betraf, unterrichtet war. Er gab Delio den Brief in die Hand und sprach: Lies!

Delio nahm den Brief, las ihn und ahnte fast schon, was Cornelio zu thun gedachte.

Du möchtest, mein Freund, sagte er, nach Mailand gehen und dir zu sehr ungelegener Zeit den Kopf abschneiden lassen. Ich merke wohl, diese Frau will die Ursache deines Todes sein und überdies dich schmachvoll sterben machen. Du weißt ja, wie dich die Franzosen auf dem Korn haben, und doch denkst du immer an solche gräßliche Dinge.

Cornelio entgegnete: Aber höre mich ein wenig an; ich wünschte, daß wir leidenschaftlos diese Reise beprä-

chen und sähen, welches Verfahren einzuschlagen wäre, um das geringere Übel zu wählen. Du weißt, wie sehr ich diese Frau liebe, welche Qual ich um ihretwillen erduldet, indem ich ihr diente und sie verehrte, daß ich jeden Versuch gemacht habe, um heimlich mit ihr zusammen sein zu können, daß aber niemals die Sache sich einleiten ließ. Nun da ihr Gemahl abwesend ist, könnte mir's leicht gelingen, daß ich mich mit ihr zusammenfände und das erreichte, was ich lange so sehr gewünscht habe. Wenn dies erfolgte, so würde ich das weit höher achten, als jedes andere Glück, das mir begegnen könnte. Was sagst du nun dazu?

Mein Cornelio, entgegnete Delio hierauf, du wünschest, daß wir diese Angelegenheit leidenschaftlos berathen, aber ich sehe dazu keine Möglichkeit, denn du bist viel zu leidenschaftlich auf dieses Weib versessen und darum so verblendet, daß du den Tod, den du vor Augen hast, nicht sehen kannst. Du mußt dich daher von jemand leiten lassen, der keinen Schleier vor den Augen hat. Du weißt wohl, ob ich dich liebe, da du so manche Proben mit mir gemacht hast; darum habe Acht auf das, was ich dir sage, und schlag dir diese Grillen aus dem Sinn, denn, was du jetzt im Kopfe hast, sind lauter Hirngespinste. Ich werde es dir ebenso machen, wie ich wünschte, daß du es in ähnlichem Falle mir machtest; ich rathe dir nämlich, unter keiner Bedingung nach Mailand zu gehen. Hast du vergessen, daß du als Empörer verbannt bist und alle deine Güter eingezogen sind? Kaum wirst du von hier abgereist sein, so wird man's in Mailand wissen. Es ist jetzt Faschingszeit und diese Stadt täglich voll Vermummter; so sind auch viele hier, die Alles ausspähen, was du sagst und thust. Man hat dich bereits von Mailand aus benachrichtigt, daß du nichts thun kannst, was man nicht dort erführe. Wenn du, was Gott verhüte, hingehst und unglücklicher Weise den Franzosen in die Hände fällst, so könnte alles Gold

in der Welt nicht verhüten, daß dir der Kopf abgeschlagen wird. Willst du um ein kurzes flüchtiges Vergnügen das Leben verlieren? Und ferner, hast du nur Gewißheit, sicher hinzugelangen? Du mußt über Cremona, über Soncino gehen oder nach Pizzighetone und Lodi; an all diesen Orten aber bist du so bekannt wie eine Nessel. Nehmen wir aber an, du gehest auf ungewohnten Wegen, um nicht in jenen Städten gesehen zu werden, welche Sicherheit hast du, wenn du dort bist, von ihr das erhalten zu können, was du so sehr wünschest? Ich meines Theils glaube, daß sie, da sie weiß, daß du auf keine Weise nach Mailand kommen kannst noch darfst, dir auf diese Art geschrieben hat, um dir zu beweisen, daß sie deiner eingedenk lebt und dich mehr als mittelmäßig liebt; wäre sie aber versichert, daß du hin dürftest, so glaube ich, daß sie dir ganz anders geschrieben hätte. Aber wenn auch, nehmen wir als sicher an, daß sie ganz bereit sei, sobald du dort bist, zu thun, was du willst, mußt du nicht auch bedenken, was das heißen will, und daß, wenn auch ihr Gemahl verreist, doch noch viele Leute vom Gesinde im Hause bleiben? Weißt du nicht, was für ein strenges Weib die Alte ist, die ihr nie von der Seite weicht und die vielleicht während der Abwesenheit ihres Mannes bei ihr schläft? Willst du für eine Stunde bitteren Genusses und verdrießlicher Wonne dein Leben auf's Spiel setzen? Was würde man von dir sagen, wenn dir unglücklicher Weise diese Reise übel ausschlüge? Du giltst trotz deiner Jugend für einen klugen und vorsichtigen Mann, der reifer ist, als seine Jahre vermuthen lassen. Täusche nicht die allgemeine Meinung, die man von deiner Klugheit hat! Wenn du nach Mailand gehen müßtest im Dienste und zum Vortheil deines Fürsten und du wärest unglücklich dabei, so würde dir wenigstens von jedem und von den Feinden selbst Mitleid gezollt, und du würdest gepriesen als ein treuer aufopfernder Diener deines Herrn; aber

bei einem solchen Anlasse würdest du in der That ewigen Tadel und Schimpf und Schande neben dem Schaden haben. Spare, lieber Bruder, dieses Leben, um das du dich so wenig kümmerst, zu einem bessern Gebrauch und zu ehrenvolleren Unternehmungen, als diese.

Cornelio schien sich bei diesem Rathe sehr abzukühlen, wiewol ungern, und da er nicht wußte, was er antworten solle, sagte er, die Nacht sei die Mutter der Gedanken, er wolle die Verhältnisse noch besser überlegen und dann können sie zusammenkommen. Hiermit verließ er Delio. Als es Nacht wurde und Cornelio sich ganz allein sah, konnte er nicht schlafen und ließ seinen Gedanken die Zügel frei. Verschiedene Dinge zogen ihm durch den Kopf, er überdachte das mit Delio gepflogene Gespräch, und da jetzt niemand mehr ihm widersprach, wurde er von der Lust übermannt und überwunden, und beschloß, wenn es ihn auch das Leben kosten sollte, nach Mailand zu gehen. Er erhob sich also mit Sonnenaufgang vom Bette, besuchte Delio, der noch nicht aufgestanden war, und sprach zu ihm: Mein Delio, ich habe beschlossen, komme was da wolle, da es nun einmal so weit ist, sobald es Nacht wird, von hier weg zu gehen, von hier mich geradezu nach Cremona zu wenden und dort zu rasten, bis das Thor geöffnet wird, was dort sehr frühe geschieht. Dann gehe ich in das Haus unseres Vetters Girolamo und bleibe dort den Tag über; am Abend spät gehe ich weiter, an Lodi vorüber nach Zurlesco, wo ich insgeheim im Hause des Ritters Vistarino herberge. Dort bleibe ich wieder bis gegen Abend und wende mich weiter von Zurlesco nach Mailand, wo ich um die dritte Stunde nach Sonnenuntergang eintreffen kann. Du weißt, daß das Ticiner Thor zu jeder Stunde geöffnet wird, wenn man dem Thorwart einen Soldo zahlt; dann gehe ich gerades Weges nach dem Hause unseres Messer Ambrogio.

Als Delio die Gesinnung Cornelio's gehört hatte,

bestrebte er sich mit den einleuchtendsten Beweisen, ihn von einer solchen Reise abzubringen; aber er mochte sagen, was er wollte und wußte, Cornelio war nun einmal fest entschlossen, unter jeder Bedingung zu gehen, und sagte zuletzt: Ich will mein Glück versuchen; gelingt mir die Sache, wie ich wünsche und hoffe, welcher Liebende war dann je glückseliger, als ich? Kommt es anders, so habe ich wenigstens den Trost, daß die, die ich mehr als mein Leben liebe, deutlich erkennen wird, daß meine Dienstbarkeit echt und nicht erheuchelt ist.

Als Delio sah, daß Cornelio nicht mehr davon abzubringen war, sich in eine solche Gefahr zu begeben, und daß es kein Mittel gab, ihn von diesem Vorhaben abzubringen, sagte er zu ihm, da er nun durchaus gehen wolle, solle er seine Diener in Mantua lassen und andere Personen nehmen, auf die er sich verlassen könne und welche in Mailand nicht bekannt seien. Dies that er und versah sich mit drei Bedienten. Als nun der festgesetzte Abend kam, ging er heimlich aus Mantua weg und kam nach dem früher von ihm entworfenen Plane um drei Uhr nach Sonnenuntergang zu Mailand an, wo er sich geradeswegs nach dem Hause seines treuesten Freundes Messer Ambrogio wandte. Dort angelangt, ließ er einen seiner Diener an die Thüre pochen und sagen, Messer Ambrogio möge herabkommen, ein Edelmann wolle mit ihm sprechen. Unterdessen that Cornelio einen Pfiff, woran Messer Ambrogio merkte, daß es Cornelio sei. Er kam herab, öffnete die Thüre und fragte: Wer ist da?

Cornelio, ohne zu antworten, machte ein gewisses Zeichen, woraus Messer Ambrogio sich von der Wahrheit überzeugte; er hieß die Fackeln in's Haus zurückbringen, welche mit ihm gekommen waren, um den Weg zu erleuchten, und hieß freudig seinen Freund willkommen. Dann ließ er gleich ein Zimmer im Erdgeschoß aufmachen und Cornelio in dasselbe eintreten. Er wollte,

daß niemand im Hause erführe, wer es sei, außer ein besonders vertrauter Diener. Es war im Monat Februar und mehrere Tage war weder Regen noch Schnee gefallen, daher waren die Wege überall voll Staub, und Cornelio hatte deshalb ungehindert reiten können. Als der Morgen kam, schickte Cornelio nach einem Schneider, durch dessen Vermittelung er Camilla's Briefe erhielt. Der Schneider kam und war äußerst erfreut, Cornelio zu sehen. Sie sprachen eine gute Weile mit einander, dann gab Cornelio dem Schneider einen Brief, den er seiner Geliebten zustellen sollte. Als sie erfuhr, daß ihr Geliebter in Mailand sei, war sie ebenso sehr erfreut, wie bekümmert; erfreut, denn sie hoffte ihren Cornelio zu sehen, von dem sie, nachdem er sich einer so großen Gefahr ausgesetzt hatte, vollkommen überzeugt war, daß er sie ausschließlich liebe; sehr misvergnügt aber war sie darüber, weil sie binnen einem oder zwei Tagen ihren Gemahl erwartete. Ich muß nämlich bemerken, daß sie in dem nach Mantua an ihren Geliebten gerichteten Briefe den Tag der Abreise ihres Mannes irrig angab; dies war der Grund, weshalb Cornelio seinen Abgang von Mantua unpassend lange verschob. Dem Schneider gab die Frau nun ein Briefchen, worin sie ihrem Cornelio schrieb, sie wolle ihn heute zwischen ein und zwanzig und zwei und zwanzig Uhr an der Thüre ihres Palastes erwarten, er solle vermummt hinkommen und ein gewisses Zeichen machen. Als es Zeit war, maskirte sich Cornelio mit den bunten langen Kleidern, wie sie in Mailand bei Edelleuten üblich sind, mit Federbüschen auf dem Kopfe; er bestieg ein sehr schönes leichtes Pferdchen, machte sich ganz allein auf den Weg nach der Wohnung seiner Camilla und fand sie an der Thüre liebenswürdiger, schöner und reizender, als je, wie sie mit einigen Edelleuten sprach. Als Cornelio ankam, neigte er sich vor der Frau, machte das Zeichen und hielt stille, ohne ein Wort zu reden. Als die Edelleute einen Vermumm-

ten sahen, der ohne sich zu äußern bei ihnen stillstand, dachten sie, er werde wol mit der Dame ohne Zeugen reden wollen, und als bescheidene Leute gaben sie ihren Mauleselinnen die Sporen, gingen weg und ließen Cornelio, den sie übrigens nicht erkannt hatten, das Feld frei. Als sie weg waren, grüßte er ehrerbietig die Frau, welche tausend Mal die Farbe wechselte und eine gute Weile dastand, ohne ein Wort vorzubringen. Cornelio war fast außer sich, und glaubte kaum, daß es wahr sei, daß er nun an dieser Stelle stehe und die erhabene Schönheit seiner geliebten Dame betrachte. Am Ende brachen sie dieses süße lange Schweigen und fingen an zu sprechen und sich ihre Liebesleiden zu erzählen. Dieser Unterredung war das Glück sehr günstig; denn obwol vermummte und andere Edelleute durch die Straße gingen, gesellte sich doch keiner zu ihnen, da sie die Frau in vertrautem Gespräche mit einem Maskirten sahen; so hatten sie, bis die Nacht einbrach, ungestörte Muße, sich zu sagen, was ihnen beliebte. Die Frau tadelte ihn ernstlich, daß er sich in so große Gefahr begeben und daß, wenn er je zu kommen Willens gewesen sei, er sich nicht bei Zeiten auf den Weg gemacht habe, da sie jede Stunde ihren Gemahl zurückerwarte. Cornelio zeigte ihr den Brief, und als sie ihn las, merkte sie, daß sie sich um mehr als acht Tage geirrt hatte in der Angabe der Zeit der Abreise ihres Gemahls, worüber sie sehr betroffen war. Dennoch traf sie mit ihrem Geliebten die Abrede, sie wolle ihn um vier Uhr nach Sonnenuntergang erwarten und von der Zofe, die in ihren Liebeshandel eingeweiht sei, in's Haus bringen lassen, sobald er ein bestimmtes Zeichen mache. Komme indeß diesen Abend ihr Gemahl nach Hause, so werde er, sobald er das Zeichen gemacht, an einem Fenster des großen Saales die Zofe sagen hören: Ich hatte doch den Kamm hierher gelegt und nun finde ich ihn nicht mehr.

Als Cornelio diese Zusage erhalten hatte, kehrte er

äußerst vergnügt in seine Herberge zurück, nahm eine kleine Mahlzeit ein, und sobald er die Glocke vier Uhr schlagen hörte, zog er ein Panzerhemd und Ermel mit Maschenhandschuhen an, nahm ein anderthalb Spannen langes Schwert und machte sich auf den Weg nach der Wohnung seiner Dame, woselbst angelangt er machte, daß man ihm die Thüre öffne. Während er in dieser Erwartung war, hörte er nicht sehr weit von ihm entfernt ein großes Getümmel mit Waffen, man hieb gewaltig auf einander los und einer kam herbeigerannt und rief: Weh mir, ich bin des Todes.

Er fiel vor der Thüre der Dame nieder, gerade in dem Augenblick, als die Zofe dieselbe öffnete und Cornelio eintrat. Die Nacht war sehr finster, so daß man ohne Licht nichts sah. Aber wegen des Handgemengs und des Lärms, der sich erhoben hatte, waren doch einige der Nachbarn an die Fenster gekommen, so daß einer, der der Frau gegenüber wohnte, Cornelio mit bloßem Schwerte in der Hand in das besagte Haus eintreten sah. Cornelio hatte wol einen zu Boden sinken hören fast vor seinen Füßen, aber er achtete wenig darauf und dachte nicht daran, was es sei, denn seine Gedanken waren auf Anderes gerichtet. Als er in das Haus eingetreten war, brachte ihn eine Zofe in ein Gemach in der Nähe der Hausthüre, damit er daselbst warte, bis Camilla komme. Als diese von der Zofe benachrichtigt war, daß ihr Freund im Hause sei, that sie, als befinde sie sich nicht ganz wohl und wollte, daß Alle zu Bette gehen. Die Diener gingen, da der Herr nicht zu Hause war, als die Frau ihnen befahl, sich zurückzuziehen, aus, um in der Carnevalszeit auswärts zu schlafen, so daß kein Mann im Hause blieb, als der sehr betagte Kellermeister und zwei Edelknaben von dreizehn bis vierzehn Jahren. Die Frauen verabschiedeten sich von der Gebieterin und gingen alle schlafen. Sobald Camilla vernahm, daß Alles zu Bette gegangen sei, ging sie mit

ihrer Zofe die Treppe hinab, so leise sie konnte, um Cornelio heraufzuführen. Während dies vorging, kam zufällig die Wache des Gerichtshauptmanns durch die Straße. Gerichtshauptmann war Monsignor Sandio, ein sehr großer dicker Mann, so daß man seines Gleichen nicht wohl finden mochte, und er hatte bei seinem Amte als Stellvertreter Momboiero. Als der Häscherhauptmann von dem nunmehr beendigten Streite gehört hatte und einen Reitknecht des Herrn Galeazzo Sanseverino, des damaligen Großschildträgers des allerchristlichsten Königs fand, der noch warm und nicht völlig todt war, ließ er einige in der Nähe Wohnende aus dem Hause treten und wollte von ihnen erfahren, wie der Handel angegangen sei. Niemand wußte anzugeben, was es gewesen sei, außer daß sie einen großen Lärm und ein Zuschlagen mit Waffen gehört haben. Einer sagte sodann, er habe in das Haus von Frau Camilla einen großen Mann mit bloßem Schwerte eintreten sehen, und vor diesem Hause war der Reitknecht gestorben. Deswegen ging der Häscherhauptmann an das Haus der Frau Camilla, pochte heftig an die Thüre und sprach französisch, worüber Cornelio und die Frau sehr in Entsetzen geriethen. Beide fürchteten, es möchte durch einen Späher entdeckt worden sein, daß Cornelio sich hier befinde. Kaum war die Frau in das Gemach eingetreten, ihr Liebhaber hatte sie heftig in die Arme geschlossen und sie ihn, als die Wache des Gerichtshauptmanns an die Thüre pochte. Als Cornelio den Lärm hörte, fiel ihm sogleich Rath ein, mit Hilfe der Frau und der Zofe wurden zwei Bänke auf einandergelegt, er versteckte sich im Innern des Kamins, stieg auf zwei eiserne Haken, an welchen die Ketten aufgehängt zu werden pflegen, trat fest darauf und blieb so aufrecht stehen mit dem Schwerte in der Hand. Dann wurden die Bänke weggenommen, die Kammer verschlossen und die Frau fragte: Wer da? Wer pocht?

Sie ließ sich die Schlüssel bringen, ein paar andere

Frauen kamen herunter, auch der Kellermeister kam auf den Lärm herbei, da ließ sie die Thüre öffnen und sagte, so heftig sie konnte, zu dem Häscherhauptmann: Was sucht ihr um diese Stunde?

Er hatte gehört, es sei ein Palast, der sehr angesehenen Personen gehöre, sprach daher zu der Frau: Dame, verzeiht uns, wenn wir euch um diese Stunde stören, wir thun es ungern; aber es ist mir gesagt worden, der Mann, der hier vor eurer Thüre einen Reitknecht umgebracht hat, der dem Monsignor Großschildträger gehört, sei in dieses Haus getreten, und darum komme ich mit der Wache, ihn festzunehmen, wenn er da ist. Die Frau, welche für ihren Liebhaber gefürchtet hatte, war, als sie dies hörte, wieder halb beruhigt und antwortete, da sie wußte, wo er verborgen war: Monsignor, so wie es Nacht wurde, ließ ich, da mein Herr Gemahl sich nicht in Mailand befindet, die Thüre verriegeln und weiß, daß nachher niemand mehr ins Haus gekommen ist, da ich die Schlüssel immer bei mir behielt. Nichtsdestoweniger will ich zu eurer Genugthuung alle Zimmer des Hauses öffnen lassen. Suchet selbst!

Sofort traten sie zuerst in das Zimmer, wo Cornelio im Kamin steckte und von seiner hohen Stellung aus die Sterne betrachtete, dabei aber mehr fror, als ihm lieb war. Man suchte hier unter den Bänken und unter dem Bette und überall, drehte die Kästen hin und her, einer der Häscher, der besonders eifrig sein wollte, schlug mit einer Hellebarde an das Seil, welches den Betthimmel hielt, und Alles fiel über einander. Cornelio blieb ruhig und verwünschte nur im Stillen seine Lage. Nachdem die Sbirren mit diesem Zimmer fertig waren, gingen sie ebenso durch das ganze Haus und ließen kein Loch und keinen Winkel undurchsucht; es fanden sich aber nur die zwei Edelknaben und der alte Kellermeister; deshalb gingen sie hinab in die Kellergewölbe unter dem Boden, und da sie dachten, der Missethäter könne sich

vielleicht in die Fässer versteckt haben, wollten sie den Geschmack fast aller Weine kosten. Es waren, wie es bei solchen Vorfällen geschieht, auch Leute von der Straße in das Haus gekommen und unter Andern der, welcher dem Häschermeister angegeben hatte, der Mörder sei sicher im Hause. Als man nun drinnen keinen Missethäter fand, wollte der Häscherhauptmann den Ankläger vor Gericht mitnehmen, in der Meinung, er werde etwas von dieser Sache wissen. Der Häscherhauptmann war mit seinen Leuten noch nicht die halbe Straße weit gekommen, als der Gatte von Madonna Camilla zurückkehrte. Als er die Thüre offen und viele Leute von der Straße bei seiner Frau stehen sah und das eifrige Reden hörte, wunderte er sich sehr, was doch das sein möge. Die Frau aber, als sie ihren Gemahl erblickte, war eher todt als lebendig und sprach zu ihm: Ach, mein lieber Herr, seht doch, wie die Häscher des Gerichtshauptmanns dieses Zimmer und das ganze Haus zugerichtet haben.

Bei diesen Worten nahm sie ihn an der Hand und führte ihn in das Zimmer, wo Cornelio sich befand, und um den Liebhaber zu bedeuten, daß ihr Gemahl im Hause sei, sagte sie ganz laut: Schaut an, mein Gemahl, wie dieses Gesindel Alles unter einander geworfen hat.

Hier erzählte sie ihm Alles, was die Häscher hier gethan und gewollt hatten. Der Mann fühlte sich müde und wünschte nichts so sehr, als auszuruhen.

Liebes Weib, sagte er daher, gehen wir zu Bette, morgen wollen wir an diese Dinge denken.

Als Cornelio aus der Stimme erkannte, daß der Gemahl der Frau angekommen war, wäre er fast vor Schrecken heruntergefallen und wußte nicht, was er beginnen sollte, so sehr war er betäubt. Es wurden nun die Leute von der Straße, welche im Hause waren, entlassen und das Thor geschlossen. Der Stall war nahe am Hause, aber in einem andern Gäßchen. Dahin wur-

den die Pferde geführt. Der Gatte der Frau ging hinauf in seine Gemächer, ließ Feuer anzünden, sich auskleiden und zu Bette bringen. Unterdessen hatte der Geschäftsführer mit einem Begleiter sich in die Kammer gelegt, wo Cornelio im Kamin in sehr übler Laune und großer Unentschlossenheit verborgen war. Dahinein hatten auch einige andere Diener einige Büchsen und drei lange Spieße gestellt und waren dann in andere Zimmer gegangen, wo sie zu schlafen pflegten. Die Frau verließ ihren Mann, welcher sich zu Bette gelegt hatte, stieg hinab mit der Zofe, um zu sehen, ob es möglich sei, Cornelio zu befreien, und sagte, als sie sah, daß jene Beide im Bette lagen: Ihr hättet euch nicht hier niederlegen sollen, es ist ja Alles umgeworfen.

Darüber kam der Hausmeister und sagte: Gnädige Frau, für heute Nacht mögen sie bleiben, so gut es geht. Morgen soll schon Alles wieder in Ordnung kommen. Geht nur zu Ruhe, denn es muß nunmehr Mitternacht sein.

Als die Frau sah, daß sie Cornelio auf andere Weise keine Hilfe bringen konnte, sagte sie: Ich bin herabgekommen, um dafür zu sorgen, daß hierinnen kein Feuer gemacht werde; denn der Hut des Kamins hat oben Luft, es könnte leicht eine Feuersbrunst im Hause geben.

Nachdem sie dies gesagt hatte, ging sie hinauf, beständig in Gedanken an den Liebhaber, und fand, daß ihr Gatte schon am Einschlafen war, sie legte sich an seine Seite und sprach: Lieber Herr, ihr seid aber sehr spät nach Hause gekommen für ein so kaltes Wetter.

Ich bin, antwortete der Mann, diesen Morgen von Novara weggegangen, in der Absicht, zu Abend zu Hause einzutreffen; aber zu Buffaloro wurde ich von unsern Verwandten, den Cribelli lange hingehalten, sodaß ich meinen Plan änderte und beschloß, zum Nachtessen und Schlafen zu Schiffe auf unserem Landgut einzutreffen, und ich kam spät daselbst an. Der Verwalter bereitete

ein gutes Mahl, entschuldigte sich aber, wir werden kein gutes Nachtlager finden, denn die Betten seien, seit sie wegen des Krieges hereingebracht worden seien, nicht wieder hinausgeschickt worden, während ich angenommen hatte, sie seien dahin gebracht worden. Als ich das hörte, beschloß ich gleich nach dem Nachtessen hierherzugehen. Die Straße ist gut und der Weg sicher. So habe ich es denn ausgeführt.

Cornelio nun, welcher die Ankunft des Hausherrn vernommen und einige in dem Zimmer sich zu Bette legen gehört, war durch die Wahrnehmung, daß Camilla herabgekommen, um das Aufmachen von Feuer im Kamin zu verhindern, in seiner Todesangst etwas beruhigt; dennoch aber füchtete er, er möchte, vom Schlafe überwältigt, herunterstürzen und von den Leuten im Hause umgebracht werden. Andererseits fühlte er eine Kälte und Eisluft an ihm vorbei das Kamin herunterstreichen, die ihm Mark und Bein durchdrang. Mehrmals kam er auf den Gedanken, so sachte als möglich herunterzurutschen, da er die Leute im Zimmer schlafen hörte, und aus dem Zimmer zu gehen; da er aber im Hause nicht bekannt war, wußte er nicht, wie er hinauskommen und wohin er sich zurückziehen sollte. Er fühlte heftigen Schmerz in den Füßen, denn die Haken waren rund und sehr unbequem, um sich lange darauf fest zu halten, so daß er kaum noch vermochte auf der Stelle zu bleiben. Dennoch hoffte er, am Morgen von hier erlöst zu werden, und mit dieser schwachen Hoffnung täuschte er sich selbst, dachte an die Schönheit der Geliebten und sprach manchmal bei sich selbst: Die herbe Pein, die ich jetzt erdulde, ist nicht so groß, daß ich mir nicht eine weit größere sollte gefallen lassen, um all die Schönheit und Anmuth zu genießen, die ihr inwohnt. Und wie sollte sie erkennen, daß ich sie vollkommen liebe, wenn ich um ihretwillen nicht diese und viel größere Gefahren und bittere Qualen ertrüge?

Mit diesen Gedanken, unterstützt von heißer Liebe, entschloß er sich muthvoll, Alles zu ertragen. Der Häscherhauptmann hatte indeß, wie gesagt, den Ankläger vor das Gericht geführt und Momboiero vorgestellt, welcher ihn verhörte und mit Folter und allen Martern bedrohte, wenn er nicht die Wahrheit sage, wie es bei der Ermordung des Reitknechts zugegangen sei. Der arme Mann, der nichts anderes wußte, als daß er einen Mann mit bloßem Schwert in der Hand habe in jenes Haus eintreten sehen, wiederholte seine frühere Äußerung. Daher befahl Momboiero dem Häscherhauptmann, nochmals in das Haus zu gehen und überall sorgfältig zu suchen. Er ging hin und pochte heftig an die Thüre, so daß fast Alles von dem Getöse erwachte. Der erste, der aufstand, war der Kellermeister, der sich die Schlüssel geben ließ und mit Erlaubniß des Hausherrn aufmachen wollte. Unterweilen zog sich der Hausherr an. Der Häscher trat in das Haus und fuhr nochmals in das Gemach, wo Cornelio war, welcher Alles gehört hatte und fürchtete, er werde von den Gerichtsdinern gesucht, unter dem Vorwande, sie fahnden nach einem Andern. Der Büttel fand die zwei schlafend (sie waren so müde, daß sie noch nicht erwacht waren) und da er Spieße und Feuerwaffen im Zimmer fand, ließ er sie Beide binden, ehe sie nur merkten, daß sie festgenommen waren. Der Schaffner war noch nicht lange aus dem Gefängniß entlassen, worin er lange Zeit gesessen hatte wegen einiger Wunden, die er einem Landmann beigebracht. Der Häschermeister erkannte ihn und sagte auf seine Frage, was das zu bedeuten habe: Du wirst es bald erfahren und für diesen Fall, wie für den letzten büßen. Während die Häscher die Treppen hinaufstiegen, kam der Schreiber herab und wurde gleich von ihnen gepackt. Als der Hausherr dies hörte, verwunderte er sich nicht wenig über diesen Vorgang; halb angekleidet trat er dem Häscher entgegen, welcher, als er ihn erblickte, zu ihm sagte: Mon-

signor, ihr seid verhaftet im Namen des allerchristlichsten Königs.

Dies sagen und ihn packen war eins. Sie ergriffen auch noch vier bis fünf von den Andern, welche ihnen in die Hände kamen, und machten den größten Lärm von der Welt, so daß man meinte, der jüngste Tag sei im Hause. Cornelio, der Alles hörte, sprach bei sich: Gott im Himmel, steh mir bei! Was ist das für ein Teufelslärm?

Der Hausherr wollte seine Leute und sich selbst entschuldigen und sagen, er sei kurz vor Mitternacht mit allen diesen vom Lande angekommen, aber es half ihm nichts; denn alle, neun an der Zahl, wurden sie nach dem Gerichtshof geführt in die Gefängnisse des Gerichtshauptmanns. Als Madonna Camilla dieses neue Unglück sah, weinte sie bitterlich. Da sie aber wußte, daß ihr Mann mit den Angehörigen ihres Hauses unschuldig war an diesem Morde, dankte sie Gott für diesen Zwischenfall, da sie nun ihren treuen Liebhaber freimachen konnte. Sie ließ also die Thüre schließen, schickte den Kellermeister mit den Edelknaben und ihren Frauen zu Bette und trat mit ihrer Kammerfrau in das Gemach, wo Cornelio seiner Erlösung entgegenharrte. Als sie unter dem Kamine stand, sagte sie mit getrockneten Thränen und lächelnd zu Cornelio: Liebe Seele, wie geht es euch? Was macht ihr? Jetzt könnt ihr sicher herabkommen, denn Gott hat, um größeres Ärgerniß zu vermeiden, gestattet, daß mein Herr Gemahl mit einem großen Theile seiner Dienerschaft vor das Gericht geführt wurde.

Die Zofe stellte die Bänke hin wie zuvor und hielt sie mit ihrer Gebieterin fest. Cornelio stieg sachte herunter und wurde von seiner Geliebten freudigst bewillkommt. Sofort gingen sie mit einander die Treppe hinauf, es wurde ein gutes Feuer angezündet, Cornelio wusch sich Hände und Gesicht, die etwas von Ruß geschwärzt waren, und legte sich, als das Frieren, das er

im Kamin geholt, beseitigt war, neben seine Frau zu Bette. So erntete er die Frucht seiner heißen Liebe und lachte oftmals mit der Geliebten über das ihnen zugestoßene Misgeschick. Früh am Morgen ließ die Frau ihren Liebhaber in ein Kämmerchen treten, wo er für alle seine Bedürfnisse von der Zofe bequem bedient ward und die Frau selbst, so oft sie wollte, ihn ungestört besuchte. Dann schickte sie nach ihren Verwandten aus und traf Einleitung zur Befreiung ihres Gemahls, indem sie ihnen den ganzen Hergang der Sache erzählte. Die Geschichte zog sich aber mehr, als sie glaubten, in die Länge, denn man mußte einen Gerichtsnotar nach Novara schicken, um die Zeugnisse zu prüfen, und ebenso auf das Landgut, wo sie zu Nacht gegessen hatten, um das zu erweisen, was der Hausherr mit seinen Leuten aussagte. Darüber gingen sechs Tage hin, bis sie aus dem Gefängniß frei wurden. Unterdessen leistete Cornelio jede Nacht seiner Frau Gesellschaft, damit sie nicht allein schliefe und kein Gespenst ihr zur Last fiele. Als sie nun erfuhr, daß ihr Mann heute nach Hause kommen werde, brachte sie am Morgen zuvor bei guter Stunde nach tausend Umarmungen ihren Liebhaber aus dem Hause und er ging gerade nach seiner Herberge. Nach dem Morgenessen ging er maskirt zu Herrn Alexander Bentivoglio und seiner Frau Gemahlin, Frau Ippolita Sforza, um ihnen aufzuwarten. So lange er dort war und mit ihnen sprach, kamen ein paar Edelleute, unter welchen einer sagte, in dem Augenblicke sei Momboiero mit der Wache in Cornelio's Hause, da man vernommen habe, daß er von Mantua sich entfernt und nach Mailand gekommen sei, Cornelio's Mutter habe ihm das ganze Haus genau gezeigt. Als Cornelio dies hörte, verabschiedete er sich von Herrn Alexander und Frau Ippolita, kehrte in seine Herberge zurück und beschloß, sich nicht länger mehr diesen Gefahren auszusetzen. Er stieg also, da es Nacht wurde, zu Pferde und begab sich über Bergamo und

Brescia nach Mantua, da er nicht mehr den Weg machen wollte, den er früher gemacht hatte, aus Furcht, es möchten ihm unterwegs böse Geister begegnen.

---

81. Spanische Rache.

(1, 42.)

Valencia in Spanien gilt für eine sehr freundliche und vornehme Stadt, wo, wie ich öfters von genuesischen Kaufleuten habe sagen hören, sehr schöne und reizende Frauen sind, welche die Männer so leicht zu ködern verstehen, daß in ganz Catalonien keine ausgelassenere und verliebtere Stadt ist; und wenn zufällig ein unerfahrener junger Mensch hinkommt, so rasiren sie ihn dermaßen, daß die Sicilianerinnen selbst nicht so gut und schlau zu barbiren verstehen. Es ist daselbst die Familie der Centigli, die in jener Stadt immer sehr berühmt und reich an sehr begüterten und geehrten Rittern war. Darin war auch ein sehr reicher Ritter, etwa dreiundzwanzig Jahre alt, mit Namen Didaco. Er galt in Valencia für den freigebigsten und mildesten Ritter, den es geben konnte und der sich auf das Ehrenvollste bei den Stockspielen, Stiergefechten und andern Festlichkeiten zeigte. Dieser sah eines Tages ein junges Mädchen von niedriger Abkunft, aber sehr schön und äußerst anmuthig und wohlgesittet, und verliebte sich heftig in sie. Das Mädchen hatte eine Mutter und zwei Brüder, die waren Goldschmiede, und sie selbst fertigte mit eigener Hand die schönsten Arbeiten auf Leinwand. Der Ritter fühlte sich so entbrannt von der Liebe zu ihr, daß er kein Glück und keine Ruhe kannte, als so lang er an sie dachte oder sie sah, er fing an, häufig an ihrem Hause vor-

überzugehen und sie mit Botschaften und Briefen zu behelligen. Ihr gefiel es außerordentlich, von dem ersten Ritter der Stadt umworben zu werden; daher schenkte sie zwar den Bitten des Ritters nicht durchaus Gehör, wies sie aber auch nicht ganz zurück, sondern hielt sich so in der Mitte von beidem. Er aber hatte nach Anderem Lust, als mit Worten und Blicken abgespeist zu werden, von Stunde zu Stunde vergaffte er sich mehr in sie und hoffte durch Sanct Johann Goldmund seinen Plan durchzusetzen. Er suchte demnach sie dahin zu bringen, daß sie ihm eine geheime Unterredung gestattete, wo es ihr bequem wäre, und verpfändete ihr sein Wort heilig und theuer, daß sie weder Unbill noch Gewalt von ihm zu fürchten habe. Das Mädchen theilte Alles ihrer Mutter mit, welche durch die Bitten ihrer Tochter sich bewegen ließ, zu gestatten, daß der Jüngling in ihr Haus komme zu einer Unterredung. Als der Ritter dies erreicht hatte, ging er hin und unterhielt sich mit Violante (so hieß das Mädchen) immer in Gegenwart ihrer Mutter sehr lange. Und wiewol er sehr beredt und ein guter Sprecher war und Mutter und Tochter vielerlei Versprechungen machte, ihnen voraus schon eine ansehnliche Summe Geldes anbot, und später, wenn sie sich verheirathen wollte, sie mit einer angemessenen reichen Mitgift ausstatten wollte, so erreichte er dennoch keine andere Antwort von Violante, als daß er sie sich sehr verpflichtet erachten dürfe für die Liebe, die er seiner Aussage nach für sie fühle, und daß sie in allen ehrbaren Dingen bereit sei, ihm zu willfahren, sie sei aber auf das Festeste entschlossen, lieber sterben als ihre Ehre verlieren zu wollen. Ebenso unterstützte ihrerseits die Mutter ihre Tochter mit vielen Worten. Der arme Liebhaber, dem ein so glückliches Loos gefallen war und der Violante unendlich liebte, hatte nun, da er in der Nähe mit ihr sprach, sie noch genauer betrachtet und sie hatte ihm mehr als gewöhnlich, ja unglaublich gefallen, denn

sie war in der That sehr schön und reizend. Da er nun sah, daß er um keinen Preis und mit aller anzuwendenden Kunst sie nicht zur Geliebten bekommen konnte, beschloß er, sie zur Gattin zu nehmen. Er sah sie vollendet an Schönheit, Anmuth, Artigkeit, schönen Sitten, in allen Stücken klug und artig, und meinte, wenn sie auch aus niedrigem Geschlechte stamme, könne sie doch, wenn er sie zur Frau habe, allen Weibern in Valencia gleichstehen, er habe ja auch weder Vater noch Mutter, die ihn über diese Verwandtschaft, die er eingehen wollte, schmähen könnten. Dann stachelte ihn die heftige Liebe, die er für Violante fühlte, und überredete ihn, dies zu thun; denn es ist sonst nichts in dieser Welt von größerer Bedeutung, als die eigene Zufriedenheit, und man kann wol ein Pferd kaufen auf Ansuchen eines Freundes, und so noch viele andere Dinge thun, aber eine Frau muß man nehmen nach seinem eigenen Herzen. Er erinnerte sich auch, gehört zu haben, daß vor nicht langer Zeit ein König von Aragon die Tochter eines seiner catalonischen Vasallen zur Frau genommen habe. So ging ihm noch Vieles durch den Sinn, er konnte sich von der Liebe zu dieser Frau nicht lossagen, vielmehr war ihm, als wachse seine Neigung zu ihr von einem Augenblick zum andern, sein Entschluß war gefaßt, er offenbarte ihr ihn also mit den Worten: Sennora Violante, damit ihr erkennt, daß die Liebe, die ich für euch fühle, echt ist und daß, was ich euch gesagt habe, aus dem Herzen kam, will ich, wenn ihr dauernd mir angehören wollt, so lange ich lebe, immerdar der eure sein und euch zu meinem ehelichen Gemahl nehmen.

Als Mutter und Tochter dieses hörten, wurden sie sehr froh und dankten Gott für dieses große Glück, indem sie diese seine Herablassung äußerst rühmten. Violante antwortete ihm sehr bescheiden: Herr Didaco, da ihr eure Liebe so hoch ehret, will ich, obschon ich mich unwürdig weiß eines solchen Ritters, wie ihr, da ihr von

altem, in diesem Lande hoch geadeltem Geschlechte stammt und ich dagegen aus armem, niedrigem Hause entsprossen bin, euch doch immer eine getreue Genossin und ergebene Magd sein.

So blieben sie also bei der Abrede, daß er Violante nach seinem Wohlnehmen in Gegenwart der Mutter und der Brüder, sobald ihm beliebe, zur Frau nehme. Der Ritter war erfreut über diese Übereinkunft, er nahm, indem er der Jungfrau die Hand küßte, Abschied und kehrte nach Hause zurück. Sobald die Söhne nach Hause kamen, erzählte ihnen die Mutter Alles, was sie mit dem Ritter abgeredet hatten; die zwei jungen Leute erhoben darüber den größten Jubel, denn es gefiel ihnen höchlich, die Schwester so vornehm vermählt zu wissen und ihr doch keine Mitgift geben zu müssen. Es dauerte nicht zwei Tage, so kam Herr Didaco wieder und verlobte sich nun in Gegenwart der Mutter, der zwei Brüder und eines seiner Diener, den er mitbrachte und dem er besonderes Vertrauen schenkte, in feierlichen Worten mit seiner ersehnten Violante, bat aber allesammt, sie möchten aus dringenden Gründen diese Vermählung geheim halten, bis er sie selbst bekannt mache. Nachdem er sie so geheirathet hatte, brachte er die folgende Nacht bei ihr zu und vollzog mit großer Wonne und zur Befriedigung Violante's die heilige Ehe. Er beharrte in ihrer Liebe und es dauerte über ein Jahr, daß er fast jede Nacht sie besuchte. In dieser Zeit hatte er sie reichlich ausgestattet mit Kleidern und Juwelen, auch ihren Brüdern eine ansehnliche Summe Geldes geschenkt. Daher kam es, daß Viele, welche mit dem Stande der Sache nicht genauer bekannt waren, als sie sie so kostbar gekleidet sahen, meinten, der Ritter habe die Liebe der Jungfrau mit Geld erkauft und genieße ihre Gunst wie einer Freundin oder Geliebten; und sie bestärkten sich um so mehr in dieser Ansicht von der Sache, je häufiger sie den Ritter in das Haus zu ihr schleichen sahen. Sie

selbst hörte zwar manchmal darüber munkeln, kümmerte sich aber nicht darum, da sie wußte, wie sich die Sache verhielt, und hoffte, in kurzem durch Veröffentlichung ihrer Verheirathung jeden zu enttäuschen. Ebenso ging es ihrer Mutter und ihren Brüdern, welche sie oft aufforderten, ihren Gemahl dahin zu vermögen, daß er ihre Vermählung bekannt mache. Violante bat öfters, wenn sie sich mit ihrem Gemahl vertraulich beisammen fand, diesen, er möge sie nunmehr, wie er versprochen habe, nach Haus führen. Er sagte, er wolle es thun, machte aber doch keine Anstalt, es auszuführen. Schon war ein Jahr vorüber, seit sie in Folge ihrer Verlobung sich keinen Genuß der Liebe versagten, als der Ritter, sei es, daß er sich des niedrigen Blutes Violante's schämte, oder daß er ihrer satt war, oder daß jemand ihn dazu trieb, Unterhandlungen anknüpfte, um eine Tochter des Herrn Ramiro Vigliaracuta, eines Ritters aus einer der ersten valencianischen Familien, zur Frau zu bekommen. Die Angelegenheit gelang, in kurzem waren sie mit einander über das Heirathsgut einig geworden und er nahm dieses Fräulein öffentlich zur Gemahlin. Die Sache ward in ganz Valencia bekannt, am nämlichen Tage noch erfuhr es auch Violante zu ihrer nicht geringen Bestürzung; wie sehr sie die Nachricht schmerzte, brauche ich nicht zu sagen. Sie liebte den Ritter, den sie als ihren Herrn und Gemahl betrachtete, glühend und unbegrenzt; schon so lange hatte sie gehofft und sich in Gedanken darauf gefreut, ihre Ehre vor der Welt völlig gerechtfertigt zu sehen, nun aber fand sie sich geringgeschätzt und wußte keinen Weg zum Troste zu finden. Am Abend kamen ihre beiden Brüder nach Hause, welche gleichfalls von der neuen Vermählung gehört hatten, sie fanden ihre Schwester bitterlich weinen, sie wollte keinen Trost annehmen, doch suchten sie sie in Gemeinschaft mit ihrer Mutter, so gut sie konnten, zu beruhigen und ihre Thränen zu trocknen. Sie aber war übermäßig bekümmert,

von herbem Schmerz niedergedrückt und schenkte nichts Gehör, was man ihr auch sagen mochte; sondern sie seufzte fortwährend, beklagte sich bitter und jammerte über ihr Unglück. Dies trieb sie fast drei Tage, ohne zu essen, ohne zu trinken und ohne zu schlafen, und zehrte sich allmälig auf. Da sie zuletzt vom natürlichen Triebe gedrängt ward, nahm sie wieder ein wenig Speise zu sich, sie schlief etwas und beruhigte sich; und da sie einsah, daß das Weinen nichts half, fing sie an über ihre Angelegenheiten nachzudenken; sie konnte sich nicht entschließen, die Unbill auf sich ruhen zu lassen, die der Ritter ihr angethan, und beschloß, wo möglich zu veranlassen, daß er die gebührende Strafe empfange, und solche Rache zu nehmen, wie sie einer so schnöden Verruchtheit gebühre, damit in Zukunft die Männer es nicht so leicht nehmen, ein armes Weib zu betrügen. Niemand ihren grausamen Vorsatz eröffnend, wartete sie eine passende Gelegenheit ab, denn es ahnte ihr, der Ritter werde ihr schon selbst in die Hände fallen. Fest entschlossen, eine schreiende Rache zu nehmen, sann sie einzig darauf, wie sie sich dabei benehmen sollte. Indessen gab sie das Weinen auf und war darauf bedacht, so heiter als möglich zu leben. Im Hause war eine Sklavin, ein großes, sehr kräftiges Weib von etwa dreißig Jahren, welche Violante äußerst zugethan war, denn sie hatte sie von Kindheit auf erzogen und gepflegt. Sie konnte sich gar nicht darüber beruhigen, daß das Mädchen auf solche Weise sollte verachtet werden, und hatte oft mit ihr Thränen des Mitleids darüber geweint. Violante nahm sich vor, dieser ihren geheimen Plan zu offenbaren, denn sie sah wohl ein, daß sie für sich nicht hinreiche, um zur Ausführung zu bringen, was sie ersonnen hatte; überdies schien ihr das Weib ganz besonders geeignet für ihre Zwecke. So entdeckte sie ihr Alles, und sie nahm es nicht nur auf sich, ihr beizustehen, sondern rühmte selbst ihren grausamen Vorsatz höchlich. Sobald zwischen ihnen beiden

bestimmt war, was sie zu thun beabsichtigten, erwarteten sie nur eine bequeme Gelegenheit, die dem Sprichwort zufolge die Mutter der Ereignisse ist. Noch waren nicht vierzehn Tage vorüber, seit der Ritter die zweite Frau geheirathet hatte, als er zu seinem Vergnügen durch die Stadt ritt und auch vor Violante's Haus vorüberkam; sie stand am Fenster, denn sie war gewiß, der Ritter müsse nothwendig durch diese Straße kommen. Sobald sie ihn sah, wurde sie roth im ganzen Gesichte vor Erwartung, was er ihr wol sagen werde. Auch der Ritter änderte, als er die Jungfrau am Fenster bemerkte, etwas die Farbe, doch faßte er sich, hielt, als er in ihre Nähe kam, sein Pferd an und sagte höflich: Guten Tag, Sennora, wie geht es euch? Es ist mir, als hätte ich euch ein Jahr lang nicht mehr gesehen.

Als die junge Frau das hörte, lächelte sie ein wenig und sagte zu ihm: Ihr wünscht mir guten Tag mit Worten, in der That aber habt ihr mir manchen bösen Tag gemacht; wie es mir geht, wißt ihr so gut, als ich. Aber in Gottes Namen, da es nicht anders sein kann! Ihr habt mich ganz und gar verlassen und nun sagt ihr, es sei euch, als habet ihr mich ein Jahr nicht mehr gesehen. Ich merke wohl, daß ihr euch nicht mehr um mich bekümmert, und muß euch sagen, daß ich immer daran zweifelte; denn ich bin nicht so verblendet und habe nicht so ganz den Verstand verloren, daß ich nicht einsähe, daß meine Niedrigkeit zu eurer Größe nicht paßt. Demungeachtet bitte ich euch, daß ihr euch je zuweilen meiner erinnert; denn ihr mögt wollen oder nicht, ich war immer die eure und werde es bleiben.

Als der Ritter dies hörte und sah, daß die Frau keinen größeren Lärm machte, glaubte er wohlfeilen Kaufes davonzukommen und sprach zu ihr also: Was ich gethan habe, liebe Frau, war nothwendig, um einen dauernden Frieden zu bewerkstelligen zwischen meiner Familie und der vigliaracutischen, zwischen welchen blutige

Händel stattfanden, nunmehr aber ist durch dieses Familienband Alles ins Gleiche gebracht. Darum werde ich euch aber niemals verlassen, denn in Allem werde ich immer bereitwillig thun, was ich zu eurem Besten ausführen kann, und ihr werdet in Zukunft merken, daß meine Liebe zu euch in keiner Weise abgenommen hat.

Ich werde das sehen, fügte Violante hinzu, wenn ihr mich manchmal euch sehen und eure Liebe genießen laßt.

Der Ritter versprach dies und ging weiter, und noch war er nicht funfzig Schritte vom Hause entfernt, so rief er den Diener zu sich, der von der ganzen Sache unterrichtet war, und sagte zu ihm: Kehre um und sage Frau Violante, damit sie erkenne, daß ich sie liebe und nicht vergessen habe, werde ich, wenn es ihr gelegen sei, ihr heute Nacht einen Besuch machen und einige Zeit bei ihr bleiben.

Der Bote richtete den Auftrag an die Frau aus und sie schien darüber höchlich erfreut. Als nun Violante sah, daß ihr Plan anfing den Gang einzuschlagen, den sie wünschte, rief sie sogleich die Sklavin zu sich und veranstaltete, was sie bereits auszuführen beschlossen hatte. Die Nacht kam, Herr Didaco blieb einige Zeit bei seiner neuen Gemahlin, mit der er gespeist hatte, verabschiedete sich aber, ohne erst in nähere Berührung mit ihr zu treten, von ihr und ging hinweg; er schickte alle Diener, die er bei sich hatte, weg und behielt nur den, der von der Sache wußte; so ging er in Violante's Haus, von welcher er sehr freundlich aufgenommen wurde. Der Diener ging, nachdem er seinen Herrn in Violante's Haus begleitet hatte, weg und anderswohin. Da es schon spät war, ging Herr Didaco und Violante zu Bett, gaben sich den Genüssen ihrer Liebe hin und sprachen viel von dieser neuen Vermählung; aber die entschlossene junge Frau schien auf weiter nichts zu achten, als ihn zu bitten, daß er in Zukunft auch an sie denke. Er liebte sie, denn

sie war sehr schön und äußerst reizend, und machte ihr deshalb die ausgedehntesten Versprechungen, sie immer als Freundin zu behalten. Nachdem sie sich nun mehrmals in Liebe verbunden und mehr als je die zärtlichsten Liebkosungen gemacht hatten, fühlte sich der Ritter müde und sank in tiefen Schlaf. Sobald sie merkte, daß er tief schlafe, stand sie so leise als möglich vom Bette auf, öffnete die Kammer und ließ die Sklavin herein, welche an der Thüre wartete. Sie nahmen nun das vorbereitete Seil und das Glück war ihnen so günstig, daß sie den unglücklichen Ritter auf tausend diamantene Arten fesselten, ehe er etwas davon merkte. Als er sodann ganz schlaftrunken erwachte, wurde ihm plötzlich von den zwei kecken Weibern ein Knebel in den Mund gespeidelt, sodaß er nicht mehr schreien konnte. Mitten im Zimmer war ein Sparren zur Unterstützung des Balkens, der den Boden hielt; an diesen Sparren banden sie den Ritter, ohne daß er sich wehren konnte, aufrecht und so nackt wie er aus Mutterleib gekommen war. Da brachte denn die vom Teufel besessene Sklavin ein scharfes Messer nebst einer kleinen Zange und andern scharfen Eisenwerkzeugen. Wie mochte da dem unglücklichen Edelmann zu Muth sein? Was mochte er denken, als er die zwei Frauen vor sich sah, wie sie die schneidenden Eisen aufmachten und sich keck bereiteten, wie der Fleischer thut, wenn er auf der Schlachtbank einen Ochsen oder anderes Schlachtvieh abziehen will? Fürwahr mich dünkt, es mochte ihm sehr leid thun, Violante so gekränkt zu haben; aber Reue hinterdrein hilft wenig, bei den Menschen wenigstens, denn vor Gott, hörte ich oftmals predigen, gelte herzliche Reue immerdar. Als nun der Jüngling auf diese Weise gebunden war, nahm die verzweifelte Violante die Zange in die Hand und ließ mit grimmiger Gebärde nicht nach, bis sie die Zunge des bebenden Ritters gepackt hatte.

Ha, sprach sie, du verrätherischer, treuloser, niederträchtiger, grausamer Ritter, oder vielmehr wegen deiner

verbrecherischen Verruchtheit nicht mehr Ritter, sondern ganz gemeiner Mann, wie wehe thut es mir, daß ich nicht öffentlich vor den Augen der ganzen Stadt an dir die Rache nehmen kann, die deine Schnödigkeit verdient! Aber ich werde dich auf eine Weise strafen, daß du allen Gegenwärtigen und Zukünftigen ein Vorbild sein wirst, daß sie sich enthalten, unvorsichtige einfältige Mädchen zu narren, und wenn sie freiwillig etwas gethan haben, was vor dem Angesicht Gottes recht ist, dabei beharren. Kennst du nicht diesen Ort, Verräther, wo du mir mit heuchlerischen Worten den Ehering übergabst und mit noch falscheren Worten mir mein Magdthum raubtest? Sieh hier, du Wortbrüchiger, das eheliche Lager, das du so leichtsinnig befleckt hast. Ha, wie viel Lügen hat zu meinem Schaden diese falsche Zunge mir gesprochen! Aber Gott sei gelobt, sie wird keine andere mehr betrügen.

Nach diesen Worten schnitt sie ihm mit der Scheere über vier Finger breit von der Zunge ab. Dann packte sie mit der Zange die Finger und sprach: Treulosester, warum gabst du mir mit diesen Fingern den ehelichen Ring? Warum hast du mich geheirathet? Warum hast du mir mit den Armen meinen Hals umschlungen, wenn sie doch einer andern einen nicht gesetzlichen Ring geben sollten?

Sie schnitt ihm also mit der Scheere alle Fingerspitzen ab, ergriff sodann einen sehr scharfen Dolch, zielte damit nach den Augen und sprach: Ich weiß nicht, ihr diebische Augen, die ihr einige Zeit über die meinigen Zwingherrschaft geübt habt, was ich von euch sagen soll. Ihr zeigtet mir, als ich euch ansah, ein unendliches Erbarmen, eine unermeßliche Liebe und ein glühendes Verlangen, mir immer gefällig zu sein. Wo sind die falschen Thränlein, die ihr mir zu Liebe vergossen zu haben euch anstelltet? Wie oft zwangt ihr euch, mich glauben zu machen, daß ihr nach keiner andern Schönheit schauet,

als nach der meinigen, daß ein anderer Reiz unmöglich gesehen werden könne, der dem meinigen gleichkomme, und daß ihr in mir, wie in dem Spiegel alles Anmuthigen, jeder schönen Sitte, jedes weiblichen Anstandes euch spiegeltet? Es verdunkele sich dieses falsche Licht!

Indem sie dies sagte, blendete sie ihm beide Augen, damit er nie wieder das Licht der Sonne sehe. Auch damit nicht zufrieden, schnitt sie ihm einen andern Theil des Körpers, den ich aus Sittsamkeit verschweige, ab, und nachdem sie fast an allen Gliedern des unglücklichen Ritters ihre schneidenden Werkzeuge versucht hatte, wandte sie sich zu dem Herzen. Der arme junge Mann war durch die empfangenen Wunden schon mehr todt als lebendig und krümmte sich krampfhaft zusammen, aber es half ihm nichts. Sie hatten ihn so fest gebunden, daß alles Schütteln vergeblich war. Es war ein schauderhaftes Schauspiel, einen Mann an einen Pfeiler gebunden zu sehen mit grausam zerfleischten Gliedern, der sich keine Hilfe geben, nicht einmal um Gnade flehen konnte. Violante war nun dieser entsetzlichen Rache an ihrem treulosen Gemahl eher müde als satt und sprach zu ihm, der vielleicht ihre Worte nicht einmal mehr fassen konnte: Didaco, ich habe an dir die Rache genommen, die ich konnte, nicht die, die du verdientest; denn dein Verbrechen sollte vor den Augen des ganzen Volkes mit glühenden Flammen gereinigt werden. Du wirst dich wenigstens rühmen können, daß du durch die Hand einer Frau, die du liebtest und die dich unendlich liebte, gestorben bist. Mir wird das nicht zu Theil werden; wenn es thunlich wäre, möchte ich gern durch deine Hände sterben; aber da es nicht sein kann, wird Gott mit mir anfangen, was ihm am zuträglichsten scheint. Ich will dich nicht weiter foltern.

Bei diesen Worten senkte sie mehrmals das blutende Messer ihm mitten ins Herz bis zum Griff, und auf diese letzten Stiche starb der arme Jüngling, indem er

sich ausreckte, so gut er konnte, plötzlich. Sobald sie erkannten, daß er verschieden war, trockneten sie das in dem Zimmer vergossene Blut auf, banden den todten Körper los, legten ihn sammt den abgeschnittenen Gliedern in einen großen Korb, bedeckten ihn mit einem Leintuch und stellten ihn unter das Bett. Nachdem dies geschehen war, wandte sich Violante zu der Sklavin und sprach: Giannica (so hieß die Sklavin), ich wüßte dir nie genug zu danken für die Hilfe, die du mir geleistet hast, um diese ersehnte Rache auszuführen, welche ich ohne dich unmöglich hätte nehmen können. Nun, da ich meiner unendlichen Sehnsucht genügt habe, ist mir nur noch übrig, auf deine Rettung bedacht zu sein, damit nach mir jemand vorhanden ist, der der Welt kund thun kann, auf welche Weise ich mich gerächt habe. Darum wünschte ich, daß du weggingest und Gelegenheit fändest, nach Afrika überzuschiffen, was dir nicht schwer werden wird; denn ich will dir so viel Geld geben, daß du bequem hingelangen und mich immer im Andenken behalten sollst.

Hier öffnete sie eine Schatulle.

Hier habe ich so viel Geld, goldenes Geschmeide und Kleinode, daß der Werth funfzehnhundert Ducaten übersteigt. Nimm sie alle, ich gebe sie dir von Herzen gern, und verlier keine Zeit zu deiner Flucht. Ich werde heute die Sache den ganzen Tag noch verborgen halten, darum denk auf deine Rettung!

Als Giannica diese freundlichen Worte des jungen Weibes hörte, fing sie an, heftig zu weinen, und wollte durchaus nicht sich dazu verstehen, sie zu verlassen, und versicherte, sie wolle das gleiche Geschick, das ihr zu Theil werde, über sich nehmen, und achte aus Liebe für sie nicht auf ihr Leben. Sie konnte sie durchaus nicht dazu überreden, daß Giannica wegging. Als daher Violante sah, daß sie sich umsonst abmühe und daß jene entschlossen sei, mit ihr zu sterben, nahm sie sich vor

den kurzen Rest der Nacht zu schlafen. So ruhten sie denn beide in diesem Zimmer ein wenig aus. Sobald sie erwacht waren, ermahnte Violante Giannica von neuem zur Flucht, aber ohne Erfolg. Am Morgen ein wenig vor dem Frühstück kam der Diener des unglücklichen Ritters nach seiner Gewohnheit, um seinen Gebieter nunmehr nach dem Hause der neuen Gemahlin zu begleiten. Als Violante ihn erblickte, sagte sie zu ihm: Wenn du wissen willst, wohin dein Herr gekommen ist, so geh und hole den Herrn Vicekönig hierher, wenn du magst; denn ich habe den Auftrag, ihm und sonst niemand es zu eröffnen. Wenn du es nicht thust, so bemühst du dich umsonst.

Der Diener ging weg, suchte einen Oheim und einen Vetter des Ritters auf und sagte ihnen, was ihm Violante mitgetheilt hatte. Diese beiden wußten von der Liebschaft zwischen Herrn Didaco und Violante, nicht aber davon, daß sie bereits vermählt gewesen waren; denn er hatte dem Diener auf das Dringendste eingeschärft, es niemanden zu offenbaren. Die beiden Verwandten hätten sich nie die Sache gedacht, wie sie sich in der That verhielt. Sie besuchten daher gemeinschaftlich Violante, die mit heiterem Gesichte ihnen entgegenging und fragte: Was sucht ihr, meine Herren?

Wir wünschten, antworteten sie, daß ihr uns sagtet, wo Herr Didaco hingekommen ist?

Verzeiht mir, ihr Herren, ich will seinem Befehl nicht zuwiderhandeln; geht und bringt den Herrn Vicekönig her und ihr werdet alles hören, denn an ihn habe ich einen Auftrag.

Vicekönig war damals der Herr Herzog von Calavria, Sohn des Königs Friedrich von Aragon, der in Tours in Frankreich starb.

Das schickt sich nicht, sagten diese Herren, daß der Herr Vicekönig hierher komme.

So macht denn, entgegnete sie, daß er entweder herkomme oder nach mir schicke.

Da sie nichts weiter von ihr herausbringen konnten, gingen sie und trugen die Sache dem Vicekönig vor. Violante hatte mit der Sklavin Alles, was nun kommen mußte, überdacht, kleidete sich, so reich sie konnte, und ließ auch Giannica sich anziehen. So erwarteten sie die Botschaft des Vicekönigs. Als die Mutter jene Herren kommen sah, fragte sie sie, was das bedeute. Violante brachte irgend eine Fabel vor und wollte durchaus nichts von der Sache entdecken. Siehe da kam auf einmal ein Diener des Vicekönigs, welcher Violante befahl, sich dem Vicekönig vorzustellen. Sie erwartete weiter nichts, sondern ging, ohne die Mutter etwas merken zu lassen, mit Giannica zu dem Vicekönig ins Verhör. Bei dem Herrn Vicekönig befand sich die Mehrzahl der Ritter und Edelleute des Landes. Als Violante ankam, machte sie die geziemende Verbeugung und wurde vom Vicekönig befragt, was das sei, was ihr von Herrn Didaco Cantiglia an ihn aufgetragen worden sei. Darauf antwortete Violante nicht wie ein kummervolles schüchternes Weib, sondern kräftig und frischen Muthes unerschrocken dem Vicekönig also: Herr Vicekönig, ihr müßt wissen, daß Herr Didaco Cantiglia schon vor mehr als einem Jahre, da er einsah, daß er meine Liebe nicht anders gewinnen könne, beschloß, mich zur Gattin zu nehmen, sich in Gegenwart meiner Mutter, meiner Brüder und Pietro's, seines Dieners, der hier anwesend ist, in meiner Wohnung mit mir vermählte und mich in Folge dessen über funfzehn Monate fast jede Nacht als mein Ehegatte besuchte. Dann aber hat er ohne Rücksicht darauf, daß ich sein eheliches Gemahl war, dieser Tage, wie jedermann in ganz Valencia weiß, öffentlich die Tochter des Herrn Ramiro Vigliaracute geheirathet, die ihm doch nicht angehören konnte, nachdem ich zuerst rechtmäßig mit ihm vermählt war. Und das genügte ihm nicht, sondern, gleich als wäre ich seine

Buhlerin und Kebsweib gewesen, hat er gestern schamloser Weise mich besucht, mir tausend Fabeln und Lügen vorgesagt und sich bemüht mir Schwarz zu Weiß zu machen. Kaum war er von mir weggegangen, so schickte er diesen Pietro hier zu mir, um mir zu sagen, er wolle mich in der folgenden Nacht besuchen und bei mir schlafen. Dies habe ich ihm, wie Pietro bezeugen kann, zugestanden, denn der Weg schien mir dadutch offen, um an ihm die mir mögliche Rache zu nehmen. Darum bin ich hierher gekommen, gerechtester Vicekönig, damit ihr Alles von mir vernehmet. Ich könnte mich weder entschließen zu leugnen, noch zu bitten, denn ich hielte es für eine allzu große Niederträchtigkeit, die Strafe zu fürchten für eine freiwillige und überlegte Handlung. Ich will also, indem ich die Wahrheit frischweg und offen bekenne, meinen guten Ruf vertheidigen, damit jeder, der etwa bisher eine ungünstige Meinung von mir gehabt hat, nunmehr gewiß wisse, daß ich die echte Gemahlin und nicht die Buhlerin des Herrn Didaco Centiglia gewesen bin. Es genügt mir, daß ich meine Ehre rette, komme dann auch, was da wolle. Ich habe, Herr Vicekönig, in der letzten Nacht mit Hilfe dieser neben mir stehenden Sklavin, gereizt von der erlittenen Beschimpfung, die Rache genommen, die mir passend schien gegenüber von der Beleidigung, die er ohne allen Grund und ohne daß ich ihn verletzt hätte, mir zugefügt, und habe mit diesen Händen aus dem ruchlosen Körper die schmachvolle Seele vertrieben. Er hat mich der Ehre beraubt, ich habe ihm das Leben genommen; wie viel höher man aber die Ehre schätzen muß, als das Leben, ist nur allzu offenbar.

Darauf erzählte sie ausführlich die Art, wie sie es gemacht hatte bei seiner Ermordung und wie sie die Sklavin habe zur Flucht veranlassen wollen. Als die Herren dieses schauderhafte Ereigniß hörten, waren sie alle ganz außer sich und meinten, die Frau besitze mehr Seelengröße, als von einem Weibe zu erwarten sei. Der jämmerliche

Leichnam des Ritters wurde herbeigeholt und gewährte allen einen schauderhaften Anblick. Die Mutter, die Brüder und der Diener wurden verhört und es ergab sich, daß er in der That nicht die zweite Frau heirathen konnte. Über die Todesart des Ritters wurde die sorgfältigste Untersuchung angestellt, es ergaben sich keine Mitschuldigen außer Violante und Giannica und diese wurden öffentlich enthauptet. Beide gingen so froh dem Tode entgegen, als ginge es zu einem Feste, und wie man hörte, dachte die Sklavin an sich selbst gar nicht, sondern ermahnte blos ihre Gebieterin, den Tod ruhig zu ertragen, nachdem sie so erhabene Rache genommen habe.

---

82. Die Müllerin.

(2, 15.)

Alessandro von Medici, der, wie ihr wißt, der erste ist, der mit Bewilligung der Kirche unter dem Titel Herzog die Herrschaft über unsere florentinische Republik führt, besitzt viele Eigenschaften, welche ihn bei dem Volke beliebt machen; unter allen aber scheint mir keine, die der Gerechtigkeit gleichgestellt zu werden verdiente, die er mehr als alles zu lieben scheint. Unter vielen lobenswerthen Handlungen, die er in dieser Beziehung vollbracht, will ich nur eine erwähnen, die ganz sicher unter diejenigen gehört, deren Preis man anstimmen kann; und man kann ihr um so mehr Lob ertheilen, als er sehr jung und den Genüssen der Wollust sehr ergeben ist. Er zeigte sich nämlich bei dem Vorfalle, den ich euch jetzt erzählen will, voll Klugheit und Vorsicht, was selten mit der Jugend vereinigt zu sein pflegt, denn in der Regel kann, wo keine große Erfahrung ist, auch nicht

jene Klugheit stattfinden; nur lange Übung macht Greise klug und gibt menschlichen Handlungen Anspruch auf Lob. Der Herzog Alessandro hält einen schönen stattlichen Hof von vielen Edelleuten, sowol fremden, als toscanischen. Unter andern war daselbst auch ein junger Florentiner, den der Herzog vor allen liebte. Wir wollen ihn Pietro nennen. — Einst war dieser auswärts auf einem seiner Güter in der Nähe von Florenz und sah ein junges Mädchen, eines Müllers Tochter, die sehr schön und zierlich war und ihm ausnehmend gefiel.*) Die Mühle ihres Vaters war in der Nähe des Gutes, auf welchem Pietro eine schöne und bequem eingerichtete Wohnung hatte. Sobald er das Mädchen gesehen hatte, sann er sich nach, wie er es angehen sollte, dieselbe in seinen Besitz zu bringen und die Frucht von ihr zu pflücken, die man bei allen Weibern so eifrig sucht. Er nahm also von dem Herzog Urlaub auf acht bis zehn Tage, um auf dem Lande zu leben, und fing nun an sein Pfauenrad vor dem Mädchen aufzuschlagen und gab sich alle ersinnliche Mühe, um sie seinen Wünschen gefällig zu machen. Doch kümmerte sie sich gar nicht um ihn und zeigte sich der Liebe Pietro's gerade so geneigt, wie Hunde den Schlägen. Und da es oftmals geschieht, daß ein Liebhaber, je mehr er sich den geliebten Gegenstand versagt sieht, um so mehr in Flamme geräth und zum Ziele zu gelangen begehrt, und häufig selbst, was anfangs nur im Scherze geschah, ernstlich wird, fühlte Pietro sich so sehr von Liebe zu der besagten Müllerin entzündet, daß er seine Gedanken auf gar nichts anderes wenden konnte; verzweifelnd, seine Absicht zu erreichen, als er nicht länger mehr auf dem Lande bleiben konnte, fühlte er die Lust und die glühende Begierde nach dem Genusse des geliebten Gegenstandes fortwährend wachsen. Alle Mittel und Wege waren versucht, die ihm geeignet schienen, um das Unternehmen

*) Die frankfurter Übersetzung nennt sie Adina.

zu erleichtern, als da sind Botschaften, Geschenke, große Versprechungen, mitunter auch Drohungen und ähnliche Künste, wie sie bei Liebhabern üblich sind und welche Kupplerinnen vortrefflich auszuführen verstehen. Als er nun sah, daß er Wasser stampfte und Alles vergeblich war, als er die Herzenshärtigkeit des Mägdleins erkannte und fühlte, daß er seine Bemühungen vergeude und alle Hoffnungen fehlgeschlagen, beschloß er, das Mädchen, es möge auch aus der Sache werden, was da wolle, zu entführen und den Genuß ihrer Schönheit, den er nicht mit Liebe erreichen konnte, mit Gewalt zu erringen. — Als er darüber mit sich eins geworden war, ließ er zwei junge Edelleute, seine Freunde rufen, welche ihre Güter in der Nähe hatten und durch Zufall auch auf dem Lande waren. Diesen theilte er sein Vorhaben mit und bat sie, ihm mit Rath und That beizuspringen. Diese, ein Paar junge leichtsinnige Menschen riethen Pietro, das Mädchen zu entführen, und boten sich an, ihm bei dem Unternehmen thätige Hilfe zu leisten. Man zögerte mit der Ausführung nicht im Geringsten, sie konnten es gar nicht erwarten, bis sie die schöne Müllerstochter geraubt hätten, und als die Nacht zu dunkeln begann, griffen die drei zu den Waffen und gingen mit ihren Dienern nach der Mühle, wo sie mit ihrem Vater weilte; und trotz seines Widerstrebens, denn er that für die Rettung seiner Tochter, was er wußte und konnte, entführten sie sie ihm mit Gewalt und drohten dem Vater mit Worten und Handlungen. So sehr auch das Mädchen weinte, schrie und mit lauter Stimme um Gnade bat, sie schleppten sie mit sich fort. Pietro pflückte in derselbigen Nacht zum großen Misvergnügen des Mädchens, das immer mit Schluchzen und Thränen seinen Unwillen kund gab, die Blüte ihrer Jungfräulichkeit, ergötzte sich an ihr die ganze Nacht hindurch und bemühte sich, sie sich geneigt zu machen, um sie dann auf einige Zeit zu Willen zu haben. Als der Müller sah, daß man ihm mit Gewalt

seine Tochter geraubt hatte und daß er für sich selbst nicht im Stande wäre, sie wieder zu bekommen, beschloß er am folgenden Morgen in der Frühe vor den Herzog zu gehen und ihn um Gnade anzuflehen. Sobald man das Thor öffnete, trat er in die Stadt und ging sogleich in den Palast des Herzogs, und blieb dort so lange, bis der Herzog aufgestanden war und aus seinem Schlafzimmer kam. Sobald der arme Mann den Herzog sah, warf er sich ihm mit Thränen in den Augen zu Füßen und fing an, ihn um Gerechtigkeit anzuflehen. Der Herzog blieb stehen und sprach: Steh auf und sage mir, was es gibt und was du von mir verlangst.

Und damit sonst niemand höre, was der Müller zu klagen hatte, zog er ihn beiseit und befahl ihm alles leise zu erzählen. Der ehrliche Mann gehorchte, erzählte ihm die ganze Sache kurz und bestimmt und nannte ihm auch die zwei Gefährten Pietro's, welche der Herzog sehr gut kannte. Als der Herzog diese Nachricht gehört hatte, sagte er zu dem Müller: Sieh dich vor, guter Mann, daß du mir keine Lüge sagen mögest, denn das müßte ich streng bestrafen. Wenn aber die Sache sich so verhält, wie du sie mir erzählt hast, so werde ich gehörig für dich sorgen. Geh und erwarte mich nach dem Mittagessen in deiner Mühle, die ich ganz gut kenne. Vorzüglich aber laß, wenn dir dein Leben lieb ist, niemand etwas davon wissen, was ich dir sagte, und das Übrige überlaß mir!

Durch diese freundlichen Worte war der arme Müller getröstet und der Herzog befahl ihm, in seine Mühle zurückzukehren. Nach dem Essen befahl er Allen zu Pferde zu steigen, er wolle einen Ausflug auf das Land machen. Der Herzog schlug den Weg nach der Mühle ein, ließ sich, als er daselbst anlangte, den Palast Pietro's zeigen, der nicht weit davon entfernt war, und verfügte sich dahin. Als Pietro und seine Freunde dies hörten, kamen sie ihm vor dem Hause entgegen, wo sich ein schöner Platz befand

mit einer frischen grünen Laube. Der Herzog stieg ab und sprach zu Pietro: Ich ritt auf der Jagd in der Nähe vorbei, sah deinen schönen Palast hier und fragte, wem er gehöre; da ich hörte, daß er dir gehöre und sehr bequem und schön eingerichtet sei und mit sehr schönen Brunnen und Gärten geschmückt, bekam ich Lust, ihn näher zu betrachten.

Pietro, der dies alles glaubte, dankte dem Herzog ehrerbietig für diese Herablassung und entschuldigte sich, daß der Ort nicht so schön sein möchte, als man ihm vielleicht gesagt habe. — Alle begannen nun, die Treppen hinaufzusteigen, und traten in schöne geräumige Zimmer. Der Herzog selbst besah alle Gemächer und lobte bald dieses, bald jenes. Man kam auf eine Galerie, welche die Aussicht auf den schönsten Garten darbot. Am Ende der Galerie war ein kleines Zimmer, dessen Eingang verschlossen war. Der Herzog sagte, man solle die Thüre aufmachen. Als Pietro den Herzog hatte kommen hören, hatte er das Mädchen hier verschlossen. Deshalb sagte er: Gnädiger Herr, das ist eine übel geordnete Kammer. Auch wüßte ich in der That nicht, wo sich der Schlüssel dazu befindet; der Schloßvogt ist nicht zu Hause, denn ich habe ihn in Geschäften nach Florenz geschickt.

Der Herzog, der fast alle Gemächer des Hauses gesehen hatte, vermuthete, hierinnen müsse das Müllermädchen sein und sagte: Wohlan, öffnet mir diesen Ort mit oder ohne Schlüssel!

Pietro näherte sich dem Ohre des Herzogs und gab ihm lächelnd zu verstehen, er habe ein Mädchen in der Kammer, mit welcher er die Nacht zugebracht habe.

Das gefällt mir, antwortete der Herzog; doch laß mich sehen, ob sie schön ist.

Die Thüre ward nun geöffnet und der Herzog ließ das Mädchen herauskommen. Sie warf sich ganz verschämt und weinend ihm zu Füßen. Der Herzog wollte wissen, wer sie sei und wie sie in den Palast komme.

Das Mädchen erzählte die Geschichte unter Schluchzen und Thränen und Pietro konnte es nicht leugnen. Da wandte sich der Herzog mit unwilligem Gesichte zu Pietro und seinen Gefährten.

Ich weiß nicht, sagte er, was mich abhält, euch allen dreien auf der Stelle die Köpfe abhauen zu lassen; aber ich verzeihe euch die Schändlichkeit, welche ihr begangen habt, unter der Bedingung, daß du, Pietro, sogleich das Mädchen als deine rechtmäßige Gattin annimmst und ihr zweitausend Ducaten als Morgengabe aussetzest, ihr zwei Mitschuldige aber jeder eintausend Ducaten dazulegt, und darüber kein Wort weiter! Ich übergebe sie dir, Pietro, als meine leibliche Schwester und wenn ich höre, daß du sie im Geringsten mishandelst, so werde ich es rächen, als habest du meine eigene Schwester beleidigt.

Er veranlaßte nun, daß Pietro sie sogleich zur Frau nahm und daß die drei ihre Verbindlichkeit mit den viertausend Ducaten entrichteten. *) Sodann kehrte er nach Florenz zurück, wo diese seine Entscheidung allgemein und ohne Ausnahme mit großen Lobeserhebungen gepriesen wurde.

---

83. Leonora Macedonia.

(2, 22.)

Nachdem der König Alfons von Aragonien seine Königreiche Aragonien und Catalonien der Herrschaft der Königin Maria, seiner Gemahlin überlassen und seine Residenz in Neapel aufgeschlagen hatte, das er mit so

*) Die frankfurter Übersetzung schaltet hier noch ein (1, 34): „Er selbst blieb bei dem Feste, ließ des Mädchens Vater aus der Mühle holen und ehrte und beschenkte Adina fürstlich.“

großen Anstrengungen sich erworben, ein Mann, der um seiner seltenen Gaben willen jedem römischen Kaiser verglichen werden durfte, ließ er sich an, dem Königreich mit aller Mühe wieder die äußere Ruhe zu geben, das seit vielen Jahren her durch viele Kriege fast ganz in Zerfall gekommen war. Nachdem Alles in Ordnung gebracht war, gab er das Herzogthum Calabrien seinem Sohne Ferdinand; mit ihm ließen sich dort viele seiner Leute nieder, die in allen diesen Kriegen zu Wasser und zu Lande bei ihm gewesen waren. Unter diesen befand sich auch ein sehr edler sicilischer Baron, welchem er die Markgrafschaft Cotrone*) verliehen hatte, Namens Herr Giovanni Ventimiglia, ein tapferer und kluger Ritter. Der Hof des Königs Alfons war eine Schule der feinsten Sitten und die Pflege der Wissenschaften stand dazumal in jener Stadt in der Blüthe. Sowie nun Ventimiglia in Neapel seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte, geschah es, daß er bei einem großen Feste, wo fast alle ersten Frauen der Stadt versammelt waren, eine schöne junge Frau von zwanzig Jahren wahrnahm, welche Frau Lionora Macedonia hieß und an Herrn Giovanni Tomacello, einen ganz jungen reichen Mann, verheirathet war. Frau Lionora war in der That eine der schönsten und anmuthvollsten Edelfrauen Neapels, daneben aber so stolz und spröde, daß sie wol den König selbst nicht gewürdigt haben möchte, ihm ein freundliches Gesicht zu zeigen. Daher hatte sie allgemein den Nebennamen die Hochfahrende. Ventimiglia war noch nicht lange in Neapel und mit den Frauen nicht sehr bekannt, sodaß er dafür hielt, Macedonia's Gemüthsart müsse der Schönheit entsprechen, die er an ihr wahrnahm; er vermochte sich nicht vorzustellen, daß Grausamkeit wohne hinter einem so holden Gesichte. So verwickelte er sich denn in die Netze der Liebe zu ihr und beschloß, alle Mittel anzuwenden, die

*) An der Ostküste von Calabrien.

von einem Liebhaber gebraucht werden können, um die Liebe dieser Frau zu gewinnen. Er war in Sicilien von Hause aus sehr reich begütert und hatte einige Tausend Ducaten Einkünfte im Königreiche. Er fing also damit an, oft an ihrem Hause vorüberzugehen, und so oft ihm das Glück günstig war, daß er sie ansichtig wurde, erwies er ihr immer seine Ehrerbietung und grüßte sie, doch so, daß es niemand auffallen konnte. Wurde irgend ein Fest gegeben, wohin sie ging, so erschien er darauf sehr schön gekleidet und bestrebte sich in aller Bescheidenheit, ihr seine Liebe bemerkbar zu machen. Er weidete seine Augen an ihrem Anblick, der denn sein Herz immer leidenschaftlicher entzündete. Wurde ein Tiost oder Buhurt gehalten, so wurde er von keinem übertroffen, denn er war mehr, als alle andern, persönlich tapfer und so trug er immer den ersten Ehrenpreis davon. Sobald sie sich vom Schneider ein Kleid machen ließ, kleidete er, der überall seine Kundschafter hatte, sich und seine Dienerschaft in dieselben Farben und ließ in derselben Art auch seine Pferdedecken einrichten. Bei Waffenspielen pflegte er vor der Brustwehr, an der sie saß, sich auf den wildesten und schönsten Pferden sehen zu lassen, indem er sie aufs Geschickteste antrieb, zurückhäufte, sich bäumen, tanzen, nach allen Seiten drehen und oft über die Schranken setzen ließ, sodaß, was jeder große Reiter zu thun versteht, von ihm auf das gewandteste ausgeführt wurde. Und da er ein sehr gefälliger Jüngling war und allen Vergnügen zu machen suchte, liebte ihn im Allgemeinen jeder. Nichts desto weniger aber mochte er beginnen, was er wollte, es gelang ihm niemals ihr eine freundliche Miene abzugewinnen, und er wurde deshalb über die Maßen betrübt, da er alle seine Liebe ihr zugewandt hatte und ihm nichts in der Welt so sehr am Herzen lag. In diesem Zustande der Bekümmerniß fand Ventimiglia Gelegenheit, ihr einen Brief zu schreiben, der Steine hätte erbarmen können, und sendete ihr ihn aufs heimlichste zu,

wobei er ihr noch mündlich viel Schönes sagen ließ. Aber alles war verlorene Mühe; denn Frau Lionora wollte den Brief nicht annehmen noch die Botschaft anhören, enthielt sich vielmehr fortan mehr und mehr, zu den Festen zu gehen. Und es ist in der That schwer, die Gedanken und Gelüste vieler Frauen zu erkennen, welche, sehr edel geboren, anständig erzogen, vornehm verheirathet und von den edelsten, wackersten Jünglingen umworben, oft ihre Gatten verachten, ihre Liebhaber verschmähen und doch ihre Ehre mit Füßen treten und sich Männern von der niedrigsten Gattung preisgeben, ja manchmal den niedrigsten Sklaven überlassen. Andere wieder gibt es, die von zwei Edelleuten geliebt sind, von denen der eine tugendhaft und schön ist und mit aller Bescheidenheit, um die Leute nicht aufmerksam zu machen, die Pflicht eines Verliebten erfüllt, welcher gefällig und verschwiegen sein muß, der andere, wenn er nur seine Absicht erreicht, um die Ehre der Frau sich nichts kümmert und nur auf sein Vergnügen bedacht ist, und anmaßend, treulos, zum Schwätzer und Verleumder wird; und dennoch verlassen die Weiber den ersten, rechtschaffenen, um sich dem zweiten zuzuwenden, von dem sie nichts als Schmach erwerben. Was sollen wir von jenen ersten sagen? In der That, wenn es erlaubt wäre, übel zu reden von den Frauen, so weiß ich wohl, was ich sagen würde; aber das könnte nicht geschehen, ohne ihr Geschlecht im Ganzen anzuklagen, woraus man fast schließen sollte, daß sie überhaupt zum Schlimmen geneigt seid. Und was sollen wir von denen sagen, die von einem tugendhaften und edeln Liebhaber ausschließlich geliebt und verehrt, diesen fliehen und sich einem solchen preisgeben, von dem sie klärlich erkennen, daß er in den Liebesnetzen einer andern liegt, ja, daß er in jedem Gäßchen der Stadt anpocht und sich nicht mit einer einzigen begnügt, vielmehr so viele bethören will, als er kann. Und glaubt nicht, daß ich nur so ins Blaue rede! Wenn es noththäte, auf Einzelheiten ein-

zugehen, so wollte ich euch in Erstaunen setzen. Doch kehren wir zu unserer Geschichte zurück! Frau Lionora also, die mit einem Blicke, ohne ihren Gatten zu beleidigen und ohne jemands Tadel sich zuzuziehen, ihren Liebhaber hätte befriedigen und belohnen können, der edel und bescheiden nichts Schimpfliches von ihr verlangte, ließ sich nun so wenig als möglich sehen; und wenn sie sich zufällig in der Kirche oder bei einem Feste befand, wo auch Ventimiglia war, so stand sie in der Kirche plötzlich auf und ging hinweg, bei Festen aber vermied sie sorgfältig, ihn anzusehen. Der Ritter versah sich dessen wohl und war darüber bis zum Tode betrübt. Weil nun aber kein tapferer und hochsinniger Krieger auf der Flucht stirbt, so stand auch Ventimiglia, der mehr als andere muthvoll und standhaft und in dessen Herzen der Name der Frau mit festen Nägeln eingeschlagen war, nicht ab von der Verfolgung seines festen Zieles, sondern beharrte in seiner heftigen Glut für sie nur um so standhafter. Er beschloß, Alles zu versuchen, was aufrichtige Ergebenheit bei einer Frau vermag, und erwies ihr jede Liebe und Dienstfertigkeit, um zu sehen, ob es möglich sei, eine so große Härte zu erweichen und solche Grausamkeit zu lindern. Dadurch wurde freilich die Liebe, die bisher im Stillen geblieben war, in ganz Neapel bekannt und offenbar, und man erfuhr, wer die Frau sei, um welche er solchen Aufwand und Kleiderpracht mit unerhörtem Pomp und Herrlichkeit veranstaltet hatte. So waren allmälig schon über zwei Jahre in dieser Qual für den unglücklichen Liebhaber dahingegangen und es schien ihm, als ob die Frau immer härter, grausamer und hochmüthiger gegen ihn würde, und sie verstand sich nicht dazu, Briefe von ihm anzunehmen. Deshalb kam der arme Ventimiglia mehrmals nahe daran, sich mit eigener Hand den Tod zu geben, so sehr war ihm das Leben ohne die Gunst dieser Frau zur Last. Eines Tages allein in seinem Zimmer, ging er in Gedanken

an die Grausamkeit seiner Geliebten, von verschiedenen Planen hin- und hergetrieben, eine gute Weile schweigend auf und nieder und warf sich dann ganz müde und matt auf ein Ruhebett, wo er, die Augen thränenschwer, in folgende Worte ausbrach: Ach unglückseliger Ventimiglia! Unter welchem bösen Gestirn bist du doch geboren! Wie ungünstig war der Augenblick, in dem du die Augen aufschlugst, um eine so spröde Schönheit zu betrachten! Wie ist es nur möglich, daß ein so angenehmes liebliches Gesicht solche Grausamkeit beherbergt? In Wahrheit, ihr goldener Kopf, die heitere Stirn aus reinem Schnee, die schwarzen gewölbten Augenbrauen über den beiden strahlenden Morgensonnen, welche Phöbos Neid einflößen, die regelrechte feingeschnittene Nase, die Wangen, die zwei blühenden Rosen gleichen, der rosige Mund, der unter zwei äußerst feinen Rubinen morgenländische Perlen birgt, der weiße runde Hals, das ausgezeichnet schöne Kinn, die elfenbeinernen Schultern, der schwellende Marmorbusen, die zwei Brüste voll von Hyblahonig, die schönen Arme, die blendend weißen ebenmäßig langen und zarten Hände, die anmuthreiche geschmeidige Gestalt, die kleinen Füße, die kaum die Erde berühren, und alle das, was ich in dem göttlichen Gesichte beobachte, verspricht mir, daß sie ein Weib sei. Und ist sie ein Weib, ist sie so schön, ist sie so anmuthig, wie ist sie so grausam? wie so hart? Wehe mir, wie übel schickt sich die äußerste Schönheit und die höchste Grausamkeit zusammen! Wäre sie milde, welche weibliche Eigenschaft wäre dann an ihr zu vermissen? Sie könnte aber vielleicht sagen, ich täusche mich in meinem Urtheil allzu sehr; denn was ich Grausamkeit benenne, sei vielmehr Sitte und Ehrbarkeit, Verlangen nach Ehre, nicht Stolz. Aber habe ich wol jemals ein anderes, als ein ehrbares Verlangen an sie gestellt? Was will ich sonst von ihr, als das Licht dieser ihrer schönen Augen? Was anderes habe ich begehrt, als das, daß sie mich zum Diener annehme, daß sie sich dazu

hergebe, mir die Gunst zu erweisen, die sie mir ohne Verletzung ihrer Ehre wol spenden konnte, oder daß sie wenigstens erlaube, daß ich ihr Diener sei, sie liebe und ihr aufwarte? Ach, Frau Lionora, kann es eine größere Grausamkeit auf der Welt geben, als einen zu hassen, der dich mehr liebt, als sich selbst? einen, der an nichts anderes denkt, als dir etwas Angenehmes zu erweisen, dir zu dienen, dich zu ehren und dich anzubeten? Ja, der Beiname, den man ihr gibt und der auch zu ihrem rechten Namen stimmt, ist ganz wahr, sie ist eine hochfahrende Löwin. Fürwahr, das ist kein Weib, sondern ein wilder rauher Tieger, und nicht nur grausam ist sie, sondern die aller undankbarste unter den undankbarsten. Was hilft es mir, daß ich — jetzt sind es schon drei Jahre — sie auf das glühendste geliebt, ja angebetet, daß ich so viel Zeit verloren, so oft turniert, so viel Nächte durchwacht, so viel Thränen vergossen, tausend andere hochedle Frauen verschmäht, so viele günstigen Gelegenheiten verabsäumt habe? Was soll ich anderes von ihr denken, als daß sie nach meinem Blute lechzt und sich darnach sehnt, daß ich an mir selbst zum Mörder werde? Aber diese ihre Lust soll sie nicht büßen. Ich will sie aus meinem Herzen verbannen und ein anderer Mensch werden, als ich seither gewesen bin; denn ich weiß ja nur zu gewiß, ich bin um ihretwillen zum Gespötte des Volkes geworden. Es soll nicht länger wahr sein, daß ich sie liebe. Und warum soll ich sie lieben, wenn sie mich haßt?

Also beschloß der verliebte Ritter, überdrüßig und müde der unendlichen Grausamkeit seiner spröden Geliebten und voll Reue über so viel vergeudete Mühe und fühlte sich im Augenblicke von seiner Liebe völlig frei. Auf der andern Seite erwachte aber auf einmal in ihm ein sehnsüchtiges Verlangen nach ihr in dem Maße, daß er ganz das Gegentheil von dem sagte, was er zuvor gesagt hatte, und sich selbst wegen jener

Äußerungen, die ihm als schwere Verirrung erschienen, hart tadelte.

O ich Treuloser, ich Verräther, rief er aus; was habe ich gesprochen? Welcher thörichte Gedanke hat sich in mein Herz geschlichen? Wie darf ich je wagen, vor die zu treten, die ich eben erst so unverdient und schnöde grausam, undankbar, wild, stolz und mörderisch genannt habe? Werde ich so verwegen und anmaßend sein, daß ich ohne die größte Scham vor sie zu treten wage? Und weiß ich denn, ob sie nicht eine solche Haltung annimmt, um meine Treue und Standhaftigkeit auf die Probe zu stellen? Was habe ich je ihr zu Liebe ausgeführt, welches Pfand habe ich ihr gegeben, daß sie meiner Treue versichert sein muß? Wenn ich mich ihr so oft zum Sklaven ergeben habe, kann sie nicht mit mir anfangen als mit ihrem Eigenthum, was ihr beliebt? Bin ich denn ein so niederträchtiger und treuloser Ritter, daß ich ihr räuberisch nehmen mag, was ich ihr freiwillig gegeben? Gott bewahre mich vor solcher Sünde und behüte mich davor, ihr das Ihrige rauben und stehlen zu wollen! Ich bin geboren, um ihr zu dienen, und das will ich auch thun. Ich will also dabei beharren, ihr zu dienen und sie zu lieben, wie ich bisher gethan habe, komme daraus auch, was da wolle.

Auf diesem Sinne blieb er auch etwa zwei Jahre, in denen er, wie bisher, ihr Dienst und Verehrung erwies, bekam aber nie von ihr auch nur den leisesten Blick. Und da er sie in der That glühend liebte, so konnte er nicht verfehlen, sich manchmal etwas unvorsichtig zu benehmen, wodurch denn der ganze Hof und alle Leute in Neapel diese Liebe bemerkten, wiewol von vielen auch früher schon manchmal davon gesprochen worden war. Viele mit ihm befreundete Barone, als sie sahen, wie er sich in der Nachfolge dieser Frau verzehre, tadelten ihn heftig und zankten ihn um so mehr, da der Stolz und die Hartnäckigkeit der Frau allen sehr bekannt war.

Es war in ganz Neapel kein Bürger, noch Edelmann, dem es nicht leid that, daß Ventimiglia so von der Frau geringgeschätzt wurde, da ihn alle gern hatten und er allgemein beliebt war. Es gab auch neapolitanische Frauen und Edeldamen, welche dem Ventimiglia gerne ihre Liebe geschenkt hätten, wenn er sie hätte lieben und darum angehen mögen; aber der arme Liebhaber war so versessen auf jene, daß er auf keine achtete. Nun begab es sich, daß der Herzog von Calabrien im Sommer, um der gewöhnlichen großen Hitze Neapels zu entgehen, auf einige Tage nach den Bädern von Puzzuolo gegangen war, einem, wie ihr alle wißt, sehr heitern und unterhaltenden Orte, der auch im Alterthum ein Lustort für die vornehmen Römer war, wie noch jetzt die Ruinen vieler Prachtpaläste beweisen; dahin nun ging auch Ventimiglia hinaus mit dem Herzog. Und so lange er in Puzzuolo war, pflegte Ventimiglia sich der übrigen Gesellschaft zu entziehen und bald am Ufer des Meeres, bald in den offenen lustigen Feldern Alterthümer betrachtend, bald die fruchtbaren und nicht allzu steilen Hügel hinan, durch die zahlreichen kühlen Grotten, an den Seen und Schwefelstellen hin, durch die Zedern- und Pomeranzenhaine und so viele anderen Lustorte in der Gegend spazieren zu gehen. Immer ging sein Sinn nur darauf, wie er es angreifen müsse, um die Gunst der Dame zu gewinnen. Herr Galeazzo Pandono, sein vertrauter Freund war über das Leben, das er ihn führen sah, äußerst misvergnügt und hätte gern Alles gethan, um ihn von seiner Liebe freizumachen. Als daher eines Tages der Herzog früh aufgestanden war, um einem Spaziergang nach der Höhle der Sybille zu machen, nahm Herr Galeazzo den Herrn Giovanni Ventimiglia bei der Hand und sagte zu ihm: Herr Markgraf, lassen wir den Herzog gehen, wohin er will, und kommt ihr mit mir unter diese Lorbeerbäume, wo ich euch etwas sagen möchte.

Recht wohl, sagte Ventimiglia, ich war ohnehin entschlossen, anderswohin zu gehen.

So kamen beide an die bezeichnete Stelle und setzten sich im Schatten der Lorbeeren auf das weiche Gras nieder.

Herr Markgraf, hub sodann Pandono zu reden an, ich will alle Umstände beiseit setzen in Betracht der brüderlichen Freundschaft, die schon seit vielen Jahren zwischen uns besteht, und gleich auf den Kern dessen gehen, was ich dir zu sagen habe. Ich fange also mit dem Leben an, das ich dich in diesen Tagen hier zu Puzzuolo habe führen sehen; denn, um dir die Wahrheit zu sagen, schienst du mir einer der Philosophen, die dem Urgrunde der Natur nachforschen, so gedankenvoll und einsiedlerisch bist du umhergeschlichen in der Gegend und hast alle Gesellschaft vermieden. Es ist, glaube ich, noch nicht fünf Tage her, daß der Graf von Celano und ich auf dem Hügel dort standen und dich ganz allein hier an dieser Quelle stehen und weinen sahen; und über eine Stunde schauten wir dir zu, wie du beständig Thränen vergossest und oft die Augen gen Himmel kehrtest.

Siehe da, sprach der Graf von Celano zu mir, wohin es mit dem Markgrafen von Cotrone gekommen ist über der Frau Lionora Macedonia, der Gattin des Herrn Giovanni Tomacello! Er liebt sie und folgt ihr nach schon seit geraumer Zeit, sie aber ist hochfahrend wie ein Bastardmops und kümmert sich den Henker um ihn und um das, was er thut. Bei meines Vaters Seele, ich bin oftmals drauf und dran gewesen, ihn zu schelten und ihm tüchtig darüber herunterzumachen. Da ich aber nicht besonders genau mit ihm bekannt bin, habe ich es unterlassen. Dessenungeachtet liebe ich ihn wie einen Bruder, da ich weiß, was es für ein geehrter und artiger Ritter ist. Dir, Herr Galeazzo, steht das besser an, du bist sein Freund und vermagst ihn eher aus seinem Irrsale zu ziehen.

Ich versprach ihm, es bei der nächsten Gelegenheit zu thun, die ich finden werde, um so mehr, da ich es mir selbst wiederholt vorgenommen. Jetzt aber ist es wol hohe Zeit, wenn meine Worte dir deine Freiheit verschaffen. Es sind schon einige Jahre, daß du dieses Weib liebst, und wenn du glaubtest, deine Liebe sei geheim, so würdest du dich gar sehr täuschen; denn es ist keine Fabel in Neapel bekannter, als diese deine Liebe, jeder spricht davon und wundert sich unendlich über deine Verirrung, da es das hochfahrendste und stolzeste Weib ist, die es geben kann. Du aber haftest so fest an ihr, daß du deinen Sinn auf sonst gar nichts wenden kannst. Von dem Aufwande, den du um ihretwillen gemacht hast, rede ich gar nicht, denn das ist noch das geringere Übel; denn du bist ja in Sicilien und in diesem Königreiche sehr reich und durch den Prunk, den du getrieben, indem du bei Festen und Turnieren stets prachtvoll aufgezogen bist, hast du unsern Gebieter geehrt und dir den Namen des freigebigsten und glänzendsten Barons am Hofe erworben, was dir gar nicht ohne Bedeutung sein kann. Daß du sodann ihr nachfolgend deine Zeit vergeudet, tausend andere passende und anständige Gelegenheiten versäumt, dich selbst fast täglich zum eigenen Mörder gemacht und immer weniger auf dein Bestes gedacht hast, das sollte dir freilich nicht gleichgiltig sein und darum erwächst mir aus deiner Liebe fortwährend tiefe Bekümmerniß, um so mehr, als ich so oft und von so vielen Seiten am Hofe sagen höre, du habest dich in der Verfolgung dieser Leidenschaft so selbst verloren, daß du gegen alles Andere gleichgiltig und gar nicht mehr dein eigener Herr seiest. Viele sagen auch, wenn man so über dich spricht, du seiest gar nicht mehr der alte Markgraf von Cotrone, sondern du habest dich in Leonora Macedonia verwandelt; denn du hast doch keinen andern Gott auf der Welt, als sie, die sich doch um dich und deine Angelegenheiten so wenig kümmert,

als um die ersten Schuhe, die man an ihre Füßchen brachte. Und glaube nicht, daß das solche sagen, die dir übel wollen; sondern das Mitleid, das sie mit dir haben, die Liebe, die sie für dich fühlen, und der Wunsch, der sie belebt, dich aus dieser Hölle zu erlösen, zwingt sie, das zu sagen, was sie sprechen, und dich zu bemitleiden. Und bei Gott, wenn ich dir offen die Wahrheit sagen darf, so hast du dich doch über alles Maß von der Lust beherrschen lassen. Während du dich in andern Dingen immer äußerst vorsichtig erwiesen, warst du doch in diesem Unternehmen so sehr verblendet, daß du den offenbaren Tod vor Augen hast, ja, was mehr ist, Schande und Schmach und ewige Befleckung deines Namens, und siehst es doch nicht. Du, der du im Kampfe unter unserem glorreichen König Alfons so oftmals die feindlichen Schaaren durchbrochen und die dir anvertrauten Männer mitten durch die Gefahr zum Siege geführt, kannst dich jetzt selbst nicht leiten und weißt keine sichere Zufluchtstätte zu finden; vielmehr bist du überwunden von einem Weibe, der du dich zum Sklaven ergeben hast, und du stehst zitternd vor ihr, wie ein Kind vor seinem Lehrer, der es züchtigt. Und vollends von welchem Weibe, du guter Gott, hast du dich so besiegen lassen? Ich will zwar nicht leugnen, daß sie zu den schönen jungen Frauen Neapels gehört und von sehr edler Abstammung, auch an einen vornehmen und reichen Edelmann verheirathet ist; warum sollte ich auch leugnen, was ja ein jeder sieht und weiß? Aber was für lobenswerthe Eigenschaften hast du denn an ihr gesehen? Welche weibliche und liebenswürdige Sitten hast du an ihr bemerkt? Welches Entgegenkommen, welches Benehmen, welche Beweise von Freundlichkeit glaubtest du zu erkennen, worüber du sie loben dürftest? Vielleicht sagt einer: Sie ist keusch und sittsam und will nichts thun, was ihr oder ihrem Gatten Schande bringen könnte.

Wohl und gut! Das ist ganz in der Ordnung; denn sobald eine Frau ihre Ehre verloren hat, hat sie

alle ihren Ruhm und all ihr Gut verloren. Die aber, die wahrhaft sittsam sind, die, die wünschen, dafür gehalten zu werden, sind freundlich und höflich, und wenn sie sehen, daß ein Mann darnach trachtet, ihre Keuschheit zu erobern, geben sie ihnen auf eine angemessene Weise zu verstehen, sie mögen von dem Unternehmen abstehen, denn es helfe sie so wenig, als Wasser im Mörser stoßen oder Ziegelsteine waschen. Sie sind aber nicht, wie jene, hochfahrend, stolz, launisch und voll von tausend Grillen. Siehst du nicht, daß die, welcher du folgst, sich nichts um dich bekümmert, und um so weniger bekümmert, als alle Welt weiß, daß du um ihretwillen das seltsamste geplagteste Leben führst. Und alle das geschieht, weil sie weder Sitte noch Edelsinn besitzt. Diese ihre Schönheit, die du so sehr werth hältst, gleicht einer Blume, die am Morgen herrlich prangt, am Abend aber welk und verdorrt erscheint. Ein wenig Fieber und der Lauf der Zeit vernichten jede Schönheit und lassen nichts übrig, als ein unerquickliches Stück Fleisch. Kann denn eine einfache Schönheit ohne den Schmuck einer Tugend deine Seele so tadelnswürdig gefesselt halten? Vergib mir, mein Bruder, und höre geduldig die Wahrheit! Ich sehe, du wirst böse, denn dein ganzes Gesicht verändert sich und gibt mir davon Zeugniß. Aber werde nur böse und zürne, so viel du willst! Ich habe einmal begonnen, mit dem Lichte der Wahrheit deinen Irrthum zu beleuchten! Ich will den Weg verfolgen; und wenn du ein wenig diese deine Liebesleidenschaft, die dich verblendet, beiseit setzest, wirst du sehen, daß ich die Wahrheit sage; und wenn du mir auch für den Augenblick vielleicht grollst, so wirst du doch mit der Zeit freundlich darüber gesinnt werden; denn mit der Zeit muß diese deine unendliche Geduld doch unterliegen und du mußt selbst den Irrthum erkennen, in dem du so lange befangen gewesen bist. Nur hilft eine solche Reue wenig. Was die Zeit, die Mutter der Wahrheit, mit ihrem schnellen

Lauf dir zeigen wird, das solltest du jetzt durch deine Klugheit selbst erkennen; dann würdest du von allen gelobt werden. Wo ist dein Geist? Wo ist deine Mannhaftigkeit? wo die Klugheit und die tiefe Einsicht, die so oft in kriegerischen Unternehmungen dir vor andern so viel Ehre eingebracht haben? Wo ist der Preis deiner Ritterlichkeit, den du erworben, nicht durch wahnsinniges Verfolgen von Frauen und eitle Liebe, sondern durch ritterliche That? Wo sind deine vielen andern Gaben, die dir an diesem Hofe so viel Ansehen verschaffen? Fürwahr es thut mir um dich allzu sehr leid und es betrübt mich gar zu sehr, dich verloren zu sehen, wie ich dich sehe. Ich will gar nicht ein Mönch werden und dir Keuschheit und Widerwillen gegen das ganze weibliche Geschlecht predigen; denn ich weiß, daß du noch jung bist und daß es schwer hält für jeden, der Freiheit und Wohlleben genießt, sich der Umarmungen der Frauen zu enthalten. Ich möchte nur, daß du liebtest, wo deine Liebe erwidert wird oder du wenigstens Hoffnung hättest, für Treue und lange Dienstbarkeit einige Belohnung zu gewinnen. Aber du liebst die, die dich haßt, und die viel stolzer und spröder ist, als der Feind der menschlichen Natur. Es ist noch nicht lange her, daß ich in Santa Maria Piedigrotta mit einer sehr edeln und schönen Gesellschaft von Frauen zum Nachtessen war in dem lieblichen Garten des Caracciolo. Zufälligerweise kam die Rede auf Lionora Macedonia, die Gattin des Tomacello. Alle sagten von ihr, sie sei allerdings sehr schön, es sei aber nicht möglich, eine gleich stolze, hochfahrende und [illegible]
noch Freundin könne es lange in ihrer Gesellschaft aushalten, da sie sich höher schätze, als alle in der Welt, und ohne Unterschied niemand etwas gelten lasse. Das ist der Name, den diese deine Geliebte sich bei Männern und Frauen durch ihr selbstgenügsames Wesen erworben hat. Darum bediene dich nunmehr deines freien Willens

und wirf die schwere Last zu Boden, die dich nicht zu Athem kommen läßt. Führe das tödtliche Gift ab, woran dein Herz krankt; und wenn du je lieben willst, so fehlt es dir gewiß nicht an schönen, edeln und tugendhaften Frauen, die sich glücklich schätzen werden, von dir geliebt zu sein, und von denen dir denn auch Gegenliebe nicht fehlen wird. Setze endlich diesem Unheil ein Ziel! Denn je länger du zögerst, um so größer wächst es an und könnte sich so festsetzen, daß es schlimmer würde, als der Satan. Habe zunächst Gott vor Augen, dann deine Freunde, deine Ehre und dein Leben; in Wahrheit, es ist jetzt hohe Zeit dazu. Weiter wüßte ich dir nichts zu sagen.

Hier schwieg Pandono, der Antwort des Markgrafen gewärtig, welcher, betroffen von der Wahrheit und Ehrenhaftigkeit der Worte seines Freundes, nach einigem Bedenken tief aufseufzte und also antwortete: Ich sehe wohl ein, lieber Herr, daß alles wahr ist, was du mir soeben so liebevoll auseinandergesetzt hast, und ich bin dir dafür unendlich verbunden. Freue dich daher, daß du nicht tauben Ohren gepredigt und deine Worte nicht umsonst vergeudet hast. Ich hoffe mit Gottes Hilfe ganz Neapel zu zeigen, welchen Eindruck deine wahren Worte auf mich gemacht haben. Und bei dem Handschlag, den ich dir nunmehr gebe, verpfände ich dir mein treues Ritterwort, daß ich von nun an die verzehrenden glühenden Flammen gänzlich auslöschen will, welche bisher wegen der unseligen Schönheit Macedonia's mich verzehrt und versengt haben; und so nehme ich ihren Namen und ihr Gedächtniß nun aus meinem Herzen. [illegible] mehr finden, und es soll nicht weiter von ihr die Rede sein. Gehen wir! Ich sehe, daß der Herr Herzog bereits auf dem Heimwege begriffen ist.

Nach diesen Worten standen sie auf, fingen ein anderes Gespräch an und folgten dem Wege des Herzogs. Noch an dem nämlichen Tage nahm Ventimiglia, der

es für das Beste hielt, sich einige Zeit von Neapel zu entfernen, Gelegenheit, den Herzog um Urlaub zu bitten, um nach seiner Markgrafschaft Cotrone in Calabrien und von da hinüber nach Sicilien zu gehen. Nachdem er den Urlaub erhalten, ging er nach Neapel, um dem König Alfons seine Aufwartung zu machen, brachte seine Angelegenheiten in Ordnung, ritt nach Calabrien und hielt sich daselbst einige Tage auf; sodann schiffte er nach Sicilien über, wo er seit vielen Jahren nicht gewesen war. Und man glaube nicht, daß er dort müßig ging. Er durchreiste die ganze Insel zu Pferde, sah täglich neue Dinge und suchte durch fortwährende Strapazen die Gelüste zu ertödten, die je zuweilen die Schönheit Macedonia's ihm noch erweckte, sodaß ihn seine Abreise fast reuen wollte. Und doch, so oft er sich auch versucht fühlte, zurückzukehren und noch eine Weile zuzusehen, ob es ihm nicht durch Beharrlichkeit gelinge, die Hartherzigkeit der grausamen Frau zu brechen, so war doch die Vernunft in ihm so mächtig, daß er das Gedächtniß an sie ganz von sich bannte, und da sich so allmälig die eingewurzelte Leidenschaft verminderte, begann er kaltblütig ihre vielfache Härte und ihr unliebenswürdiges Betragen zu erwägen. Erst als er sich dann ganz frei fühlte, beschloß er an den Hof zurückzugehen. Nach einer Abwesenheit von etwa sieben Monaten kehrte er nach Neapel zurück, aber er ging nie mehr am Hause jener Frau vorüber, außer etwa zufällig in Gesellschaft von andern, welche diesen Weg einschlugen. Wenn sie aber dann auch am Fenster oder unter der Thüre stand, that er, als ob er sie nicht bemerkte, und war so gleichgiltig, als ob er sie niemals gesehen hätte. So war er seit seiner Rückkehr von Sicilien noch nicht zwei Monate wieder in Neapel, als schon jedermann diese Umwandlung bemerkte, und alles zollte ihm dafür das größte Lob; so sehr war allen das widerspenstige Wesen Macedonia's zuwider. Und weil, wie der göttliche Dichter Messer

Francesco Petrarca sagt, gegen diese Bosheit Amors kein Mittel vorhanden ist, als sich von dem einen Bande zu lösen und an das andere zu ketten, wie man aus einem Brett einen Nagel mit dem andern heraustreibt, wiewol er von der Liebe der Frau Lionora frei war, so fühlte er doch noch manchmal ein Fünkchen des alten Feuers unter der Asche glimmen, und das löschte er nicht ganz aus, sondern öffnete vielmehr seine Brust neuer Liebe und begann zu erglühen für eine sehr schöne Jungfrau, welche auch, als sie die Liebe des Ritters als aufrichtig erkannte, sich keineswegs spröde zeigte, sodaß er ihre und sie seine Gunst erwarb. Von dieser zweiten Liebe fand sich Herr Ventimiglia sehr befriedigt, und da er an der Dame täglich mehr Sitte und Freundlichkeit erkannte, vergaß er seine erste Geliebte gänzlich, ja er schämte sich vor sich selbst darüber, daß er sie überhaupt je geliebt habe. Bei dieser zweiten Liebe aber hielt er sich so geheim, daß niemand je etwas davon merkte. Schon war fast ein Jahr verstrichen seit Herrn Ventimiglia's Rückkehr von Sicilien nach Neapel, als Herr Giovanni Tomacello der Gemahl Macedonia's von einigen seiner Verwandten in einen schlimmen Rechtshandel verwickelt wurde, in Folge dessen ihn einige Schriften, die seine Gegner auffanden, in große Gefahr brachten, mehr als vierzigtausend Ducaten von seinem väterlichen Erbe zu verlieren. In welche Noth er dadurch gerieth, mag sich ein jeder vorstellen, der sich einmal selbst in einem solchen Verhältnisse befand. Die Sache kam vor den hohen Rath des Königs, und da es Tomacello vorkam, als ständen seine Gegner mehr in Gunst, als er, und er darum seinen Rechtshandel zu verlieren fürchtete, wußte er nicht, was er anfangen solle. Die vornehmsten Rechtsgelehrten des Reichs hatten allerdings ihr Gutachten dahin abgegeben, daß das Recht, wenn auch unter verwickelten Umständen, auf seiner Seite sei; und so rieth ihm ein guter Freund, seine Zuflucht zu einem Günstlinge des

Hofes zu nehmen, um mit dessen Hilfe zu erlangen, daß der Proceß ohne Zeitverlust entschieden würde, weil seine Verwandten eben durch den Einfluß, den sie besaßen, zu bewirken strebten, daß die streitigen Güter gerichtlich verwaltet und der Handel in die Länge gezogen würde; was, wenn es zur Ausführung kam, Tomacello völlig zu Grunde richten mußte. Er ging daher in Gedanken alle Günstlinge des Hofes durch und überlegte, wessen Hilfe er ansprechen könne, bis man ihm rieth, den Markgrafen von Cotrone für sich zu gewinnen, der sowol der dienstfertigste und gefälligste von allen Hofleuten, als auch der erste Liebling des Herzogs von Calabrien sei und nächstdem von dem Könige Alfons sehr werth gehalten werde. Tomacello, welcher niemals etwas von der Liebe des Markgrafen zu seiner Gattin gehört hatte und auch sonst seine Freigebigkeit, Menschenfreundlichkeit, Höflichkeit und Leutseligkeit, sowie andere seltene Eigenschaften, die er besaß, hatte rühmen hören, beschloß, obgleich er ihn nicht näher kannte, ihn zu besuchen und ihn zu bewegen, daß er ihn in diesem Rechtsstreite unterstütze. Nachdem er diesen Entschluß einmal gefaßt hatte, verschob er die Ausführung desselben nicht, sondern bestieg am folgenden Morgen gleich nach dem Frühstück ein Maulthier und begab sich in das Haus des Markgrafen, der bei Seggio Capuano wohnte. Er stieg gerade zu der Zeit bei ihm ab, als auch Ventimiglia seine Mahlzeit beendigt hatte, und eben noch mit einigen Edelleuten, seinen Freunden, die bei ihm gespeist, am Tische saß und sich unterhielt. In den Saal eingeführt, bezeugte Tomacello dem Markgrafen seine schuldige Ehrerbietung und sobald dieser freundliche und äußerst liebreiche Mann den Herrn Giovanni Tomacello eintreten sah, stand er auf, ging auf ihn zu, empfing ihn mit anmuthiger Höflichkeit und fragte ihn, was er mache.

Ich komme, antwortete Tomacello, um mit dir unter vier Augen über Geschäfte zu sprechen.

Als der Markgraf dies hörte, wunderte er sich sehr, nahm ihn bei der Hand und führte ihn in einen sehr schönen Garten, wo sie auf- und abgingen und sich der Schönheit des Baumgutes freuten, das voll war von Pomeranzen, Zitronen, Zedern und andern fruchtbaren Bäumen, nebst tausendfacher Abwechselung von holden und duftigen Blumen; darauf setzten sie sich in eine kleine vor der Sonne geschützte Laube. Als sie sich dort niedergelassen hatten, begann Tomacello also zu sprechen: Wiewol ich früher, erlauchter Herr Markgraf, keine Freundschaft noch Bekanntschaft mit dir gehabt habe, noch mir Gelegenheit geworden ist, dir irgend einen Dienst zu thun, um dessen willen ich wagen dürfte, dich um deinen Schutz und deine Verwendung in einer mir sehr wichtigen Angelegenheit anzugehen, so hat mir doch der Name, den du dir in diesem Königreiche allgemein als der höflichste Mann, der nie einem Bittenden ein Gesuch abzuschlagen weiß, erworben hast, den Muth gegeben, daß ich, vielleicht, ohne von dir gekannt zu sein, zu dir komme und dich um die Gunst anflehe, ein Paar gute Worte für mich einzulegen. Ich bin Giovanni Tomacello, ein Edelmann dieser Stadt, mit dem neulich einige meiner Verwandten oder vielmehr tödtliche Feinde einen Proceß angefangen haben, in Folge dessen sie mir, wenn sie durchdrängen, mehr als die Hälfte meines väterlichen Erbes entreißen würden. Ich habe meine Papiere vorgebracht und meine Rechtsfreunde sagen mir, daß, wie verworren auch die Sache, das Recht doch entschieden auf meiner Seite sei. Trotzdem bestehen meine Gegner darauf, indem sie auf die Gunst bauen, deren sie sich im hohen Rathe erfreuen, daß die streitigen Güter den Gerichten zur Verwaltung übergeben werden, und suchen sie die Sache in die Länge zu ziehen, unter dem Vorgeben, noch andere Papiere wieder vorsuchen zu wollen. Müßte ich die Hälfte meiner Güter verwalten lassen, so würde mich das zu Grunde richten; da ich schon viele Jahre

im Besitze bin, so möchte ich auch darin verbleiben und machen, daß der Proceß bald geschlichtet würde. Das aber kann ich ohne deine Verwendung nicht erlangen. Darum bitte ich dich unterthänig, da du, wie es heißt, dein Vermögen so bereitwillig allen spendest, daß du für mich nicht karg mit Worten seiest. Wenn ich durch deine Vermittelung einen Spruch zu meinen Gunsten erhalte, wie ich hoffe und wie die Gerechtigkeit fordert, so bin ich dir auf ewig verbunden für Vermögen, Leben und Ehre. Überdies werde ich mich einigermaßen so benehmen, daß du erkennen sollst, du habest deine Worte nicht für einen Undankbaren hingegeben. Ich wünsche auch nichts, als durch deine Vermittelung Gerechtigkeit zu erlangen, sobald als möglich.

Hier schwieg Tomacello, worauf der Markgraf mit heiterem Gesichte Tomacello folgendermaßen antwortete: Ich wünschte wohl, mein Herr, du bedürftest meiner Hilfe nicht, um die du mich ersuchst, nicht etwa deshalb, weil ich abgeneigt wäre, für dich in deinem Rechtsstreite zu thun, was in meinen Kräften steht, ich werde es vielmehr herzlich gerne thun; vielmehr weil ich wünschte, daß deine Angelegenheiten in dem befriedigenden Zustande wären, den du selber verlangen magst. Ich danke dir und bin dir verbunden für das Lob, das du mir spendest; und wenn auch alle die guten Eigenschaften, die man mir beilegt, mir nicht zukommen, so freut es mich doch, in einem so guten Rufe zu stehen, und, so viel an mir ist, werde ich bestrebt sein, daß meine Handlungen der von mir verbreiteten Meinung entsprechen. Alles, was ich zu deinen Gunsten thun kann, sei versichert, daß ich es thun werde und zwar mit der Eile und dem Eifer, wie wenn es meine eigene Sache wäre. Ist der Erfolg ein guter, so soll es mich freuen, wie wenn er mir selbst zu Gute käme. Geschieht, was Gott verhüte, das Gegentheil, so werde ich doch jedenfalls vorher meine Pflicht thun. Wenn du aber Recht hast, wie du mich versicherst,

so hoffe ich, dir morgen, ehe die Sonne untergeht, erfreuliche Neuigkeiten melden zu können; denn ehe du zu Nacht speisest, will ich die Sache so einleiten, daß der Ausgang nur ein guter sein wird. Was die Anerbietungen betrifft, die du mir zuletzt gemacht hast, sofern sie dahingehen, mein Freund und Bruder zu bleiben, so danke ich dir dafür und sehe es an, als habe ich heute eine sehr große Eroberung gemacht; gedenkst du aber, wie deine Worte anzudeuten scheinen, mir irgend etwas zu schenken, so muß ich bemerken, daß ich, wenn ich ein Krämer wäre oder um Lohn diente, es etwa annehmen könnte; nun bin ich aber Giovanni Ventimiglia, meines Standes ein Edelmann und Ritter und nicht ein Krämer. Ich hätte darum alle Ursache, mich über dich zu beklagen, da du meiner Ehre solche Zumuthungen machst. Es stimmt dies schlecht zu dem, was, wie du mir kurz zuvor gesagt hast, die öffentliche Meinung von mir hält. Mein Vater war ein Ritter und ein Herr, dessen Tapferkeit und Ruhm noch in Sicilien wiederhallt, mein hochherziger König hat mich selbst zum Ritter und Markgrafen erhoben, ohne Zweifel, weil er gnädig genug war, anzunehmen, daß meine guten Eigenschaften oder wenigstens die Meinung, die er von mir hatte, es verdienen. Das Gold, das du mich um den Hals tragen siehst, trage ich nicht als Zeichen, daß ich ein Kaufmann bin, sondern, um an mir die Freigebigkeit und Gnade meines ruhmreichen Königs zu zeigen, und andererseits, um es ritterlich zu gebrauchen und auszugeben. Darum biete ich dir außer dem Dienste in Worten, den du von mir verlangst, so bald du es nöthig haben solltest, dich meines Vermögens zu bedienen, an, so viel du willst; und wenn du den Versuch machst, wirst du sehen, daß ich in Handlungen viel mehr leisten kann, als ich dir in Worten anzubieten verstehe.

Nachdem Tomacello das Versprechen und dieses großmüthige Anerbieten von Ventimiglia erhalten hatte, hielt

er sich für gänzlich zufriedengestellt, dankte ihm unendlich und erbot sich zu gleichen Diensten mit den freundlichsten Worten, die er wußte. So ganz voll der besten Hoffnung kehrte er nach Hause zurück und erzählte seiner Gattin, was er bei dem Markgrafen von Cotrone ausgerichtet hatte. Diese verwunderte sich nicht wenig über die Gefälligkeit des Ritters und erinnerte sich dabei, ohne jedoch ihrem Mann weiter davon zu sagen, im Stillen der langen Dienstbarkeit des Markgrafen, des großen Aufwandes, den er gemacht, des Waffenspieles, des Prunkes und so vieler Aufmerksamkeiten, die er aus Liebe zu ihr gegen sie gehabt, und wie sie ihn auch niemals mit einem Blicke ihrer Augen erfreut hatte. Dies drängte sie zu der Überzeugung, daß er der vollkommenste Mann sei, den man finden könne. Sobald Tomacello das Haus des Markgrafen verlassen hatte, begab sich dieser an den Hof und sprach eindringlich mit dem König und mit dem Herzog über die Angelegenheit des Tomacello; weshalb denn der König einen seiner Kämmerer zu sich rief und ihm auftrug, seinen Räthen insgesammt zu wissen zu thun, sie haben bei Verlust seiner königlichen Gnade am folgenden Tage unweigerlich im Rechtsstreite zwischen Giovanni Tomacello und seinen Verwandten ein Urtheil zu fällen. Die Räthe säumten nach Empfang dieses Befehles nicht, ihn in Ausführung zu bringen, und sandten also, da in dem Processe Alles zum Spruche reif war, den Betheiligten ihre gerichtliche Einladung zu, am andern Morgen vor ihnen zu erscheinen, um der Entscheidung ihrer Angelegenheit zu gewärtigen. Das Gericht kam zur bestimmten Zeit zusammen und da der Fall schon zuvor von den Anwälten für und wider erörtert worden war und allen Giovanni Tomacello's gutes Recht eingeleuchtet hatte, so sprachen sie das Endurthel zu seinen Gunsten aus. Um den ihm geleisteten Dienst vollkommen zu machen, ließ Ventimiglia das Urtheil durch einen seiner Leute aufnehmen und gerichtlich bestätigen und sandte es

unverzüglich Tomacello zu, der über diese schöne und unerwartete Wendung eine große Freude hatte, dem Markgrafen angelegentlichst dafür dankte und anfing ihn öfter zu besuchen, ja auch mit ihm zu speisen. Dem Herrn Markgrafen fiel es indessen darum niemals ein, dessen Gattin wiedersehen zu wollen oder seine früheren Plane wieder aufzunehmen; vielmehr kümmerte er sich wie seit längerer Zeit nicht mehr und nicht weniger um sie, als wenn er sie nie gekannt hätte. Hiernächst ritt eines Tages der Herzog von Calabrien nach dem Abendessen durch die Stadt und kam an dem Hause Tomacello's vorüber, welcher mit seiner Gattin eben an der Thüre stand, um frische Luft zu schöpfen. Ventimiglia war zufälligerweise mit einem Edelmann hinter dem übrigen Gefolge zurückgeblieben und kam im Gespräche mit ihm langsam nachgeritten. Als er der Hausthüre Tomacello's gerade gegenüber war, ließ dieser seine Gattin auf der Straße stehen und lief auf den Markgrafen zu, um ihn angelegentlich zu bitten, er möge mit seinem Begleiter absteigen und zur Erfrischung ein Glas bei ihm trinken. Der Markgraf dankte Tomacello und wollte die Einladung nicht annehmen, sondern ritt weiter, dem Herzoge nach. Hierauf sprach die Frau, uneingedenk des großen Dienstes, den der Markgraf erst kürzlich ihrem Gemahle geleistet: Was hast du nur, mein Gemahl, mit dem Markgrafen Ventimiglia zu schaffen, daß du ihn so freundlich in dein Haus einlädst?

Mit unwilliger Miene wandte er sich hierauf zu seiner Gattin und sagte: Bei der Seele meines Vaters, ich glaube nicht, daß es auf Erden ein undankbareres Weib gibt, als du bist. Du kannst nichts, als dich putzen und bespiegeln, täglich auf neue Kleiderpracht sinnen, immer geschniegelt und gebügelt dastehen, als wärest du die Fürstin von Tarent, und alle Männer und Frauen dieser Stadt über die Achseln ansehen. Ist es möglich, daß du schon vergessen haben kannst, welche Gefälligkeit,

ja Wohlthat dieser Markgraf mir dieser Tage erwiesen hat? Müssen wir nicht sagen, daß wir ihm den größten und besten Theil unseres Vermögens verdanken? Wären wir nicht ohne ihn zu Grunde gerichtet bis in die dritte Generation? Fürwahr, es wäre unsere Schuldigkeit, die Erde zu küssen, die er mit seinen Füßen betritt. Ich für meinen Theil bekenne, ihm mit Leib und Leben, geschweige denn mit Hab und Gut verpfändet zu sein, und mein Wunsch ist, daß er immer über mich und mein Eigenthum schalte, als ob es ihm gehörte. Ja, ich will mich umbringen lassen, wenn ich auf Erden seines Gleichen kenne, denn wenn er mir auch nie einen Gefallen erwiesen hätte, so verdient er doch um seiner seltenen Eigenschaften willen die allgemeine Liebe, Achtung und Verehrung. Er ist edel, höflich, freundlich, gefällig, freigebig, großherzig, dienstfertig und der edelste Herr, der je in dieser Stadt gelebt und dessen Tugenden selbst Steine rühren müssen. Und bei Gott, er ist auch nicht so häßlich, daß es einen anwidern müßte, ihm gut zu sein; aber du verlangst, ich soll ihn nicht ehren und feiern? Seine Bescheidenheit und sein freundliches Wesen würde ein Marmorherz in ihn verliebt machen. Darum, meine Gattin, bin ich gegen ihn zu weit Größerem verbunden, als daß ich ihn einlade, bei mir Erfrischungen anzunehmen. Wollte nur Gott, ich könnte ihm einen recht ausgezeichneten Dienst thun, wie gerne würde ich es thun!

Diese Worte durchschnitten das undankbare stolze Herz der Frau und sie wußte ihrem Gatten keine Silbe zu erwidern, sondern blieb stumm ihm gegenüber stehen und schlich sich, sobald sie konnte, von ihm hinweg in ihr Zimmer, wo sie sich auf das Bett warf und dem Strome ihrer Thränen freien Lauf ließ. Der Mann sah seine Frau fortgehen, und da er wußte, daß sie ihrer Natur nach nichts weniger, als Tadel vertrug, so bestieg er sein Maulthier und ritt durch die Stadt spazieren. Sie em-

pfand mit einem Male eine so schwere innerliche Reue, daß es ihr war, als hätte man ihr das Herz aus allen Wurzeln gerissen. All ihr Sinnen und Denken war mit dem Markgrafen beschäftigt und Alles, was er jemals um ihretwillen gethan und gelassen, machte sich ihr gegenwärtig insgesammt erinnerlich. Sie gedachte an die Härte, die Grausamkeit und den Stolz, den sie so oft gegen ihn übte, und fühlte sich vor Schmerz dem Tode nahe. Was sollen nun wir hier sagen, meine edeln Herren und Damen? Was in so vielen Jahren durch Bälle, Feste, Gesänge, Tiostieren, Turnei, Musik und reichlichen Aufwand, weinend, bald glühend, bald erstarrend, seufzend, dienend, liebend, bittend und alle Unterthänigkeit und List übend, die selbst Lucretia einem Tarquinius gewonnen hätten, der mannhafte und edle Markgraf nicht ausrichtete, das bewirkten die einfachen und wahren Worte des unbedachten Gatten, die jenes stolze und verhärtete Herz so demüthigten und erweichten, daß sie, die immer der Liebe entgegenkämpfte, sich mit einem Schlage ganz in Glut und Flammen fühlte aus Neigung zu dem Ritter, sodaß es ihr unmöglich schien, ohne ihn zu leben, bis sie einmal mit ihm sprechen und die verzehrenden Flammen, die sie erbärmlich zu Grunde richten, ihm offenbaren könne. Sie beschloß daher noch an demselben Abend, irgendwie ein Mittel zu finden, mit ihm zusammenzukommen. Sie konnte die ganze Nacht über an sonst nichts mehr denken. Als der Tag gekommen war, erinnerte sich die Frau des Boten, welchen der Markgraf ihr mit einem Briefe zugesandt hatte. Sie fand daher durch eine gute Alte Gelegenheit, mit diesem zu reden und ihm zu entdecken, was sie wünschte, daß er bei Herrn Ventimiglia ausrichte. Als der Bote die Frau hörte, tröstete er sie sehr und sagte ihr, er sei versichert, daß der Markgraf sie noch immer liebe, und er wolle es schon so einrichten, daß er zu einer Unterredung zu ihr komme. Die Frau war darüber hoch erfreut. Der Bote ging weg, suchte den

Markgrafen auf und sagte zu ihm: Mein Herr, ich bringe dir eine wunderbare Neuigkeit, die du gewiß nicht im Stande bist zu errathen. Weißt du wol, daß Frau Lionora Macedonia, der Sprödigkeit, womit sie dir begegnet, müde, jetzt ganz die deine ist und nichts sehnlicher wünscht, als dir gefällig zu sein, auch dich inständig bittet, zu geruhen, heute um Nonenzeit zu einer Unterredung zu ihr zu kommen, sie wolle dich im Garten, der hinten an das Haus stößt, erwarten, und die Thüre des Gartens soll offenstehen. Messer Giovanni Tomacello, ihr Gemahl, ist diesen Morgen nach Somma*) gegangen und wird in den nächsten acht Tagen nicht zurückkommen.

Der Markgraf wunderte sich über diese Botschaft nicht wenig, unendlich Vieles drängte sich ihm durch den Kopf und er war im Zweifel, ob er hingehen solle. So antwortete er dem Boten: Ich habe heute einige Geschäfte von der größten Wichtigkeit. Finde ich Zeit um die Stunde, die du mir bezeichnet hast, so gehe ich hin und spreche mit Frau Lionora.

Der Bote ging weg, kehrte zu der Frau zurück und sagte ihr, der Ritter werde um die festgesetzte Stunde kommen. Herr Ventimiglia aber, der seine Liebe ganz von jener Dame abgezogen hatte, dachte an anderes und ging nicht hin. Sie erwartete die Ankunft des Markgrafen den ganzen Tag, und da sie ihn nicht kommen sah, war sie sehr betrübt. Sie fragte den Boten aus und ließ sich von ihm wol zehnmal die Worte wiederholen, die der Markgraf zu ihm gesagt hatte; und da sie dann der Meinung war, er sei durch wichtige Geschäfte abgehalten, zu kommen, oder habe vielleicht Bedenken getragen, in ihr Haus zu kommen, [illegible] an ihn ab und ließ ihn ersuchen, an dem und dem Tage, zu der und der Stunde ihr die Gunst zu erweisen, in einer gewissen wenig besuchten Kirche sich einzufinden.

---

*) Auf dem Wege von Neapel nach Nola, hinter dem Vesuv.

Mittlerweile überkam sie zwar auch die Besorgniß, ob nicht die dereinst glühende Liebe des Ritters sich in Haß verwandelt haben möge, und sie warf sich selbst die Härte vor, die sie gegen ihn geübt hatte. Indessen schien es ihr wieder unmöglich, daß so viele Liebe ganz erloschen sein könne; und je länger sie abgehalten wurde, dem Ritter ihre Leidenschaft zu entdecken, desto mehr verzehrte sie das überhandnehmende Feuer derselben. Auf ihre zweite Botschaft hin entschloß sich der Ritter hinzugehen, um zu sehen, was sie wünsche, da er sich nicht denken konnte, was diese rasche Umwandelung bewirkt habe. Als die Zeit kam, wo sie sich in der Kirche einfinden sollten, und die Frau die Gewißheit erhalten hatte, daß der Ritter um die festgesetzte Zeit kommen werde, kleidete sie sich sehr reich, putzte und schmückte sich so reizend als möglich, erhöhte meisterlich ihre angeborene Schönheit durch die Kunst und verfügte sich nach dem abgelegenen Tempel, wo kurz zuvor mit einem kleinen Edelknaben, der ihm außen das Pferd hielt, der Markgraf angekommen war. Als sie mit drei Frauen und zwei Dienern eintrat, sah sie den Markgrafen allein umhergehen; sie trat ihm höflich entgegen, grüßte ihn und er sie. Nachdem sie auf diese Weise die gebührenden Höflichkeitsbezeugungen ausgetauscht, sagte der Ritter: Gnädige Frau, verzeiht mir gefälligst, daß ich neulich nicht in euer Haus gekommen bin; denn die Geschäfte, die ich eben vorhatte, haben es nicht erlaubt. Nun aber komme ich, zu hören, was euch gefällig ist, mir zu sagen.

Nach einigen kläglichen Seufzern, die aus der Tiefe ihres Herzens aufstiegen, ihre schönen Augen kläglich auf das Gesicht des Herrn Markgrafen geheftet, begann sie sodann mit gedämpfter bebender Stimme also zu reden: Wenn ich, mein unvergleichlicher Herr, mich so gegen dich benommen hätte, wie deine Tugend es stets verdient hat, so könnte ich kecklicher vor deinem erhabenen und großartigen Anblick meine Bitten vorbringen. Wenn ich

aber denke, daß meine Undankbarkeit und Härte gegen dich mehr als unendlich gewesen und daß ich nie mich dazu hergegeben habe, dir mit einem einzigen Blicke gefällig zu sein, so wagt die kalte Zunge nicht dir das zu sagen, was dir bittend vorzutragen ich hierher gekommen bin. Freilich wenn ich nur berücksichtigen wollte, was ich verdiene, wie hätte ich es je wagen sollen, dir wieder vor die Augen zu kommen? Aber deine unvergleichliche Menschenfreundlichkeit und deine höfliche Sitte, die andere so sehr rühmen, machen mich nicht allein beherzt genug, dir meine Wünsche zu vertrauen und frei meine Plane zu eröffnen, sondern lassen mich auch hoffen, daß ich bei dir Erbarmen finden werde, geschweige Verzeihung.*) Und was wäre anders zu erwarten, von einem so edeln und hochherzigen Ritter, dessen Beruf es ist, allen zu helfen. Ich, mein Herr, war ich bisher blind und gleichgiltig, so habe ich jetzt die Augen geöffnet und meine thörichte Hartnäckigkeit eingesehen, ich bin nicht nur Bewundererin deiner unvergleichlichen Tugend und seltenen Gaben, sondern die Dienerin; darum kann ich ohne deine Hilfe, deine Gunst und deine Liebe nicht am Leben bleiben. Und glaube nicht, mein Gebieter, daß ich alle diese Ausgaben, die du unnöthigerweise um meinetwillen gemacht, die Feste, die Zeit, die du verloren, und so vieles andere, was du um meinetwillen vergebens gethan hast, vergessen und andererseits meine Grausamkeit, meinen Undank und meine Misachtung gegen dich nur so von mir abgeschüttelt habe; vielmehr schwebt das alles meinen geistigen Augen noch sehr lebhaft vor und ist mir ein beständig nagender Wurm am Herzen. Ja, es macht mir so viel Pein, daß ich weit lieber sterben möchte. Darum bekenne ich meine schwere Verirrung, flehe dich demüthig um Vergebung an und bitte dich, mich zu deiner demüthigen Magd annehmen zu wollen. Du sollst mich in Zukunft

*) Anspiel auf Petrarca's erstes Sonnett, wo es heißt: Spero trovar pietà, non che perdono.

gegen all dein Begehren durchaus gehorsam finden und ich befehle in deine Hände meine Seele und mein Leben. Und welches größere Glück kann denn der Mensch finden, als seinen Feind um Gnade rufend zu seinen Füßen niederfallen zu sehen? Sieh du das jetzt, mein Gebieter, denn dein gutes Geschick will, daß ich Alles, was ich je gegen dich verbrochen, nun durch doppelte Strafe abbüße. Wenn meine Leute, die hier in die Kirche mich begleitet haben, mich nicht sähen, so würde ich mich zu Boden werfen und um Erbarmen schreiend dir tausendmal die Füße küssen. Jetzt bin ich denn ganz die deine: mache mit mir, was dir am Besten gefällt! Wünschest du, um deine früheren Bemühungen zu rächen, daß ich sterbe, so gib mir mit diesem Schwerte, das du umgürtet hast, mit deiner Hand den Tod! Denn in jedem Falle, wenn ich deine Gunst nicht erlange, darfst du überzeugt sein, daß in kurzem mein Leben zu Ende gehen wird. Wenn aber ein Funke deiner schlecht belohnten Liebe, die du sonst für mich hegtest, dir noch im Busen glimmt, wenn du der hochherzige Fürst bist, für den dich das ganze Reich ausgibt, so geruhe mit mir Erbarmen zu haben. Und wenn du vielleicht zu wissen wünschest, wie diese meine plötzliche Umwandlung erfolgt und woher diese meine glühende Liebe zu dir entstanden ist, so will ich dir es sagen. Mein Gatte, der dich mehr, als sich selbst liebt und dir so tief verpflichtet ist, hat mir dieser Tage eine Predigt gehalten über deine rühmlichen Eigenschaften und dich so sehr gelobt, daß meine Augen, welche erblindet waren, sich plötzlich aufthaten und ich so glühend für dich entbrannte und mich so ganz dir hingegeben fühlte, daß ich gar nicht mehr meiner mächtig bin. Deshalb bin ich hierher gekommen, um dir mein Begehr zu veroffenbaren, damit eins von beidem geschehe, entweder daß ich als die deinige lebe, oder daß ich sterbe. In deiner Hand also ruht mein Leben und mein Tod.

Nach diesen Worten brach ein Strom von Thränen

aus ihren Augen und sie schwieg, von Schluchzen unterbrochen. So lange die Frau sprach, hatte der Markgraf aufmerksam zugehört und unterdessen die mannichfaltigsten Gedanken bei sich gehabt. Er sah sie reizender, als jemals, und der Schmerz erhöhte noch ihre Schönheit und Anmuth; er sah sie bereit, allen seinen Befehlen zu gehorchen und fühlte den Stachel der Lust in sich erwachen, welche ihm zuflüsterte, er könne ja ihr zu Gefallen die Freuden der Liebe mit ihr genießen und mit einer passenden Antwort und Verabredung einer Zusammenkunft sie für jetzt getröstet entlassen. Aber seine Vernunft war stärker als seine Sinnlichkeit. Sobald er daher sah, daß sie, von Thränen gehemmt, nichts mehr sagte, antwortete er ihr auf folgende Weise: Nicht wenig, Frau Lionora, habe ich mich gewundert, daß du zu einer Unterredung mit mir kommst; und je mehr ich darüber nachdenke, um so mehr muß ich mich wundern; ja, ich kann es kaum glauben, obschon ich dich hier sehe, wenn ich mich der Zurückhaltung erinnere, die du so lange Jahre her streng gegen mich geübt. Was ich früher that, als ich heftig in dich verliebt war, braucht mir nicht ins Gedächtniß gerufen zu werden, denn ich sehe es beständig wie in einem hellen Spiegel sehr klar und schäme mich über mich selbst. Und ob ich damals um deinetwillen bald brannte, bald erstarrte, ob ich oft dem Tode nahe war, das wissen diese meine beiden Augen, die in jener Zeit zwei Quellen ähnlich sahen; noch kann mirs ganz Neapel bezeugen, das meine glühendsten Wünsche und meine eisigste Furcht so oft gesehen hat. Der Lohn für meine so lange, peinvolle, beständige und treue Dienstbarkeit war, wie du in Wahrheit gesagt hast, nichts; ich schrieb das nicht einer dir inwohnenden Undankbarkeit, nicht der Härte und Grausamkeit zu, sondern hegte immer die feste Überzeugung, du habest dich den Angriffen der Liebe widersetzt, um den Preis deiner unübertroffenen Sittsamkeit unbefleckt zu erhalten. Nachdem ich sonach

klar eingesehen hatte, daß meine Bemühungen vergeblich seien, habe ich dich aufs Höchste gelobt und so oft man von dir sprach, wenn Viele deine Härte anklagten, habe ich immer dich mit aufrichtigen Lobpreisungen gefeiert, als eine der keuschesten und schamhaftesten Frauen von der Welt. Daß du erst jüngst durch die Lobsprüche, welche dein Herr Gemahl mir ertheilt, dich hast bewegen lassen, mich zu lieben, und in das Labyrinth eingetreten bist, in welchem verschlossen ich das herbste und bitterste Leben geführt habe, scheint mir um so auffallender, je mehr ich dein früheres Leben ins Auge fasse. Aber wenn du mich liebst, wie es die neue Freundschaft verlangt, die ich mit deinem Herrn Gemahl geschlossen habe, so ist es mir erwünscht, ich danke dir dafür und fordere dich auf, dabei zu beharren; denn da ich ihn wie einen verehrten Bruder liebe, so werde ich auch dich als wahre Schwester lieben, und immer in allen Stücken, welche unsere Freundschaft verlangt, zu deinen Diensten vollständig bereit sein. Wenn du nun aber andere Gedanken im Herzen hegst und wünschest, daß ich in das alte Joch zurückkehre, wenn du ewig mir angehören und thun willst, was ich will, so lege diese sinnliche und ungeordnete Begier von dir und verharre auf deinem keuschen Vorhaben, wie nach meiner Überzeugung dein ganzes bisheriges Leben gewesen ist. Verhüte Gott, daß ich je daran denke, deinem Herrn Gemahl eine Beleidigung zuzufügen, denn er liebt mich, wie du mir soeben selbst gesagt hast, wie ein Bruder. Sodann, wenn mich auch sonst keine Rücksicht leitete, so bindet mich mein Wort gegen eine sehr edle und dir an Schönheit nicht nachstehende Frau, die mich wie ihre Augen, ja noch mehr, liebt, und ich liebe sie, wie das Herz in meiner Brust, ich achte und ehre sie, und wir leben beide fortwährend von gleichen Wünschen beseelt. Darum magst du mich für die Zukunft ganz als deinen Bruder betrachten.

Hier schwieg der Markgraf. Da er aber sah, daß

die Frau sich anschickte, mit neuen und noch feurigeren Bitten, als zuvor, ihn wieder zu bestürmen, sagte er, um diesen Gegenstand mit einem Male abzubrechen: Frau Lionora, ich empfehle mich dir. Leb wohl!

Damit ging er hinweg und ließ die Frau so beschämt und verdrüßlich stehen, daß sie eine gute Weile ganz betroffen dastand und nicht wußte, wo sie war. Als sie sich sodann sammelte und ganz niedergeschlagen nach Hause kehrte, fiel sie bei dem Nachdenken über die Worte des Markgrafen und die Einsicht, daß er keineswegs geneigt sei, ihren Wünschen entgegenzukommen, in solche Schwermuth, daß sie vor Gram und Verdruß krank wurde. Bekanntlich wird allgemein angenommen, daß den Frauen nichts Peinlicheres und Herzkränkenderes begegnen kann, als sich verschmäht zu sehen. Nun stellt euch vor, wie es der zu Muthe sein mußte, die von allen für die hochmüthigste, stolzeste und trotzigste Frau in ganz Neapel gehalten wurde. Sie legte sich nun zu Bette und that den ganzen Tag nichts, als weinen und seufzen. Einerseits kam es ihr freilich manchmal vor, als verdiene sie es viel schlimmer, als sie es hatte, indem sie an die Härte und Starrheit dachte, die sie früherhin gegen den Ritter geübt, und meinte, sie müsse das nun auch geduldig hinnehmen; wenn sie sich aber erinnerte, wie sie ihn demüthig gebeten und sich ihm aus freien Stücken offen erklärt habe, gerieth sie ganz außer sich und wollte nicht mehr leben. Sodann suchte sie wieder sich selbst zu täuschen und sagte bei sich: Warum will ich so heftig verzweifeln über einer einfachen abschläglichen Antwort? Er hat mir viele Jahre nachgefolgt, und obgleich ich ihn nicht anhören, noch seine Briefe und Botschaften annehmen mochte und ich mich tagtäglich widerspenstiger zeigte, so hat er sich doch durch nichts einschüchtern, noch von seinem Zwecke abschrecken lassen und hat keineswegs sterben wollen, sondern sich vielmehr immer beständiger erwiesen. Wer weiß, wenn ich ein zweites Mal mit ihm rede und ihm ein-

dringlichere Vorstellungen mache, ob er nicht aufhört, mir zu widerstehen und der meine wird? Das Glück stehet den Kühnen bei und verleugnet die Zaghaften. Wer da flieht, hat den Muth zu siegen nicht. Es ist also vonnöthen, daß ich mein Heil bei ihm zum andern Male versuche und ihm noch heißere Bitten ans Herz lege. Ich hätte nimmermehr eine Unterredung in der Kirche von ihm fordern sollen. Ich mußte ihn jedenfalls bewegen, in mein Haus zu kommen. Wären wir in meiner Kammer beisammen gewesen und ich hätte ihm die Arme um den Hals geschlungen, ich glaube nicht, daß er so spröde mit mir würde gethan haben. Er ist ja auch nicht von Marmor oder Eisen, sondern wie die andern von Fleisch und Bein.

Auf diese Weise phantasierte das arme Weib zwei oder drei Tage und war nicht im Stande, an etwas anderes zu denken, als wie sie die Liebe des Markgrafen sich erwerben könne. Von einer unbestimmten Hoffnung beseelt, fing sie wieder an, Nahrung zu sich zu nehmen und ein wenig frischen Athem zu schöpfen. Ihre Leute im Hause, die mit ihr in der Kirche gewesen waren und sie mit dem Markgrafen hatten sprechen sehen, kannten den Dienst, den er dem Hause erwiesen, und dachten weiter an nichts Böses, da sie kein Wort von Allem, was sie sprachen, verstanden hatten. Sie vermutheten nur, sie habe vielleicht durch ihn irgend eine Gnade vom Hofe nachgesucht. Da sie sie nun zu Bette liegen sahen, wollten sie ihr Ärzte kommen lassen, sie gab es aber nicht zu und wollte auch nicht, daß man nach Somma schicke, um ihren Mann zu benachrichtigen. Sie dachte nur an Mittel, den Markgrafen zu sprechen, und da ihr keines einfiel, was ihr passend schien, beschloß sie jenen früheren Boten wieder an ihn zu senden, damit er mit ihm spreche. Sie ließ ihn daher rufen, erzählte ihm Alles, was ihr mit dem Markgrafen begegnet war, und bat ihn inständig, zu ihm zu gehen und ihn in ihrem

Namen zu ersuchen, so dringend er könne, daß er nicht so hart sei und zugebe, daß sie um seinetwillen umkomme. Sie unterrichtete ihn genau über Alles, was sie wünschte, daß aus seinem Munde komme, und wartete nun auf die Antwort. Gut unterwiesen über Alles, was er zu sagen hatte, und beladen mit Versprechungen, wenn er ihr gute Nachrichten zurückbringe, ging der Bote hin, den Markgrafen aufzusuchen. Er fand ihn mit einigen Edelleuten im Seggio di Capoana auf- und abgehen, und da er sah, daß sich das Gespräch nicht um wichtige Dinge drehte, trat er auf ihn zu, bezeugte ihm die schuldige Ehrfurcht und sagte: Wenn es euch nicht beschwerlich ist, möchte ich gern einige Worte im Stillen mit euch reden.

Mit Genehmigung der Gesellschaft zog sich der Markgraf in einen Winkel des Seggio zurück, schaute nach der Brustwehr der Mauer gegen die Straße hin und wartete so, was ihm der Bote sagen wollte. Der Bote eröffnete nun mit vielen Worten dem Markgrafen den Zustand, in welchem sich Frau Lionora Macedonia befand, und bat ihn inständig, mit ihr Erbarmen zu haben und nicht zuzugeben, daß eine so schöne Frau in der Blüte ihrer Jahre hinsterbe. Darauf sagte er noch vielerlei, um ihn zum Mitleid zu rühren. Als der Markgraf diese neue Botschaft gehört hatte, antwortete er dem Abgesandten, es thue ihm zwar sehr leid, daß sich die Frau übel befinde, und Alles, was er mit seiner Ehre vereinigen könne, sei er stets sehr bereit auszuführen. Er solle aber die Frau auffordern, diesfalls ihre Begierde zu zügeln und nicht mehr an dies zu denken; denn er sei entschlossen, ihre Liebe auf diese Weise gar nicht zu begehren, und er solle ihm nicht wieder mit ähnlichen Anträgen kommen. Der Bote entfernte sich sehr übel befriedigt, kehrte zu der Frau zurück und berichtete ihr den letzten Entschluß des Herrn Markgrafen. Bei dieser Meldung ward die Frau mehr todt, als lebendig. Sie vermochte nicht sich los-

zureißen von dem Verlangen, den Markgrafen zu lieben und von ihm geliebt zu werden; sie konnte Tag und Nacht an sonst nichts denken und beschloß nicht mehr am Leben zu bleiben, denn es schien ihr leichter, den schrecklichen Schritt des Todes zu thun, als die Pein zu erdulden, die sie niederschlug. Sie verlor daher Schlaf und Eßlust und wurde mit jeder Stunde schwächer. Der Gatte war zurückgekehrt. Er wußte nicht, was das für eine Krankheit war, an welcher seine Frau litt, und ließ die vortrefflichsten Ärzte von Neapel kommen, um sie zu besuchen. Aber ihre Arzneien halfen nicht gegen das Übel der Frau. Ihr Herzensleiden war schon so gewachsen, daß durchaus die Kräfte des Leibes verloren und verirrt waren und kein Heilmittel anschlagen konnte. Da sie sich nun nahe am Tode sah, ließ sie einen ehrwürdigen Priester zu sich kommen und beichtete ihm alle ihre Sünden. Als der geistliche Vater den seltsamen Fall vernahm, ermahnte er sie, von diesem Wahne abzulassen und zu bereuen, daß sie zur Selbstmörderin geworden sei. Aber es hielt schwer, ihr den Wahnsinn aus dem Kopfe zu treiben und sie zur Buße zu bewegen. Doch schenkte ihr Gott die Gnade mittels der frommen und heiligen Ermahnungen des Bruders, daß sie erkannte, in welcher Gefahr sie schwebte, nicht allein das Leben zu verlieren, sondern auch die Seele in den Rachen Lucifers zu senden. Sie kam daher in solche Zerknirschung, daß sie mit unendlichen und bittern Thränen eine nochmalige Beichte ablegte, Gott gläubig um Verzeihung bat, und verlangte, daß ihr Gatte ihre ganze Angelegenheit erfahre. Sie ließ ihn daher rufen und erzählte in Gegenwart des Mönchs die ganze Geschichte der Liebe des Markgrafen von Cotrone zu ihr und ihrer zu ihm, seine Standhaftigkeit und die besonnenen Antworten, die sie von ihm erhalten, Punkt für Punkt, und bat ihn mit schwacher und heiserer Stimme demüthig um Verzeihung. Sodann empfing sie mit großer Andacht die heiligen Sacramente

des Abendmahls und der letzten Ölung, lebte noch zwei Tage und starb dann reuevoll. Ihr Gatte, welcher sie zärtlich liebte und zwei Söhnchen, eines von zwei und eines von drei Jahren, von ihr hatte, entzog ihr darum, weil sie ein solches Gelüsten gehabt, seine Liebe nicht, sondern beklagte sie sehr und zeigte über ihren Tod großen Schmerz. Ihre Beisetzung war nach neapolitanischer Weise prachtvoll und schön. Die Nachricht von der Ursache dieses Todes ward bekannt, und der Markgraf war darüber sehr betrübt und stand im Zweifel, ob er zu Tomacello senden und ihm sein Beileid bezeugen solle, oder nicht. Zuletzt ging er selbst hin. Er ward gütig aufgenommen und Tomacello erzählte ihm Alles. Auch hielt er ihn immer für einen großen und genauen Freund und den wackersten Ritter, den es geben konnte. Die Frau wurde in der Kirche des heiligen Dominicus begraben und an ihrem Grabmal von einem Unbekannten folgendes Sonnett befestigt.

Der du vorbeigehst an dem schönen Grabe,
Halt ein den Schritt und lies die Worte hier,
Wo friedlich ruht der Schönheit höchste Zier,
Die Pein dem Jüngling wie dem Greis am Stabe.

Lang schmachtete ein Ritter nach der Labe
Von ihrer Liebe, doch er sah bei ihr
Nie Hoffnung, und die glühende Begier
Fand für den Dienst nur Schmerz als Gegengabe.

Verschmäht wandt' er den Sinn dann endlich bitter
Von ihr, doch sie, die kaum noch spröd und hart,
Erweichte sich für ihn zur selben Stunde.

Zu spät! Unbeugsam war ihr nun der Ritter,
Daß Tod ihr süß, das Leben lästig ward,
So heftig war der Schmerz von jener Wunde.

---

84. Cromwell. *)

(2, 34.)

In der edeln und alten Familie der Frescobaldi zu Florenz war vor nicht vielen Jahren ein sehr rechtlicher und achtbarer Kaufmann Namens Francesco, welcher, nach der Sitte seiner Vaterstadt, nach verschiedenen Gegenden hin handelte und, da er sehr reich war, bedeutende Geschäfte machte. Gewöhnlich hatte er seine Niederlage im Westen, in England, und hielt sich in London auf, wo er ein sehr glänzendes Leben führte und viel Edelmuth blicken ließ; denn er war nicht so genau, als viele Kaufleute sind, die alles bei Heller und Pfennig berechnen, wie ich von dem Genueser Ansaldo Grimaldo sagen höre, daß er auf den kleinsten Papierschnitzel und jede Spanne Bindfaden zum Schnüren der Briefbündel Acht hat. Eines Tages, als Francesco Frescobaldo in Florenz war, erschien ein armer Jüngling vor ihm und bat in Gottes Namen ihn um ein Almosen. Als Frescobaldo ihn so übel gekleidet sah, da doch sein Gesicht viel Adel verrieth, empfand er um so mehr Mitleid mit ihm, als er sah, daß er ein Engländer sei. Er fragte ihn, aus welchem Lande in der Fremde er denn komme; worauf jener zur Antwort gab, er sei ein Engländer; und als ihn Frescobaldo, dem England sehr genau bekannt war, nach einigen Eigenthümlichkeiten des Landes fragte, gab der Jüngling sehr befriedigende Antworten.

Ich heiße Thomas Cromwell**), fuhr er fort, und bin der Sohn eines armen Tuchscheerers. Ich entfloh meinem Vater und kam mit dem Lager der Franzosen,

*) Simrock (Quellen des Shakspeare III, 121) theilt diese Novelle mit aus Veranlassung des dem Shakspeare zugeschriebenen Dramas Cromwell, welches Tieck uns übersetzt hat. Vier Schauspiele des Shakspeare. Stuttgart und Tübingen, 1831. 8.

**) Cremonello, sagt Bandello.

das am Garigliano aufgehoben ward, nach Italien. Ich diente mit noch einem Fußgänger als Lanzenträger.

Frescobaldo führte ihn sehr freundschaftlich in sein Haus und hielt ihn hier aus Liebe zu der englischen Nation, bei welcher er viel Gutes genossen hatte, einige Tage bei sich, behandelte ihn sehr gütig, kleidete ihn neu und als er nach seinem Vaterlande abreisen wollte, gab er ihm noch sechszehn florentinische Goldducaten in Gold und ein gutes Pferd. Da der Jüngling sich so anständig ausgestattet sah, sagte er dem Frescobaldo allen möglichen Dank und kehrte nach dem Insellande zurück. Er hatte, wie es bei fast allen Überbergischen die löbliche Sitte ist, lesen und schreiben gelernt und schrieb Englisch sehr schön und richtig. Überdies war er ein Jüngling von vielem Geiste, großer Klugheit und Entschlossenheit und wußte sich vortrefflich in den Willen Anderer zu finden und, wenn es seinem Zwecke diente, seine Leidenschaften besser zu verhehlen, als irgend ein Mensch auf Erden. Dazu ertrug er alle leiblichen Beschwerden mit großer Geduld, sodaß er sich zum Rathe des Cardinals von York*), eines Prälaten vom größten Einflusse, emporschwang und im Dienste desselben nach und nach in großen Ruf kam, daher er von ihm fast bei allen Unterhandlungen gebraucht wurde. Der Cardinal, der damals bei dem König von England im besten Ansehen stand, regierte beinahe die ganze Insel und hielt einen so großen und glänzenden Hof, daß er dem mächtigsten Fürsten genügt hätte. Daher geschah es, daß der Cardinal Cromwelln oft in Angelegenheiten von der höchsten Wichtigkeit zu dem König schickte, wobei Cromwell sich stets seiner Aufträge so geschickt entledigte und sich das Vertrauen des Königs in so hohem Grade zu erwerben wußte, daß er ihm bald sehr freundlich begegnete und ihn für geschickt hielt, die wichtigsten Geschäfte zu leiten. Der König hatte dazumal

*) Wolsey.

mit Zustimmung des Cardinals seine Gemahlin Catharina, Tochter König Ferdinand's des katholischen von Spanien, Mutterschwester Karl's von Österreich, zeitigen römischen Kaisers, verstoßen, in der Hoffnung, daß der Papst den Scheidebrief bestätigen und auf die Gründe hin, wodurch der König ihre Verstoßung zu rechtfertigen meinte, die Ehe auflösen werde. Aber der Papst fand die Verstoßung nicht gerechtfertigt und verweigerte die Bestätigung; weshalb der Cardinal von York bei dem König in Ungnade fiel und den Hof meiden mußte. Als er vom Hof weg war, verminderte der Cardinal seine Dienerschaft, behielt nur noch eine kleine Anzahl Leute bei sich und entließ ihrer täglich mehr aus seinen Diensten. Der König erinnerte sich Cromwell's, der ihn so sehr befriedigt hatte, ließ ihn zu sich bescheiden und sprach zu ihm: Cromwell, du siehst, der Cardinal hat sich zurückgezogen und bedarf so vieler Leute nicht mehr, als er halten mußte, da er noch am Ruder meines Staates saß. Du bist also jetzt müßig, da du nicht mehr für ihn zu unterhandeln hast. Willst du aber mir dienen?

Mein Gebieter, antwortete er, ich habe dem Cardinal immer treulich gedient und das Gleiche würde ich euch thun, wenn ihr euch meiner zu bedienen geruhtet.

Wohlan denn, sprach der König, so tritt in meinen Dienst, denn ich habe stets viel Gutes von dir erwartet.

Hierauf ernannte ihn der König zu seinem ersten Secretär und bediente sich seiner bei den wichtigsten vorkommenden Geschäften, die er so gut ausführte, daß der König ihn zum Großsiegelbewahrer erhob und wenige in dem Königreiche waren, die mehr bei dem König vermocht hätten, als Cromwell; denn nach der Meinung des Königs war er mehr als alle werth, die an dem Hofe waren. Aber dem blinden Glücke genügte es nicht, den Cromwell aus dem niedrigsten Stande zu solcher Größe erhoben zu haben, sondern es wollte ihn noch mehr erhöhen und der König ernannte ihn zum Ober-

kämmerer des Reichs, was die höchste Würde in England ist, der keine andere nach der königlichen sich vergleichen darf. Von nun an übergab ihm der König die Regierung des Landes, sodaß Cromwell eine wirklich unglaubliche Macht erreichte. Als er diese Höhe erstiegen hatte, zeigte sich Cromwell als Todfeind des ganzen Adels der Insel, und wo er nur einem Edelmanne schaden konnte, versäumte er es nicht, und wenn dem Könige einer verhaßt war, so schürte er nur die Flamme. Zu jener Zeit entschloß sich der König, während seine Frau Catharina von Spanien noch lebte, um jeden Preis eine andere zu nehmen und da er den päpstlichen Dispens durchaus nicht erhalten konnte, dispensirte er sich selber. Daraus entstanden unendliche Unordnungen in jenem Königreich, welches sich völlig von der heiligen katholischen Mutterkirche in Rom losriß. Unzählige Brüder und Mönche, welche sein Verlangen nicht bewilligen wollten, wurden enthauptet und viele Edelleute und Barone ums Leben gebracht. Auch viele große Prälaten von dem heiligsten Wandel wurden hingerichtet, und es verging nur selten ein Tag, daß nicht dieser oder jener um einen Kopf gekürzt ward. Bald war fast der ganze Adel Englands erloschen, denn die Vornehmen traf die Verfolgung viel grausamer, als die niedern Stände. Die allgemeine Meinung bezeichnete den Cromwell als den Urheber aller dieser Gräuel, weil er den Adel tödtlich haßte und ihn zu vernichten strebte, da er sich selbst eines niedern Ursprungs bewußt war. Es war aber meine Absicht nicht, euch die Grausamkeiten und das Blutbad zu schildern, die sich ohne gerechte Veranlassung in England begaben, sondern ich begann diese Novelle, um die Folgen zu berichten, welche die edle Handlung des Frescobaldo gegen Cromwell für jenen haben sollte. In jener Zeit also, da Cromwell als Herr und Meister über die Insel schaltete, geschah es, daß Francesco Frescobaldo durch große Unglücksfälle und Verluste an seinen Waaren, wie

solchen Kaufleute stets ausgesetzt sind, eine völlige Zerrüttung seines Vermögens erfuhr; denn als ein rechtlicher und edeldenkender Mann befriedigte er alle seine Gläubiger, konnte aber, was ihm andere verschuldeten, nicht beitreiben. So herabgekommen und verarmt, ging er nun seine Bücher durch und fand nach genauer Berechnung, daß er in England mehr als funfzehntausend Ducaten zu fordern habe, weshalb er beschloß, dahin zu reisen, so viel als möglich davon einzuziehen und den Rest seines Lebens in Ruhe zu verbringen. Mit diesem Gedanken reiste er von Italien nach Frankreich und von Frankreich nach England und verweilte in London, ohne sich indeß nur mit einem Gedanken der edeln Handlung zu erinnern, die er an Cromwell zu Florenz übte; wie es eines wahrhaft milden Herzens würdig ist, die Andern erwiesenen Wohlthaten zu vergessen und die empfangenen in Marmor zu hauen, um sie zu vergelten, so oft sich Gelegenheit dazu darbietet. Als er nun in London seine Geschäfte betrieb, ging er eines Tages durch eine Straße, und der Zufall fügte es, daß der Oberkämmerer ebenfalls diese Straße und zwar dem Frescobaldo entgegenkam. Sobald ihn der Oberkämmerer erblickt und die Augen fest auf ihn geheftet hatte, erkannte er ihn für jenen, der in Florenz so edelmüthig an ihm gehandelt hatte. Er stieg vom Pferde (denn er kam geritten), ging zur größten Verwunderung aller seiner Begleiter (über hundert der vornehmsten Großen des Königreichs waren zu Pferde in seinem Gefolge), auf ihn zu, umarmte ihn auf das Liebevollste und sprach unter Thränen: Seid ihr nicht Francesco Frescobaldo aus Florenz?

Der bin ich, gnädiger Herr, antwortete jener, und euer unterwürfigster Diener.

Mein Diener, sagte der Oberkämmerer, seid ihr weder, noch begehre ich euch dazu, sondern zu meinem werthesten Freunde. Auch sollt ihr wissen, daß ich gerechte Ursache habe, mich sehr über euch zu beklagen, denn da ihr wußtet,

wer und wo ich sei, hättet ihr mich von eurer Ankunft in London benachrichtigen sollen; dann würde ich gewiß einen Theil der Schuld abgetragen haben, wegen welcher ich euch verhaftet zu sein gerne gestehen will. Doch Gott sei gelobt, daß es noch Zeit ist! Ihr sollt tausendmal willkommen sein. Ich bin jetzt in Geschäften meines Königs und kann nicht länger bei euch verweilen; darum haltet mich für entschuldigt! Sucht es aber um jeden Preis möglich zu machen, heute Mittag bei mir zu speisen, und bleibt nicht aus!

Hiermit stieg der Oberkämmerer wieder zu Pferde und ritt an den königlichen Hof. Frescobaldo erinnerte sich, da der Oberkämmerer fort war, daß dies der junge Engländer gewesen sei, welchen er in Florenz in sein Haus aufgenommen, und begann Hoffnung zu schöpfen, denn er dachte, die Vermittelung eines so mächtigen Freundes werde es ihm erleichtern, sein Geld beizutreiben. Als nun die Mittagsstunde herankam, begab er sich in den Palast des Oberkämmerers und hatte nicht lange im Hofraume gewartet, so kam derselbe zurück, stieg vom Pferde, umarmte Frescobaldo von Neuem sehr freundschaftlich, wandte sich dann zu dem Admiral und den übrigen Fürsten und Herren, welche mit ihm zur Tafel gekommen waren, und sprach: Meine Herren, wundert euch nicht über die Freundschaftsbezeugungen, welche ich diesem florentinischen Edelmann erweise, denn es sind nur Abschlagszahlungen für die unendlichen Verpflichtungen, die ich gegen ihn zu haben mir bewußt bin und gerne gestehe, denn meinen gegenwärtigen Rang bekleide ich nur durch ihn. Vernehmt, wie sich das verhält.

Hierauf erzählte er vor allen Anwesenden, indem er die Hand des florentinischen Edelmanns in der seinen hielt, wie er nach Florenz gekommen sei und welche Liebesdienste er dort von ihm empfangen habe. Hierauf führte er ihn an seiner Hand in den Saal, und als sie dort angekommen waren, setzten sie sich zu Tische. Der

Oberkämmerer bestimmte, daß Frescobaldo den Platz an seiner Seite einnehmen solle, wo er ihn dann mit den zärtlichst n Liebkosungen überhäufte. Als die Tafel aufgehoben wurde und die Gäste sich beurlaubt hatten, wünschte der Oberkämmerer zu wissen, warum Frescobaldo wieder nach London gekommen sei. Frescobaldo erzählte ihm sofort sein ganzes Unglück und wie ihm außer d m Hause in Florenz und einem Landgut in der Nähe fast nichts geblieben sei, als die funfzehntausend Ducaten, die er in England zu fordern habe, und etwa zweitausend in Spanien, und um diese Summe beizutreiben, habe er sich nach der Insel begeben.

Wohlan denn, sagte der Oberkämmerer, für die geschehenen Dinge gibt es kein Mittel, und ich kann nur euer Unglück beklagen, wie ich von ganzem Herzen thue. Für das Übrige soll Befehl ergehen, daß euch Alles erstattet wird, was ihr zu fordern habt, und ich werde kein Mittel schonen, das in meiner Gewalt steht, denn ich versichere euch, die Wohlthaten, die ihr mir erwiesen habt, ohne mich weiter zu kennen, haben mich euch so verpflichtet, daß ich ewig der eurige sein werde, und ihr über mich und mein Vermögen, wie ich selbst, zu verfügen habt; und wenn ihr das nicht thut, so ist es euer Schade, denn ich werde euch keine weiteren Anerbietungen machen, da ich es für überflüssig halte. Es ist genug, daß ich es euch jetzt ein für alle Mal sage. Doch stehen wir auf und gehen wir in mein Gemach!

Hier verschloß der Oberkämmerer die Thüre, öffnete einen großen mit Ducaten gefüllten Schrein, nahm sechszehn Stück heraus und gab sie dem Frescobaldo.

Hier, mein Freund, fuhr er fort, sind die sechszehn Ducaten, die ihr mir gabt, als ich Florenz verließ; hier die andern zehn, die euch das Pferd kostete, das ihr mir kauftet, und hier noch zehn, die ihr auf meine Kleidung verwandtet. Da ihr aber ein Kaufmann seid, so scheint es mir unbillig, wenn euer Geld in so langer Zeit todt

gelegen haben sollte, ohne Gewinn zu bringen, wie ihr es gewohnt seid. Nehmt also diese vier Beutel mit Ducaten, wovon jeder viertausend Ducaten enthält. Betrachtet sie als Ersatz der eurigen und genießt sie mir zu Liebe.

Frescobaldo, der zwar von unermeßlichen Reichthümern in große Armuth herabgesunken war, aber doch seine edle Denkungsart nicht verleugnen konnte, wollte das Geschenk nicht annehmen, äußerte jedoch den lebhaftesten Dank für ein so großmüthiges Anerbieten. Indeß nöthigten ihn die dringenden Zureden des Oberkämmerers dazu und er mußte ihm auch eine Liste aller seiner Schuldforderungen geben, was Frescobaldo herzlich gerne that. Er schrieb ihm die Namen der Schuldner und die Summen seines Guthabens auf. Als er diesen Zettel hatte, rief Cromwell einen seiner Hausbeamten und sprach zu ihm: Suche die Leute auf, deren Namen auf dieser Liste stehen, wo sich dieselben auch auf dieser Insel befinden mögen, und gib ihnen zu erkennen, wenn sie binnen vierzehn Tagen ihre Schuld nicht abgetragen haben, so werde ich selbst zu ihrem Schaden und Leide meine Hand ins Spiel mischen. Sie sollen sich also vorstellen, ich selbst sei der Gläubiger.

Der Diener richtete den Befehl seines Herrn mit vieler Sorgfalt aus, sodaß in der anberaumten Frist an funfzehntausend Ducaten eingingen. Und wenn Frescobaldo die in einer so langen Zeit aufgelaufenen Zinse begehrt hätte, so würde er sie alle bis auf den letzten Heller erhalten haben; aber er begnügte sich mit dem Kopfgeld und verlangte keinerlei Zinse, was ihm bei aller Welt Ehre erwarb, sonderlich da schon jedermann auf der ganzen Insel wußte, welche Gunst er bei dem Oberkämmerer genoß. Unterdessen war Frescobaldo der beständige Tischgenosse Cromwell's, der sich von Tag zu Tag bestrebte, ihm alle mögliche Ehre zu erweisen. Und weil er großes Behagen an seinem Umgange fand und deshalb wünschte, daß er immer in London bleiben möge, erbot

er sich, ihm sechszigtausend Ducaten auf vier Jahre zu leihen, ohne einen Heller Nutzen zu verlangen, damit er in London ein Haus und Geschäft anlegen und Handel treiben könne, wozu er noch das Versprechen fügte, seine Unternehmungen in jeder Weise zu begünstigen. Frescobaldo, welcher sich in seine Heimat zurückzuziehen und den Rest seiner Tage in Ruhe zu verbringen und sich zu pflegen wünschte, dankte ihm mit gerührtem Herzen für so außerordentliche Großmuth und kehrte mit Erlaubniß des Oberkämmerers, nachdem er sein Geld in Wechsel auf Florenz umgesetzt hatte, in sein ersehntes Vaterland zurück, wo er reich genug anlangte und sich einem höchst sorgenlosen Leben ergab. Jedoch genoß er nicht lange dieser Ruhe, indem er noch im nämlichen Jahre, in welchem er London verlassen hatte, in Florenz starb. Was sagen wir von der Dankbarkeit und Freigebigkeit Cromwell's? Gewiß verdient sein Betragen gegen Frescobaldo das höchste Lob, und wenn er den Adel seines Landes so sehr geliebt hätte, als er sich gegen die Ausländer mild erwies, so würde er vielleicht noch leben; aber er haßte den englischen Adel so sehr, daß er sich zuletzt selber den Tod bereitete. Weil mir nun nichts anderes zu berichten bleibt, so berichte ich von seinem Tode. Als er einige Jahre die Gnade des Königs besessen und dessen Gunst ihn verblendet hatte, zeigte er sich bereitwillig, bald diesen, bald jenen enthaupten zu lassen; und je vornehmer und mächtiger einer war, desto lieber übte er seine Gewalt über ihn aus, ohne Unterschied zwischen Weltlichen und Geistlichen. Eines Tages, als er den Bischof von Winchester, ich weiß nicht weshalb, hinrichten lassen wollte, sagte er demselben in dem geheimen Rathe des Königs, dieser lasse ihm befehlen, sich als Gefangener in den Thurm zu verfügen, einen Ort, den nach der gemeinen Ansicht der Engländer nie einer betrat, ohne den Kopf zu verlieren. Über diesen Befehl bestürzt, antwortete ihm der Bischof, er wisse nicht, aus welchem

Grund ihm dies befohlen werde, er wolle zuvor mit dem König sprechen.

Ihr könnt ihn nicht sprechen, antwortete der Oberkämmerer. Begebt euch nur dorthin, wohin ich sage.

Zugleich befahl er vieren seiner Leute, ihn gefangen zu nehmen. Hierüber waren sie im Streit begriffen, als der Herzog von Suffolk, Cromwell's Feind, zu dem Könige ging, der sich in einem benachbarten Gemache befand, und ihm von dem Streit zwischen dem Oberkämmerer und dem Bischof erzählte. Der König, der nichts davon wußte, schickte einen seiner Höflinge heraus, um den Bischof zu sich zu bescheiden. Als der Oberkämmerer dies hörte, ärgerte er sich sehr und begab sich nach Hause, wo er vier Tage blieb, ohne sich weder bei Hofe noch im Rathe blicken zu lassen. Der Bischof begab sich vor den König und betheuerte, sich nicht schuldig zu wissen; indeß stehe er in seinen Händen und unterwerfe sich seinem Richterspruche, wenn er gefehlt haben sollte. Als der König sah, daß Cromwell nicht am Hofe erschien und daß nichts wider den Bischof vorliege, setzte er ihn in Freiheit und sprach laut, daß der ganze Hof es vernahm: Ich will doch sehen, wer seinen Zorn am besten zu handhaben versteht, ich der König oder Thomas Cromwell.

Da es inzwischen bekannt gemacht worden war, daß der König aufgebracht sei, liefen viele Klagen gegen den Oberkämmerer ein und es fand sich, daß er an vielen Unthaten schuldig sei, vor Allem hinsichtlich der Rechtspflege. Nach Verlauf von vier Tagen begab sich der Oberkämmerer wieder in den geheimen Rath. Hierauf wurde der Ort, wo der Rath versammelt war, verschlossen, und der König ließ durch einen Kämmerling der Dienerschaft Cromwell's anzeigen, dieser werde heute bei dem König speisen, sie sollen daher ebenfalls zu Tische gehen und dann zurückkehren. Alle zerstreuten sich sofort, und der König ließ nun seine Leibwache kommen und sich

vor der Thüre des Raths aufstellen. Als die Sitzung zu Ende war, trat der Oberkämmerer heraus; sogleich ergriff ihn die Leibwache und erklärte ihn für des Königs Gefangenen. Hierauf wurde er nach dem Thurm geführt und wohl bewacht. Man machte ihm den Proceß und schon wenige Tage darauf wurde er eines Morgens nach dem Befehle des Königs auf dem Platz des Kastells enthauptet. Hätte er das Rad des Glücks zu hemmen verstanden, das heißt, hätte er mehr Edelsinn und weniger Blutdurst bewiesen, so würde er vielleicht ein besseres und ehrenvolleres Ende genommen haben.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.



